Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters

Rudolf Dunkmann berichtet

F. COPPENRATH VERLAG

Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters

Rudolf Dunkmann berichtet

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland
herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Heft 23

Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters

Rudolf Dunkmann berichtet

herausgegeben von

Dietmar Sauermann

Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters

Rudolf Dunkmann berichtet

herausgegeben von

Dietmar Sauermann

F. COPPENRATH VERLAG

Titelbild: Rudolf Dunkmann, 1973

ISBN 3-88547-106-x
VVA-Nr. 297 00106-6
Copyright 1980/G. by F. Coppenrath Verlag, Münster
+ Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise
Printed in Germany
Imprimé en Allemagne

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG 1

I. RUDOLF DUNKMANN IM GESPRÄCH

Elternhaus 15
Jugenderlebnisse: Kinderarbeit, Schule, Kleidung, Räuchern, Backen 20
Geschwister, Gesindedienst 25
Schule, Lesen, Schulfeste 28
Lehre, Abhängigkeit der Heuerlinge 31
Arbeitsleben, Krieg und Gefangenschaft, Urlaub 35
Die Räume des Elternhauses 42
Heirat, Hausbau, eigene Wohnungseinrichtung 50
Kinder und Enkel 58
Nachbarschaft 62
Vereine
Radsportverein 68
Sozialgruppen und Vereine 74
Schützenverein, Gesangverein, Kirchenchor 75
Heimatverein 80
Weitere Vereine 81
Gelegenheitsgedichte 84

II. RUDOLF DUNKMANN ALS VOLKSKUNDLICHER GEWÄHRSMANN

Leeden als Grenzland 89
Essen und Trinken (Der Tageslauf im Haushalt)
Frageliste 92
Der Tageslauf im Haushalt 96
Knechte und Mägde 103
Wie man früher den Sonntag feierte 110
Vom Schnapstrinken 115
Advents- und Weihnachtsbrauchtum 119
Fastnachtsbräuche und Nachbarschaft 123
Konfirmation früher und heute 129
Verlobung und Hochzeit 132
Brauchtum um Tod und Begräbnis 139
Schützenbrauchtum 145

Verzeichnis der Manuskripte und beantworteten Fragebogen Rudolf Dunkmanns im Archiv für westfälische Volkskunde 151

Verzeichnis der Gewährsleute von Rudolf Dunkmann 153

III. RUDOLF DUNKMANN ALS GELEGENHEITSDICHTER

Up de Dunk 157
Mein Heimatdorf 158
900 Jahre Leeden 158
Das Leedener Spritzenhaus 159
Widmung : Der Volkstanzgruppe Lotte 160
50 Jahre Radfahrer-Verein Leeden 161
Zum 40jährigen Arbeitsjubiläum 162
Denunziere nie 163
Meiner lieben Mutter zum 80. Geburtstag 165
Zur Hochzeit von M. 166
Zu Augustens 70. Geburtstag 167
Zum 75. Geburtstag meines Bruders Wilhelm 168
Kinderkarneval in Leeden 169
Die weiße Aster 169
Der Minnesänger 170
Min Handstock 171

REGISTER 173

ABBILDUNGEN

EINLEITUNG

Wie Diskussionen, Abhandlungen und laufende Forschungsprogramme zeigen, ist in jüngster Zeit die Biographie zunehmend in das Blickfeld der Volkskunde gerückt[1]. Das Interesse ist sogar so groß, daß in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde darüber diskutiert wurde, ob man nicht den Deutschen Volkskunde-Kongreß 1981 unter das Thema "Lebenslauf und Lebenszusammenhang" stellen sollte[2].

Die erhöhte Aufmerksamkeit der Volkskunde gegenüber der wissenschaftlichen Auswertung von Biographien und Lebenszeugnissen und die zunehmende Erkenntnis der biographischen Gebundenheit von Quellengruppen, die für die volkskundliche Forschung wichtig wurden, haben mich dazu ermutigt, den vor einigen Jahren begonnenen, dann aber zurückgestellten Plan zu verwirklichen, ein Tonbandinterview zu veröffentlichen, das ich 1972/73 in mehreren Sitzungen mit Herrn Rudolf Dunkmann aus Leeden (Kr. Steinfurt) über dessen Leben geführt habe.

Als ich 1970 bei der Volkskundlichen Kommission für Westfalen angestellt wurde, übernahm ich u.a. die Aufgabe, möglichst viele Informationen und Materialien über die Volkskultur des Tecklenburger Landes und Minden-Ravensbergs in den letzten 100 Jahren zusammenzutragen. Aus diesem Grunde übernahm ich auch die Betreuung derjenigen Mitarbeiter des Archivs für westfälische Volkskunde (AwVk), deren Hauptberichtsorte in diesen Teilen Westfalens lagen. Das Archiv, das 1951 durch Martha Bringemeier begründet wurde, hatte im Laufe der Zeit ein Netz von Gewährspersonen aufgebaut, das sich über ganz Westfalen erstreckte. Diesen Mitarbeitern werden Fragelisten zu eng begrenzten Themen der Volkskultur zugeschickt, die zu zusammenhängenden Erlebnis- und Erfahrungsberichten anregen sollen. Die starke Fluktuation der Gewährspersonen Ende der 60er Jahre hat dazu geführt, daß die Bearbeiter individuell angesprochen werden. Der Betreuer im Archiv wählt daher nach eigenem Sachinteresse und durch Anknüpfung an Mitteilungen der Mitarbeiter aus den vorhandenen Fragelisten die jeweils zu bearbeitende aus und verschickt sie mit einem Anschreiben, das zur Bearbeitung des Themas motivieren soll. Jeder eingegangene Bericht wird vom Betreuer durchgearbeitet. Dabei wird besonders auf bemerkenswerte Mitteilungen, auf Unstimmigkeiten, weiterführende Hinweise und Andeutungen geachtet, auf die dann in der weiteren Korrespondenz näher eingegangen wird. So kommt es oft genug zu einem recht intensiven Schriftwechsel zwischen Betreuer und Bearbeiter, der schließlich, da auch persönliche Dinge behandelt werden, zu einem engen Kontakt und zu Besuchen führt[3].

Durch diese Mitarbeiterbetreuung lernte ich Rudolf Dunkmann kennen, der damals, knapp 70 Jahre alt, als Gewährsmann für den Ort Leeden

im Tecklenburger Land tätig war. Der Anknüpfungspunkt für die erste persönliche Begegnung am 16. April 1971 war mein Interesse an Hofakten, besonders an Brautschatzverschreibungen und anderen bäuerlichen Inventarverzeichnissen. Herr Dunkmann kannte einige Bauern, die ältere Unterlagen über ihren Hof besaßen, und er stellte sich bereitwillig als Mittelsmann zur Verfügung. Während meiner wiederholten Besuche in den Jahren 1971 und 1972, bei denen ich mich für die Sozialgeschichte und die Veränderungen des kulturellen Lebens der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in Leeden interessierte, berichtete mir Herr Dunkmann viele Einzelheiten über die Geschichte der Bauernhöfe und der Vereine seines Heimatortes. Er war für mich der sachkundige Kenner des Ortes und der Lebensverhältnisse der Bewohner, der Gewährsmann, der alles über Leeden wußte oder zumindest sagen konnte, welche weiteren Personen angesprochen werden mußten, um die von mir gewünschten Auskünfte oder Materialien zu erhalten. Er berichtete mir aber auch einiges über sein Leben, so z.B. daß er einer Heuerlingsfamilie entstammt und jahrzehntelang in den verschiedensten Vereinen tätig war. Und je mehr ich über ihn und seinen Lebensweg erfuhr, umso mehr verlagerte sich mein Interesse von dem Ort Leeden auf seine Person, auf seine besonderen Lebensumstände.

Bei der Vorbereitung einer Probebefragung älterer Personen in Wettringen (Krs. Steinfurt) über ihr Leben tauchte der Gedanke auf, ein solches Interview auch mit Herrn Dunkmann zu führen, der sich sofort ohne Zögern dazu bereit erklärte. Er war auch damit einverstanden, daß das Gespräch auf Tonband aufgezeichnet wurde. Zunächst war nur an eine Befragung von zwei Stunden gedacht. Daher erstreckte sich das erste Gespräch über sein ganzes Leben von der Kindheit bis zum Rentnerdasein. Da in der ersten Befragung viele Bereiche nur gestreift werden konnten, die mir wichtig erschienen, und da das Gespräch sehr flüssig und ungezwungen ablief, kamen wir überein, das Interview fortzusetzen. So fanden in den Jahren 1972 und 1973 insgesamt fünf Befragungen statt. Vier von ihnen dauerten jeweils zwei bis drei Stunden, eine erstreckte sich auf zweimal zwei Stunden, wobei eine längere Pause (über Mittag) eingeschoben wurde. Die Gespräche erfolgten zumeist vormittags und wurden in dem "Stübchen", dem kleinen Wohnraum der Altenteilerwohnung, geführt, die innerhalb des Hauses am Ritterkamp in Leeden von der Wohnung der Familie seiner Tochter abgetrennt ist. Bei den Interviews war ich stets mit Herrn Dunkmann allein.

Das jeweilige Gesprächsthema habe ich bei der Terminabsprache grob umrissen angekündigt, z.B. Elternhaus, Wohnungseinrichtung usw. Obwohl ich keinen feststehenden, rational begründeten Plan für die Gesprächsführung hatte, außer dem, mich an den Lebensabschnitten entlangzutasten (Kindheit, Schule, Heirat usw.), ergab sich kein "freies" Gespräch, sondern ich setzte durch mein Forschungsinteresse unbewußt Schwerpunkte. So sind die Themen Gesinde, Wohnungseinrichtung, Vereine, Schul-, Familien- und Vereinsfeste, Nachbarschaft usw. auf meine Vorentscheidungen und Steuerungen zurückzu-

führen. Herr Dunkmann setzte aber in diesem Rahmen nun seinerseits bestimmte Gewichte: Das Aussterben des Familiennamens, das Verhältnis seines Vaters zu den Bauern und damit allgemein der Heuerlinge zu "ihrem" Bauern, die Bedeutung der Weimarer Zeit mit ihrem wirtschaftlichen Auf und Ab, der Arbeitslosigkeit und den Veränderungen am Arbeitsplatz nach 1933, der Erwerb des Grundstücks und der Bau des Hauses ("Eigentum"). Diese Themen waren Herrn Dunkmann so wichtig, daß er wiederholt auf sie zurückkam. Die ausführliche Behandlung der Finanzierung und des Baus des Hauses ist aber auch darauf zurückzuführen, daß ich zu jener Zeit mit dem Bau eines Eigenheims beschäftigt war. Zu kurz gekommen sind oder gar nicht behandelt wurden z.B. folgende Bereiche: religiöse Themen, Einstellung zu politischen Verhältnissen, vor allem zu den Parteien, Einzelheiten über die Arbeiten beim Gleisbau und in der Zementfabrik und das Leben als Rentner.

Es war von Anfang an meine Absicht, das Gespräch möglichst auf das persönliche Schicksal von Herrn Dunkmann und seiner Familie zu konzentrieren. Sobald allgemeinere Dinge angesprochen wurden, die mir zu wenig Verbindung zu dem Lebenslauf zu haben schienen, habe ich das Gespräch bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wieder auf die persönliche Situation von Herrn Dunkmann zurückgelenkt. Dabei habe ich jedoch übersehen, daß sich gerade in dem Urteil über andere Menschen, über den Raum, in dem man lebt, und über die Geschichte des Heimatortes wichtige persönliche Momente widerspiegeln. Ich war zu sehr auf den rein formalen Lebenslauf und den direkten biographischen Bezug fixiert.

Andererseits habe ich mich eingehend und sehr detailliert über das Vereinsleben in Leeden erkundigt, so daß allein diesem Bereich eine Doppelsitzung gewidmet ist. In diesem Gesprächsabschnitt steht das Leben von Herrn Dunkmann zum Teil über längere Zeit nicht mehr im Mittelpunkt. Hier bestimmte mein allgemeines Interesse an den Vereinen in Leeden das Interview. Daneben läßt sich beobachten, daß ich in anderen Gesprächssituationen nur ab und zu eingegriffen habe.

Ich hatte damals nur geringe Erfahrungen in mündlichen Befragungen. Es war mein erster größerer Versuch in dieser Richtung. Die Fragen wurden spontan aus der Situation heraus formuliert und waren daher wenig rational kontrolliert. Sie enthalten oft Unterstellungen oder alternative Beantwortungsmöglichkeiten, die Herrn Dunkmann irritierten oder gar von dem ablenkten, was er eigentlich sagen wollte, z.B. bei dem Gespräch über die Holzschuhe und das Heuerhaus (S. 22 u.42f).Seinen Reaktionen ist aber auch zu entnehmen, daß er in vielen Fällen sich durch meine Fragen nicht darin beirren ließ, einmal von ihm angesprochene Gedanken weiter zu verfolgen. Einige Fragen beantwortete er sehr ausgreifend, so daß zunächst der Eindruck entstand, er beabsichtige auf die Frage nicht weiter einzugehen. Dies führte manchmal zu Mißverständnissen oder umständlichen Klärungen.

Durch das weitgehend unkontrollierte und unreflektierte methodische Vorgehen hat aber die Befragung an Unmittelbarkeit, Spontaneität und Farbigkeit gewonnen. So entstand ein Dokument der Begegnung, einer Kontaktaufnahme: Ein 37jähriger Akademiker steht einem 70jährigen Arbeiter gegenüber, wobei der Arbeiter versucht, seinem Gesprächspartner, der aus einem ganz anderen sozialen Umfeld stammt, seine Lebensumstände und -erfahrungen begreiflich zu machen. Da es sich gleichzeitig um einen Tradierungsprozeß handelt, berichtet der Ältere vorwiegend das, was für die Generation seiner Enkel bestimmt ist und was er für unbedingt weitergebenswert hält. Dieses Bezugsverhältnis wird noch dadurch verstärkt, daß der jüngere Gesprächspartner ein Angehöriger einer Institution ist, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Vergangenes und Vergehendes zu registrieren und zu dokumentieren, um es so vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Herr Dunkmann deutete wiederholt an, daß er der Ansicht sei, wir Wissenschaftler könnten durch konservierende Eingriffe die Zukunft mitbestimmen.

All diese Umstände führten dazu, daß das Gespräch innerhalb des von mir vorgegebenen Rahmens letztlich um die Aktivitäten, Vorstellungen, Hoffnungen und Wünsche kreisten, die für Herrn Dunkmann zum Zeitpunkt des Gesprächs wichtig waren, die zum Teil aber seiner Meinung nach von der gegenwärtigen Gesellschaft nicht mehr als uneingeschränkt gültig und verpflichtend angesehen werden. Der Bezug zur Gegenwart, die sich im Subjekt spiegelt, ist dabei stets deutlich greifbar.

Leeden[4], der Heimatort von Herrn Dunkmann, hatte 1927 1.300 und 1970 knapp 2.000 Einwohner. Er liegt im Teutoburger Wald auf einer Hochfläche im Osten des ehemaligen Landkreises Tecklenburg an der Grenze zum Osnabrücker Land, der Landesgrenze von Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. Bis 1813 prägte ein evangelisches adeliges Damenstift den Charakter des Dorfes, das aus dem eigentlichen Stiftsbezirk, dem heutigen Ortskern mit Kirche, Pfarrhaus, Gastwirtschaften, Schule, Handwerker- und Geschäftshäusern, und den beiden Bauerschaften Loose und Oberberge besteht. Bis weit ins 2o. Jahrhundert hinein waren die Bauern die führende Sozialgruppe Leedens. Sie hatten auf ihren Ländereien (80 bis 200 Morgen, einige Höfe sogar bis 280 Morgen) eine größere Anzahl von Nebengebäuden errichtet, zu denen jeweils ein kleines Stück Acker- und Wiesenland gehörte. Diese Häuser und das umliegende Land wurden an die Heuerlinge verpachtet, die dafür den Bauern Arbeitshilfe leisten mußten. Oft genug waren die Heuerlinge als Handwerker bei den Bauern oder als Saisonarbeiter in den Niederlanden beschäftigt, während ihre Frauen und Kinder die Arbeitshilfe in der Landwirtschaft der Bauern leisten mußten. Im Gegensatz zu den meisten anderen Orten des Tecklenburger Landes war in Leeden der Anteil der Heuerlinge an der Gesamtbevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhältnismäßig gering[5]. Daher kam es erst um 1850 zu einem größeren Bevölkerungsüberschuß, der dann in den 60er Jahren eine Auswanderungswelle zur Folge hatte. In den darauffolgenden Jahrzehnten fand die Landar-

beiterschicht beim Eisenbahnbau, in der Georgsmarienhütte bei Osnabrück und in der Zementindustrie in Lengerich Arbeit. Am Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Heuerstellen nicht mehr attraktiv genug, da immer mehr Industriearbeiter durch Akkordarbeit so viel Geld verdienen konnten, daß sie an ihrem Wohnort ein "Eigentum" erwerben, d.h. ein Haus bauen konnten, das ihnen gehörte. So bildete sich in Leeden nach und nach eine Industriearbeiterschicht heraus, die in den Nachbarorten Arbeit fand, im Ort aber ansässig blieb und sogar teilweise so viel Land erwerben konnte, daß sie einen landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetrieb unterhalten konnte. Im Laufe der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts überflügelten in Leeden die Arbeiter an Zahl die Bauern[6].Sie bestimmten immer mehr das Vereins- und damit das kulturelle Leben des Ortes. Zu dieser sozial aufsteigenden und selbstbewußten Bevölkerungsgruppe Leedens gehört auch Herr Dunkmann.

Zur besseren Einordnung der angesprochenen Erlebnisse und Erfahrungen ist es notwendig, die wichtigsten Lebensdaten von Rudolf Dunkmann in einer Übersicht zusammenzustellen:

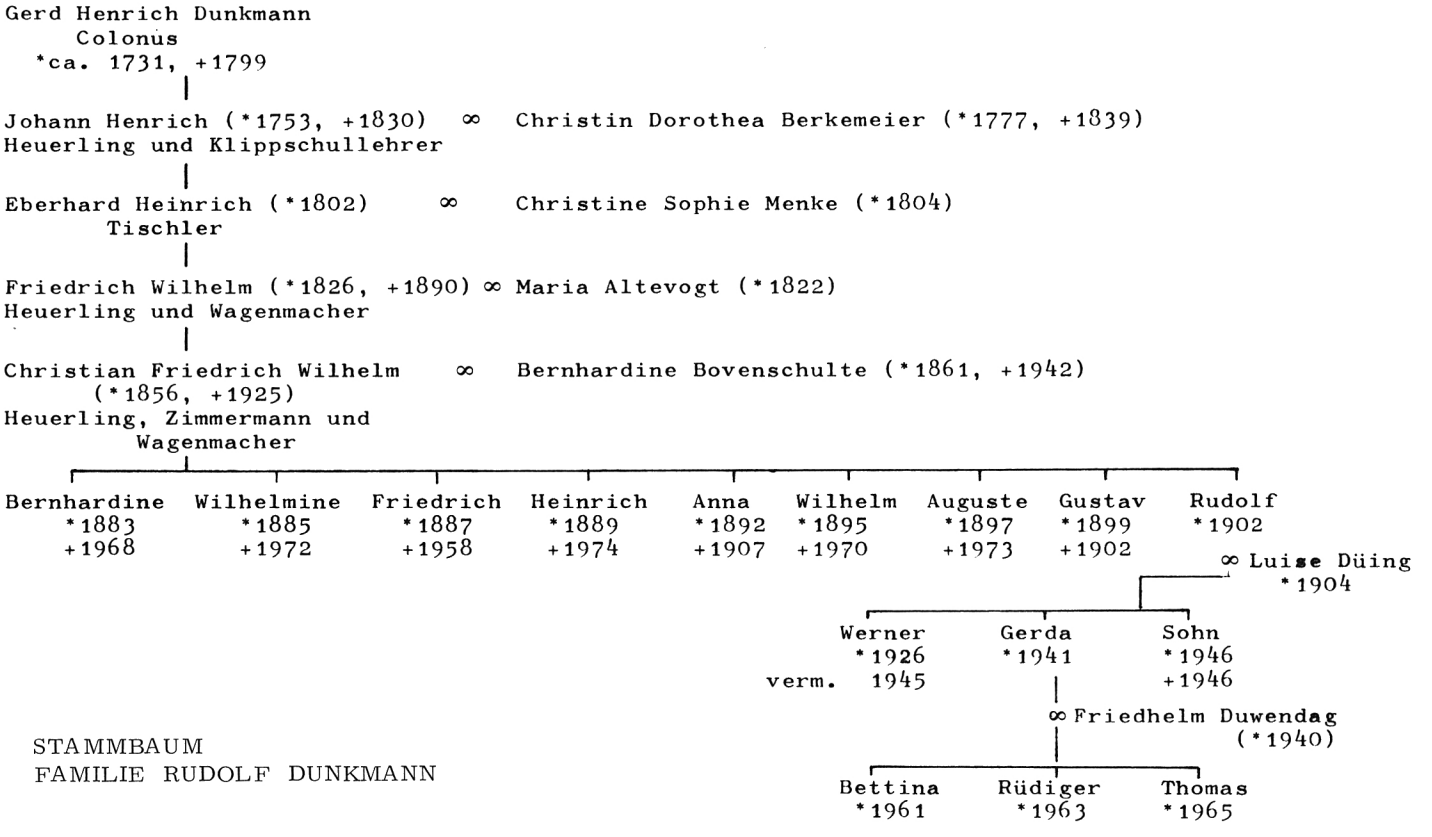
2. Juli 1902	geboren als neuntes und jüngstes Kind des Heuerlings, Wagenmachers und Zimmermanns Christian Friedrich Wilhelm Dunkmann in Natrup-Hagen (Kr. Osnabrück)
1903	Umzug der Familie in ein Heuerhaus des Bauern Schulte-Freckling in Leeden
1908-1916	Besuch der zweiklassigen Volksschule in Leeden
1916-1917	Lehre bei einem Schmied
1919-1922	Gleisarbeiter bei der Deutschen Reichsbahn
ab 1922	Beschäftigung bei der Wicking Portland-Zement AG, später Fa. Dyckerhoff
1925	Tod des Vaters und zusätzliche Übernahme der elterlichen Heuerstelle
1926	Heirat mit Luise Düing
1927	Geburt des Sohnes Werner
1929	Hausbau in Leeden
1940-1945	Soldat, zunächst in Holland, dann auf dem Balkan
1941	Geburt der Tochter Gerda
1945	Sohn Werner in Rußland vermißt
1945	amerikanische Kriegsgefangenschaft
1961	Verheiratung der Tochter Gerda mit Friedhelm Duwendag
1962	Ausscheiden aus der Fa. Dyckerhoff als Frührentner

Diese allgemeinen Lebensdaten charakterisieren den individuellen Lebensweg Rudolf Dunkmanns nur unzulänglich. Bedeutsam ist z.B. die Tatsache, daß Herr Dunkmann in seinem Geschwisterkreis eine gewisse Ausnahmestellung einnahm. Er war nicht nur das jüngste Kind, sondern er brauchte auch nicht als Kind auf einem Bauernhof für Kost und Logis zu arbeiten. Er nahm auch später keinen Gesindedienst an, sondern ihm bot sich die Gelegenheit, eine Handwerkslehre zu beginnen. Diese Lehre konnte er aber körperlich nicht durchhalten und zog sich dabei eine Rückgratverkrümmung zu, die ihn im Alter von 15 bis 16 Jahren für mehr als ein Jahr arbeitsunfähig machte. Es gelingt ihm schließlich, durch schwere Arbeit und trotz wiederholter Arbeitslosigkeit in den 2oer Jahren ein eigenes Haus zu bauen. Dies bedeutete für ihn die Verwirklichung eines Wunschtraumes, der ihn seit seiner Jugend beschäftigte. Er litt unter der Abhängigkeit seiner Eltern von den Bauern und glaubte, durch ein "Eigentum" freier, unabhängiger und menschlicher leben zu können und von den Bauern mehr geachtet zu werden.

Seine zweite große Hoffnung war sein Sohn Werner, dem er eine günstige Startmöglichkeit eröffnen wollte, damit dieser sozial noch weiter aufsteigen konnte. Herr Dunkmann bedauerte es sehr, daß er selbst nicht die Möglichkeit gehabt hatte, eine abgeschlossene Berufsausbildung zu erreichen. Doch sein Sohn blieb 1945 in Rußland vermißt. Dies war ein schwerer Schicksalsschlag, den er Zeit seines Lebens nicht überwunden hat. Auf seinem Grundstück auf der Höhe des Berges hat Herr Dunkmann ein Denkmal zur Erinnerung an seinen Sohn errichtet. Seitdem bemüht er sich, daß wenigstens der Familienname "Dunkmann" erhalten bleibt. Adoptionsversuche sind jedoch fehlgeschlagen.

Herr Dunkmann ist sehr kontaktfreudig und beteiligt sich intensiv an dem Vereinsleben seines Ortes. Seit 1920 gehört er dem Radsportverein "Bergeslust" und dem Männergesangverein "Edelweiß" an. Als aktiver Sänger ist er auch im Kirchenchor tätig. Eine Zeitlang war er Mitglied des Schützenvereins Leeden von 1665 und des Heimatvereins in Leeden. Er organisierte die Nachbarschaft "Am Fangberg", die sich auf seine Bemühungen hin rund um sein Anwesen bildete. In einigen Vereinen war Herr Dunkmann jahrzehntelang als Schriftführer tätig. Er beteiligte sich an den Festen der Vereine und Nachbarschaften als Verfasser von lustigen Liedern, Szenen und Geschichten, die er zum Teil selbst vortrug. Auch in Tageszeitungen und in Festschriften des Ortes und der Vereine findet man seine Gedichte und Geschichten[7]. Zur Zeit plant Herr Dunkmann eine Veröffentlichung, in der er seine Erlebnisse mit in der Literatur gefundenen Informationen zu einer "Ortschronik" von Leeden zu verbinden sucht.

Seit 1965 beteiligte er sich als Berichterstatter bei den Umfragen des Atlas der Deutschen Volkskunde in Bonn, und 1968 erklärte er sich im Rahmen einer Werbeaktion unter den westfälischen Korrespondenten des Atlas auch zu einer Mitarbeit am Archiv für westfälische Volkskunde bereit. Seit jener Zeit hat er insgesamt 46 Fragelisten und andere



STAMMBAUM
FAMILIE RUDOLF DUNKMANN

Umfragen des Archivs bearbeitet (vgl. die Aufstellung S.151). Er gehört somit zu den aktivsten Gewährsleuten der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Bei seiner Berichterstattung stützt er sich zum Teil wieder auf eigene Gewährspersonen, so z.B. seine Schwester Auguste Surkamp aus Lengerich und den Schreinermeister Friedrich Lagemann aus Leeden (vgl. die Aufstellung S.153 f.)

Wie bereits oben angedeutet wurde, ist das Interview auch durch mich, den zweiten Gesprächspartner bestimmt. Da ich im bürgerlich-akademischen Bereich aufgewachsen bin, ist mir die Welt des ländlichen Arbeiters, in der Herr Dunkmann groß geworden ist, recht fremd. Das Erlebnis der Vertreibung aus Schlesien und das Leben als Ostvertriebener in einer Kleinstadt in Minden-Ravensberg erleichterten es mir jedoch, die Bemühungen Herrn Dunkmanns, sich eine eigene gesicherte Existenz zu erarbeiten, zu verstehen.

Mein volkskundliches Studium war einerseits durch die Leitidee "Volk", andererseits durch den Hang zum Positivismus geprägt. Meine Hauptarbeitsgebiete "Volkslied" und "Feste" entsprachen dem volkskundlichen Kanon, und meine Arbeit war darauf ausgerichtet, aus der Analyse der kulturellen Objektivationen Schlüsse auf Vorstellungen und Verhaltensweisen zu ziehen. Das Brüchigwerden der Theorie vom "Volk" und die Beschäftigung mit bäuerlichem Wohn- und Wirtschaftsinventar weckten mein Interesse für die soziale Differenziertheit der ländlichen Kultur und deren Veränderung seit dem 17. Jahrhundert. 1972 gab ich die Veröffentlichung "Knechte und Mägde in Westfalen um 1900" heraus, und im gleichen Jahr erschien eine Abhandlung über die "Bäuerlichen Brautschätze in Westfalen"[8]. Es besteht eine enge Verbindung zwischen diesen Arbeiten und den Gesprächen mit Herrn Dunkmann. Die anschaulichen Berichte Herrn Dunkmanns über die scharfe soziale Trennung der Bevölkerungsgruppen im ländlichen Bereich vor 1933 und den Vorbildcharakter der Bauern hat u.a. dazu beigetragen, daß eine Umorientierung meiner wissenschaftlichen Ausrichtung zu einer engagierteren sozialhistorisch ausgerichteten Volkskunde erfolgte.

Der Entschluß, das Tonbandprotokoll jetzt sieben Jahre nachher als persönliches Dokument zu veröffentlichen, beruht auf der wachsenden Erkenntnis, daß der Zugang zum kulturellen Leben eines Ortes über Gewährspersonen äußerst problematisch ist. Andererseits bedeutet das subjektive Element des persönlichen Kontaktes des Wissenschaftlers mit den Gewährspersonen, das in der volkskundlichen Forschung einen hohen Stellenwert einnimmt, eine positive Chance, sich der bei der Dokumentation erfolgten Selektionen bewußt zu werden und diese in den Erkenntnisprozeß der Wissenschaft einzubringen.[9]

Durch diese Veröffentlichung soll gezeigt werden, wie stark das persönliche Interesse des Wissenschaftlers auf den Ablauf und den Inhalt eines Interviews einwirkt. Wenn man dies als eine unabänderliche

Tatsache auffaßt, so ist es erforderlich, daß bei der Analyse einer Befragung stets die biographischen Begleitumstände aller am Gespräch Beteiligten, also auch der Wissenschaftler, berücksichtigt werden müssen. Da es für Außenstehende schwer, wenn nicht gar unmöglich ist, diese persönlichen Einflüsse auf das Interview zu erkennen und näher zu umreißen, muß die kritische Arbeit von dem beteiligten Wissenschaftler selbst geleistet und als wichtige Information zur Quelle veröffentlicht werden.

Die hier abgedruckten Tonbandaufzeichnungen, ergänzt durch Archivberichte und Gelegenheitsdichtungen Rudolf Dunkmanns spiegeln nicht nur ein individuelles Schicksal wider, sondern sie charakterisieren den Weg all jener Menschen, die es ihrem eigenen Selbstverständnis nach geschafft haben, sich aus den Bindungen zu lösen, in die ihre Eltern eingespannt waren, und ihren "eigenen Lebensweg" zu gehen. Sie weisen darüber hinaus auf die allgemeinen Lebensverhältnisse in der ersten Hälfte des 2o. Jahrhunderts und auf einige der drängenden Probleme hin, mit denen sich die Generation, die vor dem ersten Weltkrieg geboren wurde, heute in der Rückschau auseinandersetzt.

Den Hauptteil dieser Veröffentlichung bildet der Abdruck der fünf Gespräche, die ich mit Herrn Dunkmann geführt habe. Es wurde Wert darauf gelegt, daß die Art und Weise, wie Herr Dunkmann seine Gedanken entwickelt hat, deutlich zum Ausdruck kommt. Daher werden die Interviews wörtlich in der gesprochenen Sprache wiedergegeben. Allerdings sind gehäufte Wiederholungen von Wörtern, Teilsätzen und Sätzen herausgenommen. Auch Überleitungsfloskeln sowie Sprechansätze, die nach kurzer Zeit wieder abgebrochen wurden, sind nicht berücksichtigt worden. Nicht vollständige Sätze werden zumeist so wiedergegeben, wie sie gesprochen wurden. Nur dann, wenn es zum Verständnis unbedingt notwendig ist, werden Ergänzungen angefügt, die durch Klammern gekennzeichnet sind. Auslassungen von Sätzen und größeren Passagen werden kenntlich gemacht. Dabei handelt es sich entweder um inhaltliche Wiederholungen oder um Urteile und Berichte über andere Personen, die so persönlich gefärbt sind, daß ihre Veröffentlichung eine Verletzung der Privatsphäre bedeuten würde.

Die Aufeinanderfolge der einzelnen Gespräche ist der besseren Übersicht wegen etwas umgestellt, wobei das Gespräch II mit den Einheiten I und III verwoben wurde. Der innere Ablauf der Gespräche und Gesprächsteile ist jedoch beibehalten worden. Wurde in mehreren Sitzungen das gleiche Thema angesprochen, so ist die jeweils klarste und ausführlichste Fassung abgedruckt. Römische Ziffern kennzeichnen die einzelnen Gespräche. Zur Orientierung folgt ein stichwortartiger Abriß der Abfolge jedes einzelnen Gesprächs:

(I)
8. Mai 1972 (Tonband 112 grün)
Elternhaus - Kinderarbeit - Geschwister - Lehre - Gleisbau -Reichsberufswettkampf - Soldat - Gefangenschaft - Nachkriegszeit - Arbeit in der Zementfabrik

(II)
18. Mai 1972 (Tonband 112 rot)
Name Dunkmann - Brotbacken - Geschwister - Gesindedasein - Schule - Bücher und Lesen - Schulfeste - Hochzeit - Hausbau

(III)
14. August 1973 (Tonband 113 rot)
Räume des Heuerhauses - Konfirmation - Familienfeiern - elektrisches Licht - Heuerlingswesen - Hausbau und Finanzierung - Altenteil - Zusammenleben mit der Familie der Tochter

(IV)
31. Januar 1973 (Tonband 11o rot)
Kinder - Ausbildung der Kinder - Zusammenleben mit der Familie der Tochter - Verdienstmöglichkeiten in Leeden - Nachbarschaft

(V)
17. August 1972 (Tonband 11o grün)
Vereine und Gelegenheitsdichtungen

Der zweite Teil enthält neun Berichte, die durch die Fragelisten des Archivs für westfälische Volkskunde angeregt wurden und zwei weitere Einsendungen, die Herr Dunkmann von sich aus spontan dem Archiv zugeschickt hat ("Leeden als Grenzland" und "Vom Schnapstrinken"). Als Beispiel für die Art der schriftlichen Befragung des Archivs wird die Frageliste Nr. 5 "Essen und Trinken" mit abgedruckt.

Die ausgewählten Berichte befassen sich mit dem bäuerlichen Leben und Arbeiten sowie Bräuchen, Festen und Vereinen. Sie sollen einen Eindruck von der schriftlichen Berichterstattung Rudolf Dunkmanns vermitteln, gleichzeitig aber auch einen Vergleich mit den Tonbandaufzeichnungen ermöglichen. Daher sind solche Berichte ausgewählt, in denen die gleichen Themen behandelt werden wie in den Gesprächen.

Der Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Berichterstattung zeigt sich z.B. bei der Behandlung des Schützenvereins. In dem Archivbericht werden sachlich und nüchtern einige Informationen über den Verein zusammengestellt und aneinandergereiht. So erwähnt Herr Dunkmann u.a. auch die vielen Pokale, die sich in dem Besitz des Vereins befinden (S.145). Im Interview aber werden diese Pokale in einem festen Zusammenhang gesehen: als Beispiel für die Aktivität der jüngeren Generation, die durch die Erfolge im Schießsport dem Traditionsverein einen neuen Akzent verliehen haben, eine Entwicklung, die von Herrn Dunkmann lebhaft begrüßt wird (S. 82). Da das Gespräch vorwiegend um das persönliche Verhältnis zu diesem Verein kreist, bezieht Herr Dunkmann direkt oder

indirekt Stellung, und es werden dabei Bereiche angesprochen, die in dem schriftlichen Bericht nicht erwähnt werden, so z.B. die Konzentration des Vereinslebens in früherer Zeit auf das Schützenfest und der übermäßige Alkoholkonsum. Diese Gegenüberstellung zeigt, daß die Manuskripte in dem Archiv für westfälische Volkskunde nicht uneingeschränkt als "biographische Berichte" betrachtet werden können[11]. Eine eingehende quellenkritische Analyse größerer Teile der Archivberichte wäre daher dringend notwendig.

Die schriftlichen Berichte werden wortgetreu abgedruckt. Eventuelle Auslassungen und Ergänzungen sind ebenso gekennzeichnet wie beim Abdruck der Tonbandübertragung. Die Stichpunkte für die Untergliederung sind - soweit sie nicht von Herrn Dunkmann selbst stammen - den Fragelisten entnommen.

Am Schluß dieses Teils findet man noch eine Aufstellung aller Berichte und Fragebogenbeantwortungen, die Herr Dunkmann dem Archiv für westfälische Volkskunde eingeschickt hat, und ein Verzeichnis seiner Gewährsleute.

Im dritten Teil werden 16 Gedichte von Rudolf Dunkmann veröffentlicht, wobei eines in seiner Handschrift wiedergegeben ist. Bei der Auswahl kam es darauf an, die verschiedenen Themen vorzustellen, mit denen sich Herr Dunkmann in seinen Gedichten beschäftigt: der Stammhof, der Ort Leeden, Veranstaltungen von Vereinen, die Arbeitskameraden, die Familie, die eigene Person. Ich habe Herrn Dunkmann gebeten, zu den Gedichten einige nähere Erklärungen zu geben. Soweit dies geschehen ist, werden diese Bemerkungen jeweils unter den Texten abgedruckt. Eine Kopie aller noch jetzt im Besitz von Herrn Dunkmann befindlichen Gedichte und Geschichten ist ins Archiv für westfälische Volkskunde (K Nr. 368) übernommen worden.

Am Schluß befinden sich ein Abbildungsteil und ein Register.

Diese Arbeit wäre nicht möglich gewesen, ohne die tatkräftige Mitwirkung Rudolf Dunkmanns, der mir sehr viel Geduld und Verständnis entgegengebracht hat. Er hat sich ohne Zögern damit einverstanden erklärt, daß die Gespräche wortwörtlich veröffentlicht und einige seiner Archivberichte und Gedichte gedruckt werden. Für dieses freundliche Entgegenkommen und die stete Bereitschaft zur Zusammenarbeit möchte ich Herrn Dunkmann recht herzlich danken.

Mein Dank gilt auch den Herren Helmut Müller, Volker Rodekamp und Hinrich Siuts. Ihre Hinweise und Anregungen haben dazu beigetragen, daß ich meine Vorstellungen bei der Abfassung des Manuskriptes deutlicher und präziser herausarbeiten konnte.

Die Volkskundliche Kommission für Westfalen hat diese Arbeit dankenswerterweise in ihre Reihe "Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland" aufgenommen.

Münster, Juni 1980 Dietmar Sauermann

ANMERKUNGEN

1 Vgl. Jan Szczepanski, Die biographische Methode, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. 4, Stuttgart 1974, S. 226 - 252

Albrecht Lehmann, Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978), S. 198 - 215

Rolf Wilhelm Brednich, Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkskundlichen Feldforschung, in: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22 (1979), S. 279 - 329

2 Vgl. dgv-Informationen Nr. 4/88 S. 72 f.

3 Dietmar Sauermann, Geschichte und Aufgaben der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 22 (1976), S. 248 - 255

Dietmar Sauermann (Hrsg.), Weihnachten in Westfalen um 1900, 2. Auflage, Münster 1979 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 6), S. 11 ff.

4 900 Jahre Leeden 1058 - 1958. Festschrift zur 900-Jahrfeier und zum Tecklenburger Kreisheimattag, Leeden 1958

5 Albin Gladen, Der Kreis Tecklenburg an der Schwelle des Zeitalters der Industrialisierung, Münster 1970, S. 203

6 Vgl. Der Landkreis Tecklenburg im Spiegel der Statistik. Sonderheft Volks- und Wohnungszählungen 1939 - 1961, herausgegeben im Auftrag des Oberkreisdirektors des Landkreises Tecklenburg vom statistischen Amt (1968), S. 11.

7 900 Jahre Leeden (wie Anm. 4) S. 8 und S. 131 ff. Über 300 Jahre Schützenverein Leeden von 1665. Fahnenweihe am Samstag, dem 22. und Sonntag, dem 23. August 1970, S. 3

8 In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 18/19 (1972) S. 103 ff.

9 Max Matter, Gedanken zur ethnologischen Gemeindeforschung und den dafür notwendigen Datenerhebungsverfahren, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 22 (1978), 2. Halbband, S. 283 - 311

10 Vgl. Matter, Gedanken (wie Anm. 9), S. 289 f, 293 f und 298 f.

11 Vgl. Sauermann, Weihnachten (Anm. 3).

I.

RUDOLF DUNKMANN IM GESPRÄCH

ELTERNHAUS

(II)
S: Herr Dunkmann, könnten Sie mir einiges aus der Familie Ihres Vaters erzählen?
D: Sie wissen ja bereits, daß ich eine Familienchronik besitze, eine Hofchronik. Mein Name, der Name Dunkmann, ist einmalig hier in der Gegend, und alle Dunkmänner, die im Laufe der Zeit ausgewandert oder abgezweigt sind - nach Aurich, nach Dresden, nach Witten usw. - führen alle ihren Ursprung nach Leeden zurück. Der Hof Dunkmann, der ist gelegen in einem Gebiet, das man "Dunk" nennt. Es gibt auch jetzt noch den Dunkbach, die Dunkbachstraße usw... Und die Linie, der ich entstamme, das ist eine Handwerkerlinie. Meine Großväter und Urgroßväter waren alles Holzverarbeiter. Einmal heißt es Zimmermann und Wagenbauer, dann heißt es Tischler und Zimmermann usw. Immer waren es Holzbetriebe, wodurch sich diese Leute ihr Brot verdient haben. Natürlich war die Landwirtschaft die Bedingung dazu... Denn das Handwerk alleine konnte seinen Mann kaum ernähren. Das war bis vor einigen Jahrzehnten hier in Leeden noch so, daß jeder Handwerker nebenbei noch eine Landwirtschaft hatte.
(In der Chronik wird) festgestellt, daß in einer Generation auch ein Dunkmann ein Klippschullehrer war. Früher gab es ja Klippschulen, da bestand noch keine Schulpflicht. Dann haben die Leute den Kindern das Lesen und Schreiben beigebracht, und da war dann irgendwie ein kleines Häuschen, wo vielleicht 20 Kinder hineingingen, und da hat denn irgendein Handwerker, der etwas intelligent war und lesen und schreiben konnte, der hat denn den Kindern das beigebracht, damit sie nicht ganz so dumm waren. Man staunt ja, wenn man die alten Bücher so sieht, daß man auch damals hat schreiben können.
Mein Vater war auch noch Zimmermann und Wagenbauer. Jetzt ist die Handwerkerfamilie langsam ausgelaufen. Mit meinem Vater ist das denn ja aufgehört. Ich habe meinem Vater noch allerhand geholfen in der Zimmerei, und ich würde auch jetzt noch so allerhand schaffen können. Einen richtigen Bauernwagen zu machen, würde für mich auch keine Schwierigkeit sein.
Mein Vater ist 1925 gestorben. Er war erst 68 Jahre alt. Er hatte auch ein Leiden an sich. Das darf ich hier nennen, weil es wahrheitsgemäß ist. Er trank gerne. Und das war bei einer hohen Kinderzahl, wie es bei uns zu Hause war, nicht gerade gut. Für meine Mutter war es schwer zurechtzukommen. Aber immerhin, ich hatte eine sehr gute Mutter. Die hat uns geholfen, daß wir alle nicht so geworden sind. Sie stammte übrigens hier von einem Hof, der auf dieser Seite vom Berge liegt, ein kleiner Eigenbesitz. Es war eigentlich ein Obstgarten, wo die wohnten. Es ist (jetzt) kein Namenshalter mehr da... Sie hatten aber auch ihre Landwirtschaft, ihre Kühe im Stalle. Aber das Obst brachte mehr ein. Im Sommer, wenn die Erdbeerenzeit war, dann haben die die Erdbeeren zentnerweise nach Osnabrück gebracht. Die wurden dann immer sehr gut bezahlt...

S: Ist es nicht ungewöhnlich, daß eine Bauerntochter einen Heuerling heiratete?
D: Man kann eigentlich nicht Bauerntochter sagen. Meine Mutter ist auch in Diensten gewesen, sie mußte ihr Heiratsgut viel selbst mit verdienen. Sie war bei einem Großbauern, und sie erzählte dann davon, wie sie im Winter gesponnen und gewebt hat. Ein gewisses Teil kriegten die Dienstleute für ihr eigen zugeteilt, mußten es aber in ihrer Freizeit verarbeiten. Das war denn abends nach Feierabend. Dann sagte meine Mutter, - das weiß ich noch so gut, - daß sie gesponnen hätte,und dann wurde das Gesponnene mit einem Haspel zusammengemacht, und der Haspel, bei jedem Bind knackte der, und da hätte der Bauer am andern Morgen geschimpft: "Ihr seid ja in der Nacht um 1 Uhr noch am Haspeln gewesen!" Er habe das Knacken gehört. Aber das war da eben so in der Zeit, daß jedes Mädchen ihren Koffer voll Leinen haben mußte, weil das für die Haushaltsgründung nachher notwendig war.
S: Haben Sie den Leinenkoffer Ihrer Mutter noch in Erinnerung?
D: Ja. Das ist noch keine 10 Jahre her, da lag der Deckel noch hier. Den haben wir noch lange im Keller stehen gehabt. Der war nicht so schön wie der, den wir gesehen haben. Er war einfacher. Und das weiß ich noch gut: sie hatte, wo ich Kind war, immer noch allerhand Rollen da drin... Das Leinen lag doppelt. Es wurde ja doppelt zusammengenommen. 40 cm war die Rolle, und dann war die ganz einfach schlicht aufgerollt. Ich weiß, da war einmal ein Brand in der Nähe. Und da war auch ein Leinenkoffer angebrannt. Der stand draußen, und da fiel das eine Seitenstück da dran weg, und da lagen alle die Leinenrollen, eine ganze Anzahl, denen war allen die Vorderkante versengt. Das war gerade die Kante, wo sie doppelt gefaltet waren. Das waren alles so feine Streifchen. Die ganzen Rollen waren praktisch verdorben. Ich kann mich an die Truhe noch ganz genau erinnern...
S: Wissen Sie, was Ihre Muter mit in die Ehe gebracht hat? Hat Sie davon erzählt? An Möbelstücken usw.?
D: Nein, das weiß ich nicht mehr. Ich war das neunte Kind. Die Zeitspanne war zu groß. Es sei denn, daß ich von meinen älteren Geschwistern etwas erfahren habe, z. B. mit dem ersten Herd, den meine Eltern hatten. Das war so ein Kanonenofen, unten schmal und oben die breite Platte zum Aufstellen der Töpfe. Also ein Herd war das ja damals noch nicht, und dann war ja früher die Herdstelle hauptsächlich zum Kochen. Ich habe auch noch erlebt, bei meiner Schwester in Lotte, daß draußen auf dem Herd Pfannekuchen gebacken wurden, auf offenem Feuer. Da war so ein eisernes Haltestück, da konnte man die Pfanne so hereinschieben. Ich schätze, daß während der Zeit, da meine Eltern ihren Haushalt bildeten, solche Sachen überwiegend auf dem offenen Herd noch gemacht wurden...
S: Wissen Sie, wo Ihr Vater geboren wurde?
D: Ja, das Haus steht auch heute noch. Das war früher auch ein Heuerhaus von einem Bauern. Das hatte einen gewissen Beinamen, und nach diesem Namen wurde auch der Bewohner des Hauses genannt. Das war auf dem Menerde. Das war die Bezeichnung für dieses Haus mit dem Flecken Erde.

Und wer da wohnte, (so auch) meines Vaters Familie, das war der Menerswerth. Das hatte man hier früher oft... (In Oberberge) ist ein Hof, der hat früher Pabst geheißen. Jetzt heißt er Windmöller. Das war der Pauswerth...
S: Wie ist Ihr Vater zu dem Heuerhaus gekommen, in dem Sie zur Welt gekommen sind?
D: Erst haben sie in einem Doppelheuerhaus gewohnt. Das war ein kleines Anwesen, und nach etlichen Jahren sind sie (1902) dann beim selben Bauern in ein anderes Heuerhaus gezogen. Das war nun mein Geburtshaus. Dort konnten wir zwei Kühe halten. Wir haben uns vergrößert. Wie das allgemein ist, man will es ja immer... (I) (Und dann sind meine Eltern in ein drittes Heuerhaus gezogen, in dem ich meine Jugend verbracht habe).Ich weiß mich noch zu erinnern, daß meine Mutter sagte, daß sie bei dem Bauern, wo sie zuerst gewohnt hat, (mit dem) Kinderwagen (und) mit dem Säugling (mit auf das Feld mußte), wenn sie am Roggenmähen waren. Und während der Zeit, wenn dann gemäht wurde, hat sie sich beeilt, daß sie ein bißchen im voraus kam, und dann mußte schnell das Kind (zwischendurch) gestillt werden... Es wurde eben sehr, sehr viel verlangt von den Heuerlingsfrauen. Dann kam sie abends nach Hause - wir hatten ja selber auch Vieh, und wir Kinder lagen dann irgendwo in der Ecke und schliefen bereits oder was sonst - und dann mußte das eigene Vieh noch gemacht werden, die Kinder mußten was zu essen haben - dann war das ein sehr, sehr langer Tag.
S: Können Sie sich noch entsinnen, welche Verpflichtungen Ihr Vater gegenüber dem Bauern hatte?
D: Wer viel helfen mußte, brauchte natürlich nicht so viel Pacht bezahlen. Der eine mußte dann dreißig Tage beim Bauern helfen im Jahr, beim einen mehr, beim andern weniger. Und dann wurde das wieder mit der Pferdehilfe umgerechnet. Zum Beispiel: Für einen Tag Pferdehilfe mußten neun Tage Personenhilfe geleistet werden.
S: Und das war so bei Ihren Eltern auch.
D: Ja, das war bei meinen Eltern auch.
S: Und Sie wissen nicht, wieviel Dienste oder Tage Ihre Mutter bzw. Ihr Vater auf dem Hofe helfen mußten?
D: Das weiß ich nicht mehr. Das kam daher, weil der Bauer, (bei dem wir zuletzt wohnten), den Hof verpachtet (hatte), und in dieser Zeit brauchten wir nicht zu helfen. Deswegen sind sie auch wohl dahingezogen, weil dort nicht so viel Hilfe geleistet werden brauchte. Und nachher, als der Bauer den Hof selbst wieder übernahm, da war das mit den dreißig Tagen und den neun Tagen Personenhilfe für einen Tag Spannhilfe.
S: Wie groß waren die Ländereien, die Ihr Vater gepachtet hatte?
D: 10 Morgen.
S: Und wieviel Vieh hatten Sie?
D: Wir hatten zwei Kühe, aber da reichte der Graswuchs nicht, und dann (hatten wir) noch etliche Schweine. Das Gras, das haben wir - ich weiß noch, als Kind bin ich oft da hingelaufen - gekauft bei (dem Gutsbesitzer) Rehorst hinter dem Habichtswald. Das war eine Stunde für einen Weg...

Wir mußten da zweimal am Tage hin. Morgens einmal und nachmittags nochmal. Aber war alles nicht anders zu haben. Man mußte sehen, daß man was kriegte.
S: Sie haben das Gras also praktisch vom Felde gekauft? Sie mußten selbst mähen?
D: Ja, selbstverständlich. Selbst mähen, heuen und holen. Ja, das war sehr umständlich.
S: Wissen Sie auch ungefähr noch die Verteilung, wieviel Wiese, wieviel Ackerland (zu dem Heuerhaus) gehörte?
D: Ja, das weiß ich wohl noch so ziemlich. Die Wiese, das war alles miteinander 2 Morgen, das andere das war dann Ackerland, aber mit Wallhecken, also Umrandungen. Das gehörte alles mit dabei, daß mußte mitbezahlt werden. Da war dann noch so ein Ackerrain daneben, dort mußten wir unsere Kühe hüten, dann mußten wir sie am Strick nehmen, das war unsere Kinderarbeit immer, das wurde nebenbei noch mit ausgenutzt.
S: Können Sie vielleicht einmal den Tageslauf Ihres Vaters schildern? Wann stand er auf?
D: Seine Wagenmacherei, seine Zimmerei, das sind (Arbeiten), die er zu Hause machte. Und dann ging er auch zu den Bauern und machte dort die Arbeiten, die Wagen und Eggen und Pflüge, und was da so anfällt. Dann ging er morgens um 7 Uhr weg und kam abends um 7 Uhr zurück. Das war ja allgemein so, jeder andere Arbeiter kam ja auch nicht früher wieder. Und die landwirtschaftliche Arbeit, die blieb auf der Mutter und auf uns Kindern meist hängen. Der Acker wurde größtenteils mit Kühen bestellt. Wenn der Roggen gemäht wurde und trocken war, hatten wir unseren Leiterwagen. Das haben wir meistens alleine gemacht, wir Kinder und Mutter natürlich.
S: Welche Arbeit mußte der Bauer verrichten bei Ihnen? Wann haben Sie die Spannhilfe in Anspruch genommen?
D: Wenn im Frühjahr die Hauptbestellung war, wenn der Saatpflug richtig durchgehen mußte. Nachher im Herbst das Schälen, das machten wir mit den Kühen.
S: Wieviel Tage hat der Bauer bei Ihnen Spannhilfe geleistet?
D: Das war nicht viel, das waren etliche halbe Tage, zwei Tage zusammen, viel mehr nicht.
S: Können Sie unterscheiden, welche Arbeiten Ihr Vater (beim Handwerk) zu Hause machte, und welche Arbeiten auf den Höfen gemacht wurden?
D: Ja, das war fast dasselbe. Ich habe neulich noch bei Gärtners gestanden, in dem kleinen Häuschen, das hinterm Hause stand. Da sagte (der Bauer) Gärtner: "Da hat Dein Vater immer gearbeitet." Er hat mir noch gezeigt, wie man ein Wagenrad eingespannt (hat)... (Es saß) zwischen zwei Säulen, und wurde (so) bearbeitet. Dann wurden ja beim Bauern viele Arbeiten gemacht, die direkt im Hause anfielen, z.B. in den Viehställen und anderen Sachen, die ortsfest waren. Der Bauer, der keine Werkstatt hatte, der konnte ja auch keinen Handwerker dahinnehmen.
S: Hat Ihr Vater nicht auch auf der Deele der Bauern gearbeitet?
D: Nein, die hatten meistens selbst eine Werkstatt. Bei Schulte-Herkendorf war das das ehemalige Backhaus, da war die Hobelbank drin, auch (zum Teil) das Werkzeug. Mein Vater nahm natürlich immer noch einen Sack voll Werkzeug mit dahin.

S: Waren das vorwiegend Reparaturarbeiten?
D: Ja. Neue Sachen machte mein Vater zu Hause, wenn neue Wagen oder Eggen gemacht wurden.
S: Wie war die Verteilung zwischen Reparatur und Neuanfertigung? Kamen Neuanfertigungen oft vor?
D: Ja, die kamen mal vor. Ein Viertel Neuanfertigungen. das andere waren Reparaturen.
S: Was für Gegenstände wurden von Ihrem Vater angefertigt?
D: Wagen, Eggen, Schubkarren, Stühle wurden damals noch selbst hergestellt, Schaufeln, Forken, Harken, Fenster, alles, was so vorkommt auf dem Lande. Ich habe damals viel dabei geholfen, als ich ein Junge war, z.B. Harken machen oder so was. Das war doch ruck-zuck, - dann hatte man die Sache raus. Dann half man dabei. Wenn Saison war, dann wurde viel verlangt. Man mußte eben allerhand schaffen.
S: Wann war die Saison?
D: Im Sommer, wenn bald geheut wurde. Das andere ging ja das ganze Jahr durch mit Wagen und so. Da geht hier mal was kaputt und da mal was kaputt.
S: Wie unterschied sich überhaupt die Arbeit im Frühjahr, im Sommer und Winter? Gab es da große Veränderungen oder lief sie einigermaßen gleich ab?
D: Im Winter war die Arbeit nicht so viel. Da arbeitete mein Vater immer etwas im voraus, z. B. die Speichen eines Wagenrades, die mußten erst aus einem dicken Stamm durchgespalten werden, immer in der passenden Stärke, dann wurden die durchgehauen, dann mußten die alle mit einem großen Beil vorgearbeitet werden, und dann wurden sie aufgestapelt und getrocknet. Damit immer was vorrätig war. Das konnte man nicht einfach von grünem Holz machen, dann wackeln die (Speichen) nachher im Wagenrad.
S: Hatte Ihr Vater vielleicht noch eine Nebenbeschäftigung im Winter?
D: Ich weiß noch - da war ich noch sehr klein - da hatte er nicht viel zu tun. Da hat er mal als Holzhauer bei den Bauern mit ausgeholfen. Das war natürlich nicht sein Fach, aber damit mußte eben die Zeit ausgefüllt werden. Aber das war immerhin fast umsonst, dabei hat er das meiste nicht verdient. Wenn nicht die Landwirtschaft gewesen wäre, dann wäre da nicht viel bei rauszuholen. Das war allgemein hier so: Jeder Handwerker hatte Landwirtschaft nebenbei. Hier war ein Wagenmacher, der arbeitete mit 2, 3 oder 4 Personen, aber die Landwirtschaft wurde nicht aufgegeben. Das Essen mußten die Leute selber haben, und was dann (durch das Handwerk) erarbeitet wurde, das war ihr Einkommen. Das war überall so, sei es Schuster, Schneider oder Stellmacher...
S: Könnten Sie mal den Ablauf eines normalen Werktages (Ihrer Mutter) erzählen?
D: Einen normalen Arbeitstag? Ja, das kann man leicht sagen. Morgens erst mußten die Männer zur Arbeit, da mußte was zu essen auf den Tisch. Und dann mußten die Kinder zur Schule, dann mußte das Vieh versorgt werden, und dann kam schon so langsam die Zeit, daß für das Mittagessen gesorgt werden mußte. Dann mußte Butter gemacht werden, - die wur-

de ja viel selbst gemacht - und für's Vieh was besorgt werden. Wir hatten keinen Keller dort, die Kartoffeln kamen alle in Mieten draußen. Wenn sie gebraucht wurden und uns vorgesetzt werden sollten, wurden sie immer von draußen geholt. Im Hause war keine Möglichkeit, die Kartoffeln unterzubringen. Sie erfroren im Winter durch die dünnen Wände. Früher war das so Sitte, daß in der Stube ein kleines Loch war, das war ca. 2-3 qm, da waren die Kartoffeln drin, damit sie nicht erfroren, damit man immer welche vorrätig hatte. Ja, was war da sonst zu tun? Im Frühjahr wurden die Kartoffeln erst einmal aus der Miete rausgeholt, und dann wurden sie nochmal durchgesehen, und dann wurden sie auf dem Boden untergebracht eine Weile zum Vorkeimen.

JUGENDERLEBNISSE:
KINDERARBEIT, SCHULE, KLEIDUNG, RÄUCHERN, BACKEN

D: Da war Arbeit alle Tage. Wir Kinder waren alle eingespannt. Wenn wir um 1 bis 1.30 Uhr (aus der Schule) kamen, mußten wir erst natürlich die Schularbeiten machen, und dann - als ich vielleicht neun Jahre alt war - da kriegte ich zwei Kühe am Strick, und abends mußte ich die Kühe wieder zurückbringen. Da war nicht Zeit zum Spielen und Herumlaufen, das kannte man nicht. Wir mußten immer mit anfassen.
S: In welchen Jahren sind Sie zur Schule gegangen?
D: 1908 bis 1916
S: Mußten Sie bis zur Schulentlassung die Kühe hüten?
D: Ja.
S: War das sozusagen Ihre feste Aufgabe?
D: Ja, im Sommer und Herbst war das immer so die Arbeit. Ach, was habe ich nicht alles gemacht. Ich habe als Schulkind schon Roggen gemäht. Ich weiß noch genau, meine Mutter konnte es nicht machen, und meine Schwester, die ist fünf Jahre älter als ich, sagte: "Dann wollen wir es mal probieren!" Na, ich hab rangehauen, es war noch nicht ganz hundertprozentig, aber wir haben's runtergekriegt.
S: Haben Sie öfter gemäht?
D: Ja, das habe ich wohl öfter gemacht.
S: Wo haben Sie das gelernt? Haben Sie Ihrer Mutter oder Ihrem Vater zugesehen?
D: Ja, das mußte jeden Tag gemacht werden. Auf dem Acker wurde Grünfutter gesät, dann mußte das gemäht werden. Ich weiß einmal, da war ich noch in der Schule, mein Vater war nicht da, im Herbst wurde die Herbstsaat eingesät. Rüben, das hab ich nicht gemacht. Aber da war Spörgel, der mußte gesät werden. Keiner von den Männern war da, man war etwas darauf eingestellt. Ich seh, daß meine Mutter im Druck war, sie konnte es nicht fertigkriegen, da hab ich dann gefragt: "Soll ich's mal probieren?" "Ja, Junge, wenn Du es tun willst!" Meine Mutter gab mir (den Samen), ich habe das dann probiert. Ich hab's auf's Land draufgekriegt.

Aber man durfte nachher nicht mehr gucken, wie es draufstand. Das war so feiner Samen, der mußte weit gestreut werden. Ich hatte ihn so gesät, daß jedesmal, wenn ich eine Hand geworfen hatte, ein schöner Streifen da war, und dazwischen war nicht viel. Aber es ist gegangen.
Das war das erste Mal, und das zweite Mal ging es schon besser im nächsten Jahr, weil man die eigenen Fehler sah.
Genauso ist es mit dem Sensenschärfen. Da war ich schon aus der Schule raus. Da mußte auch die Sense geklopft werden. Ich hab's probiert und hab da draufgeklopft. Das hatte ich meinem Vater schon oft abgesehen. Ich hab ihm zugeguckt, wie er das gemacht hat. Da hält man den Daumen so über die Sense hin, da muß man immer so vorherhauen, da muß man so ziemlich genau treffen mit dem Hammer. Einmal sagte ich zu meinem Vater: "Sag mal, wie machst Du das überhaupt?" Da sagte er: "Immer man draufhauen, aber wenn Du auf den Finger haust, dann ist was verkehrt." Ja, und da hab ich mal auch die Sense geklopft, und da hatte ich das ganze Ende fertig, und als ich nachsah, sah es aus wie eine Säge mit so Ecken und Zacken alle dran. Ich konnte es nicht gerade hinkriegen, und als es Abend war und der Vater hereinkam, da sagte ich "Papa, wie ist es denn, ich kriege das gar nicht richtig hin, wie muß ich das machen?" "Ach Junge, das ist gar nicht so schlimm, leg sie auf den Schleifstein und mach mal die Zacken ein bißchen gerade, dann ein bißchen nachklopfen." Ja, und es ging. Und so nach und nach, dann kann man's. Wenn man so drin ist, dann kommt das von alleine. Wir mußten alles selber machen.
Wir (Kinder) waren immer bestrebt zu helfen. Wenn wir sahen, daß Mutter es nicht alleine schaffen konnte, da war es selbstverständlich, daß wir Kinder einsprangen. Da murrte keiner, oder sagte "Das tue ich nicht!"oder daß wir gesagt haben: "Ich will auch mal spielen wie die anderen Kinder", das gab es gar nicht. Ich weiß noch einmal im Winter, da hatte mein Vater mir einen neuen Schlitten gemacht, damit ging's zum Rodeln. Und zufällig den Sonntag, als ich mitrodeln konnte, da war ich krank. Ich konnte nicht mit. Ach, habe ich da geheult. "Ja, Junge, rede man nicht. Du kommst noch ein andermal dahin." Dann bekam ich einen Nachmittag frei und konnte auch zum Rodeln gehen. Aber es war uninteressant, weil ich alleine war, weil keine anderen Kinder da waren. Ich bin ein paarmal da heruntergefahren, dann war es aus. Da war meine Sehnsucht gestillt, da war es vorbei.
S: Wie war es sonntags, wurde da auch gearbeitet?
D: Sonntags nein. Nur das Notwendigste.
S: Wie verlief der normale Sonntag?
D: Mein Vater ging jeden Sonntag in die Kirche. Das gab's nicht anders.
S: Allein oder mit den Kindern?
D: Nein, wir Kinder nicht. Das kam dann später von alleine, wenn die Kinder zum Kindergottesdienst oder zur Kinderlehre mußten. Das kam dann mit 12/13 Jahren. Morgens wurde dann alles sauber gemacht im Hause, gerade wo mein Vater die Werkstatt hatte, da habe ich alles zusammengestellt und zusammengefegt. Mein Vater meinte einfach, wenn er nicht zur Kirche kam, das war kein Sonntag. Heute ist das ganz anders, wer geht denn heute noch zur Kirche. Aber das war selbstverständlich. Wenn erst die Hauptfeiertage waren, dann ging mein Vater immer im

Frack und Zylinder. Ja, da wurde wirklich Wert darauf gelegt. Das war einmal so.
S: Welche Kleidung hatte er an einem normalen Sonntag an?
D: Sonntags immer Schuhe, Lederschuhe. Ich weiß noch, als ich Kind war, da hatte er Gummizüge, das waren noch die alten Formen.
S: Alltags wurden nur Holzschuhe getragen?
D: Nur Holzschuhe.
S: Sind Sie auch in Holzschuhen zur Schule gegangen?
D: Ja.
S: Hatten Sie einen weiten Schulweg?
D: Ja, das war eine halbe Stunde zu laufen, vom Bahnhof her bis zum Dorf.
S: Sind Sie allein gegangen?
D: Nein, ich hatte noch einige Geschwister, und dann waren noch Nachbarkinder da. Als ich zur Schule kam, da war ich 5 1/2 Jahre alt. Ich mußte ganz schön traben, damit ich mitkam. "Man los, man los!" Es gab auch manchmal einen Knuff, damit ich mitkam.
(Die Holzschuhe) waren nicht so wie heute mit den schönen Riemen, mit Leder- und Samtbesatz. Früher waren die groben Holzschuhe nur von Holz. Man hat ja jetzt auch die holländischen, die sind viel, viel bequemer. Ich habe sie auch getragen, da kann man wirklich gut drin laufen, auch wenn da kein Leder dran ist. Früher waren die aber so primitiv gemacht, überall drückten sie. Ja, da hat man sich die Füße mit verdorben...
Im Sommer wurde natürlich barfuß gelaufen. Zur Schule durften wir es nicht, aber sobald die Schule aus war. Ich war acht Jahre alt, als ich meine ersten Schuhe bekam. Ich weiß noch, wie stolz ich war, daß ich sie überhaupt mitnehmen durfte zur Hochzeit meines Bruders. Das war für mich ein Festtag.
S: Können Sie sich an die Hochzeit Ihres Bruders noch entsinnen?
D: Ja.
S: Können Sie so ungefähr noch den Ablauf schildern?
D: Mit der Trauung, das habe ich nicht gesehen. Aber ich weiß noch, daß mein Bruder abends zum Standesamt wollte zum Einschreiben, zur Anmeldung. Es kann aber auch zum Pastor gewesen sein. Da fragte er meine Mutter: "Mama, was muß ich dem Mann sagen, wenn ich hinkomme?" Er war ein bißchen befangen, weil er sich vorstellen mußte. Von der Hochzeit kann ich nichts sagen. Die Hochzeit war nicht bei uns im Hause, sie war bei der Braut. Ich weiß noch, daß ich dahingegangen bin und daß dort Jux gemacht wurde abends auf der Diele.
S: An nähere Einzelheiten können Sie sich nicht erinnern?
D: Nein, das weiß ich nicht mehr genau. Ich weiß noch, daß mir der Schneider bei uns zu Hause die erste Hose nähte.
S: Zu der Hochzeit?
D: Nein, überhaupt als ich Drei- oder Vierjähriger war. Es war ein Schneider, der ging mit der Nähmaschine unter dem Arm, einer Handnähmaschine, von Haus zu Haus. Er war ein Grobian in seinen Ausdrücken. Wenn ich mich dann hinstellen mußte, und er war so grob und frech, hatte ich tausend Ängste vor dem Mann. Wir hatten einen kleinen Hund. Der Schneider woll-

te sich in der Mittagszeit nach draußen begeben. Wir spielten mit dem Hund. Da war der Brunnen mit einem Zementdeckel oben drauf. Der Brunnen war wohl einen dreiviertel Meter hoch. Der Schneider warf den Hund immer herunter. Ich muß mich jetzt noch wundern, daß das Tier nicht Hals und Beine gebrochen hat. Daran kann man den Charakter des Menschen sehen.
S: Können Sie sich noch entsinnen, ob auch andere Handwerker zu Ihnen gekommen sind, um irgendetwas zu machen?
D: Eine Näherin auch. Aber sonst wüßte ich nicht. Wir waren ja ziemlich praktisch. Man brauchte auch keinen Elektriker. Damals, das war noch alles Petroleumlicht.
Dann war da noch eine Sache bei uns im Hause. Es wurde im Winter viel geräuchert...Mitten im Hause war die Herdstelle. Da wurde dann das Feuer gemacht, um das Fleisch zu räuchern. Und oben hing alles voll mit Fleisch, das war ja auch nicht nur unser Fleisch. Viele Nachbarn, die keine Möglichkeit hatten zum Räuchern, die brachten das Fleisch, und das wurde dann fertig geräuchert. Es mußte mindestens 4-6 Tage im Rauch trocknen und dann räuchern. Und wenn das dann losging, das Fleisch also geräuchert werden mußte, dann war das ganze Haus voller Rauch. Man konnte nicht aus den Augen gucken. Das ist ja nicht nur ein Feuer, das ist mehr eine richtige Glut. Stämme usw, minderwertiges Holz, das wurde zum Räuchern genommen. Und das war dann ein (so) scharfer Dampf, daß man kaum atmen konnte. Die ganzen Schlafräume waren alle voller Dampf.
S: Wissen Sie, ob Ihre Eltern für dieses Räuchern auch etwas bekommen haben?
D: Selten. Die (Leute) haben meistens Holz gebracht, Holzstämme. Einmal (war) einer dabei, der handelte, also ein Kaufmann, der hat uns was dafür gegeben. Da war sogar ein Bauer, das war vielmehr ein Pächter auf einem Bauernhof, der brachte zu uns das Fleisch zum Räuchern. Er hatte selbst einen großen Bauernhof, aber er wollte den Rauch da nicht haben, der wollte sauberer leben als wir. Und meine Eltern haben nicht Nein gesagt. Sicher, wir mußten ja für uns selbst auch räuchern. Wir haben immer mindestens zwei Schweine geschlachtet. Deshalb war ja die Möglichkeit, daß es in einem gemacht wurde. Ob nun 1, 2 oder 3 Schweine geräuchert werden, das macht keinen Unterschied.
S: Hat Ihr Vater die Schweine selbst geschlachtet?
D: Das war ein Hausschlachter. Das war ja die böse Zeit, als der erste Krieg losging. Die Leute aus der Stadt hatten damals Hunger. Die kamen dann auf's Land, und gingen von Haus zu Haus um zu hamstern. Das ganze Fleisch hing da oben, und das war verführerisch. Mein Vater hatte auch schon Angst bekommen und hatte das ganze Fleisch dann abgekleidet, damit die Leute es nicht sehen konnten. Die Bauernhöfe hatten damals einen Rauchfang, das hatten wir aber nicht. Bei uns hing alles frei oben unter dem Dach.

S: Diese Herdstelle, wurde die auch zum Kochen benutzt oder nur zum Räuchern?
D: Ja, da wurde auch gekocht, aber für's Vieh.
S: Hatten Sie schon eine regelrechte Küche, wo ein Herd drinstand?
D: Ja,einen Kachelofen zum Kochen des Viehfutters, den haben wir damals mal bekommen von einem Bekannten, der ihn nicht mehr gebrauchte, der ihn also abgeben konnte. Den haben wir gebraucht,da haben wir Schweinefutter darin gekocht. Auf der Herdstelle stand abends ein länglicher Kupferkessel, da kamen dann Rüben, Kohlstrünke usw. rein, das wurde dann gekocht, und die Kühe bekamen abends warmes Futter. Zusätzlich kam noch etwas Kraftfutter da rein, das gab es damals schon. Das wurde auf der Herdstelle gemacht...
(I)
S: Wie war das mit dem Brotbacken in Ihrem Elternhaus? Wo wurde das Brot gebacken?
D: Weißbrot, also Stuten, das machte meine Mutter selber in einer Kastenform.
S: Wie ging das vor sich?
D: Der Teig wird angerührt, es kommt Hefe rein, und dann wird es zubereitet. Dann wird es ein bißchen hingestellt zum Aufgehen, und dann kam es in den Backkasten vom Herd. Da wurde das denn gebacken. Ja, das ging tadellos. Wir hatten damals einen gußeisernen Herd, der backte sehr gut, weil das Gußeisen die Wärme besser zusammenhält als die Blechdinger, die man später hatte. Ja, das war das Weißbrot, und das Schwarzbrot, also Pumpernickel, das wurde zum Bäcker gebracht... Und das waren damals die Wirte hier im Ort, die hatten nebenbei auch einen Backofen. Da konnte man das Mehl hinbringen und das gebackene Brot da wieder abholen. Das waren große Brocken, diese Schwarzbrote, die wogen mindestens 20-30 Pfund. Und später kam hierher (ein) Bäcker, da wurde das so richtig in der Backstube gemacht.
S: Wann war das ungefähr, als sich der Bäcker hier niederließ?
D: 1912 hat der hier gebaut. Mein Vater hat das Dach da mit drauf gemacht. Ich kann mich noch genau daran erinnern, ich habe manchmal was zum Essen bringen müssen. Und dann war das so, von uns bis zum Bäcker, das waren mehr als 3 Kilometer. Als ich noch Schuljunge war, kriegte man so ein Säckchen voll Mehl, das waren extra Leinensäcke (mit) Namen daran, und dann wurde mir das auf den Kopf gelegt, dieser kleine Sack. Die eine Spitze wurde eingedrückt, dann hatte man das so wie eine Haube, und (es) stand die eine Spitze hoch. Dann mußte ich los und mußte das (Mehl) dorthin bringen. Man hatte ja noch keine Fahrgelegenheit. Das wurde alles zu Fuß gemacht.
S: Seit wann wird bei Ihnen in der Familie das Brot nur noch gekauft?
D: Um diese Zeit, wo der Bäcker sich selbständig machte, da fuhren die Bäckerwagen rum. Ich weiß noch, daß wir Kinder auch wohl mal zur Straße geschickt wurden, dort den Bäckerwagen anhalten mußten, um ein Brot zu kaufen. Das war um 1908. Also es wurde nicht immer selber gebacken, um diese Zeit nicht mehr, man war nicht mehr unbedingt auf das eigene Backen angewiesen...

S: Wurden Schwarzbrot und Stuten zusammen gegessen?
D: Ja, halb und halb. Das Schwarzbrot waren ja große Schnitten. Es wurde geschmiert mit Butter und belegt, und das Weißbrot wurde drauf gedeckt. Praktisch war das Schwarzbrot das eigentliche. Das war eben die Zeit. Meine Mutter hat mir mal gesagt, (als sie als Bedienstete beim Bauern war, hätte sie)nur sonntags etwas Weißbrot bekommen. Sonst hätten sie die ganze Woche nur dieses Schwarzbrot essen müssen. Die Zeiten waren eben so... Ja, das ist ja nun schon sehr weit zurück. Sie war 1861 geboren. Das war vielleicht in den siebziger Jahren.
Dann gab es ja früher die Milchsuppen, und dann wurde das getrocknete Brot, diese Knabbeln, das wurde da denn reingetan. Das war ein kräftiges Essen.
S: Wann gab es das?
D: Meistens schon morgens. Also morgens und abends. Abends wurde sie gekocht, und wenn was übrigblieb, dann gab es andern Morgen auch noch davon...

GESCHWISTER, GESINDEDIENST

S: Herr Dunkmann, erzählen Sie doch einmal etwas von Ihren Geschwistern. Was ist aus Ihnen geworden? Welche Ausbildung hatten sie?
D: Wir waren ja nun mit neun Geschwistern. Wenn so viele Kinder da sind, da haben die Eltern was zu krabbeln. An eine Ausbildung, irgendwie eine Lehre, war damals kaum zu denken. Sie kamen alle schon während ihrer Schulzeit raus zum Bauern, waren ja meistens entfernte Verwandte.
Wenn man ein Mädchen hatte, dann mußten sie in der Küche helfen, Botengänge machen und dieses und jenes. Und mit Jungens war das ähnlich so. Die waren auch alle schon während ihrer Schulzeit bei anderen Leuten. Ich bin davongekommen, ich bin zu Hause geblieben. Mein nächst älterer Bruder, der war 11 Jahre, da kam er raus zu einem Bauern: Kühe hüten, neben der Schulzeit natürlich. - Er mußte ja zur Schule, aber das wurde sehr vernachlässigt. Wir hatten immer schwer zu kämpfen, daß wir in der Schule mitkamen. - Und wo was zu laufen war, Essen zum Land bringen, da ist immer was zu tun. Die haben sich wohl (da)bei gefühlt. Und trotzdem, die sind alle gut zu Wege gekommen. Von allen neun Geschwistern, kann ich sagen, sie hatten später alle ein Eigentum. Alle! Eine davon hat eingeheiratet, Die anderen haben aber alle selbst gebaut und selbst gekauft.
S: Wann haben Ihre Geschwister die Höfe (verlassen)? Wann haben sie etwas anderes gemacht?
D: Wenn sie schulentlassen waren und wenn sie konfirmiert waren, dann kamen sie wieder als Dienstmagd oder (Knecht) zu den Bauern. Aber dann waren sie schon etwas selbständiger und verdienten auch etwas Geld. Als Kinder ja nicht. Da waren die Eltern froh, wenn sie ihr Brot hatten und ab und zu ein Kleidungsstück und ein Paar Holzschuhe (bekamen). Der

älteste Bruder ging gleich zum Zementwerk, und der zweitälteste war bei einem Bauern bis zu seiner Militärzeit. Der dritte, wo der konfirmiert war, ging der in die Industrie. Der vierte, der war bis zum 17. Lebensjahr beim Bauern, und dann ist er zur Eisenbahn gegangen. Und ich war der letzte.
S: Wie war das mit Ihren Schwestern? Die waren so lange bei den Bauern, bis sie heirateten?
D: Alle. Sicher!
S: Können Sie einmal schildern, wie einer Ihrer Brüder als Knecht gelebt hat? Was hatte er für Aufgaben? Wie war sein Verhältnis zum Bauern?
D: Ja, die mußten meistens mit den Pferden arbeiten. Das war ja das Eigentliche. Beim Hof Schulte Herkendorf, da war meine Schwester. Das weiß ich noch sehr gut. Die war da längere Zeit, weil das ein guter Bauer war. Die hatten nun zwei Pferdegespanne und immer zwei Knechte. Im Frühjahr und im Herbst, dann wurde mit zwei Gespannen gearbeitet. Und im Winter, ja, da mußte Holz geschlagen werden, zerkleinert werden, da mußten Gräben gesäubert werden. Ach, da ist ja immer allerhand zu tun. Mit Dreschen und so was, ist immer viel Arbeit...
S: Waren Sie einmal auf der Schlafkammer bei einem Ihrer Brüder auf einem Hof? Wie sah es da aus?
D: Sie schliefen über den Pferden, über den Pferdeställen. Das war einfach so Usus bei jedem Bauern. Da geht so eine Treppe herauf: Da war das nur so ein Bretterverschlag, praktisch waren nur Bretterwände unter dem Dach. Das war schön dicht gemacht, irgendwie beklebt. Über den Ställen - daß das nicht ganz geruchsfrei war in diesem Raum, das kann ja nicht anders möglich sein. Aber Gott, was soll ich sagen: Sie hatten ihre Bettstelle, sie hatten ihren Schrank, sie hatten ihren Stuhl da stehen, das war nun eben so, und die fühlten sich auch dadrinnen wohl...
S: Könnten Sie mal berichten, was Ihre Schwester auf dem Hof Schulte-Herkendorf zu tun hatte?
D: Das war ja auch ganz genau aufgeteilt, ob das die große Magd oder die mittlere oder die kleine Magd war. Die kleine Magd war meistens bei der Bauersfrau in der Küche, die mußte da immer helfen: Kartoffeln schälen, Feuer machen, beim Essen auftragen. Und die Großmagd, die hatte ja bereits etwas mehr zu sagen. Die hatte ja schon etwas das Kommando. Morgens mußte als erstes gemolken werden, und die Milch mußte zubereitet werden. Ja, dort hatte man schon eine Zentrifuge. Aber bei uns zu Hause, da hatten wir noch keine Zentrifuge früher. Das war kurz vor dem ersten Weltkrieg, da haben wir die Zentrifuge gekriegt. Die Milch wurde in Setten hingestellt und entrahmt. Und dann ging es auf's Feld. Die Pferde machten ja meistens die Knechte, (aber) beim Misten, da mußten auch die Mägde in die Ställe herein.
S: Hat Ihre Schwester die Laufbahn von der kleinen Magd zur großen Magd durchgemacht?
D: Ja, alle drei Stufen.
S: Wie lange dauerte denn das bei Ihrer Schwester?

D: Ja, das liegt ja etwas daran, wie lange man sich bei einem Bauern hält. Wenn man nur ein Jahr da ist, dann kann man nicht gleich Großmagd werden. Und bei diesem Bauern - das war nun ein guter Bauer - da lief man so schnell nicht weg,und dann konnte man die Stufen alle durchgehen. Es kamen auch welche dahin, die nur kurze Zeit da waren, dann kamen sie nicht als Großmagd an den Drücker, das ist ja klar. Sie ist vielleicht 3-4 Jahre da gewesen. Nun war das auch eine kräftige Person, der man das schon zutrauen konnte. (Die Großmagd hatte) ja immer eine besondere Arbeit. (Sie) mußte das Korn aufladen... Die Großmagd gehörte zum Bauern - die Bauersfrau ging ja nicht mit (aufs Feld), und beim Einfahren mußte sie beim Wagen sein, wo der Bauer selber war. Die Großmagd mußte auf dem Boden das Korn ins Fach legen. Das war auch wieder eine besondere Arbeit. Das konnte man auf dem Boden nicht einfach so hinwerfen, wie man Lust hatte. Das wurde ganz genau immer reihenweise (gelegt), daß man es nacher immer wieder abnehmen konnte. Das machte immer die Großmagd. Das war eine Vertrauensarbeit.
S: Wie hat sich Ihre Schwester verheiratet?
D: Sie hat in Lengerich einen Schlosser bei der Teutoburgerwald-Eisenbahn geheiratet. Sie hatten ein schönes Eigentum dort. Sie ist sehr gut durchgekommen. Leider ist ihr Mann schon mit 57 Jahren gestorben.
S: Und der Bruder, der über Ihnen war, wie hat der sich verheiratet?
D: Der ist nicht alt geworden. Der war Soldat im ersten Weltkrieg, das letzte halbe Jahr. Er war Jahrgang 99. Und dann kam er etwas später wieder (zurück) vom Militär. Er ist ziemlich lange da geblieben. Und dann war er ein halbes Jahr zu Hause, da starb er. Wir waren beide damals bei der Eisenbahn. Er hatte immer solche Kopfschmerzen, das wurde immer schlimmer, und dann ist er gestorben an dieser Krankheit. Dann ist noch eine Schwester im jugendlichen Alter gestorben. Sie war 15 Jahre, sie war gerade konfirmiert. Sie starb, wie man damals sagte, an der Schwindsucht. Aber glücklicherweise war das ein Einzelfall in unserer Familie, obwohl wir alle auf engem Raum zu Hause lebten. Aber es hat kein anderer mitbekommen. Sonst heißt es doch, Schwindsucht steckt an, nicht?
S: Wie hat sich ihr ältester Bruder verheiratet?
D: Der hat ein Mädel hier aus dem Ort (gefunden). Er war in Lengerich beim Zementwerk, hat sich dort emporgearbeitet, und hat auch ein Eigentum gegründet...
Meine älteste Schwester, die wohnte in Dortmund. Sie war 84, als sie starb. Meine zweitälteste (Schwester) hatte in Lotte ein Eigentum, die ist vor einem knappen Jahr gestorben, sie war 88. Der älteste Bruder ist nicht so alt geworden, der ist mit 71 gestorben, und der nächste Bruder, der lebt noch, der ist jetzt 82. Er war bei der Georgsmarienhütte und ist jetzt natürlich Rentner. Dann kam die Schwester, die mit 15 Jahren gestorben ist. Der nächste Bruder, der war Maschinist auf einem Kalibergwerk in der Nähe von Hildesheim. Der ist vor knapp 2 Jahren gestorben. War auch ganz gut dran, hatte auch ein Eigentum. Und dann kommt die Schwester in Lengerich. Dann der jüngere Bruder, der mit 19 Jahren gestorben ist. Jetzt sind wir nur noch mit dreien, alle anderen sind weg.

S: Wie würden Sie ihre Familie charakterisieren? Berufsmäßig.
D: Es sind ja alles nur Berufe, kann man sagen, wo man mit der Hände-Arbeit sein Brot verdienen muß. Durchweg...
S: Können wir das so umschreiben, daß Ihre Familie eine Handwerker- und Arbeiterfamilie ist?
D: Ja.
S: Hat keiner von Ihrer Familie auf einen Hof eingeheiratet?
D: Eingeheiratet auf einen Hof? Überhaupt nicht! Was wir als Eigentum hatten, das wurde ja praktisch immer selbst erarbeitet, selbst verdient.

SCHULE, LESEN, SCHULFESTE

S: Herr Dunkmann, können wir noch einmal zurück zu Ihrer Kindheit kommen. Was wurde in der Schule gelehrt?
D: Ich kam 1908 zur Schule, und es war damals eine zweiklassige Schule hier im Ort.
S: Was gab es für Fächer?
D: Montags, das weiß ich noch, morgens in der ersten Stunde Religion, in der zweiten Stunde Rechnen, in der dritten Stunde Deutsch: Schreiben und Aufsatz und so. In der kleinen Klasse hatten wir drei Stunden, das wurde immer so eingeteilt. Dienstag war das Biblische Geschichte und Kleinigkeiten. Es gab dann auch andere Fächer. Aber an einer kleinen Schule war das nicht so bedeutend. Und leider habe ich dann in meinen letzten Schuljahren viel versäumt, weil wir nur einen Lehrer hatten in den zwei Klassen. Ein alter Lehrer war das schon, man hat zwar ganz gut dort was gelernt, aber viele Fächer fielen ganz aus, z.B. Raumlehre, Zeichnen, Turnen. Wir haben gelernt, ein Quadrat zu berechnen oder einen Kreis zu berechnen, das war das aller einfachste, will ich mal sagen. Und nachher die anderen Sachen, da haben wir nicht viel mitgekriegt. Und wer dann selber gleichgültig ist, das weiß ich genau, daß der nicht mehr weiß, wie er den Umfang des Kreises berechnen muß.
S: Welches Fach hat Ihnen am meisten Spaß gemacht?
D: Geographie, Erdkunde! Da war ich nicht zu schlagen. Also ich weiß das noch jetzt: Es gab ja früher nur eine Abgangsprüfung und ein Abgangszeugnis. Jetzt kriegen sie alle halbe Jahre ein Zeugnis. Das haben wir früher nicht gekannt. Und bei dieser Prüfung kam dann der Schulvorstand und der Ortsschulinspektor - damals war das der Pfarrer. Und die mußten auf das achten, was die Kinder konnten... Wie denn die Geographie drankam, da habe ich denn das meiste wohl beantworten müssen. Ich konnte alles, es flog mir nur so heraus. Man konnte mich fragen nach Asien und Afrika, welche Flüsse, welche Berge, welche Inseln. Das habe ich alles ganz genau im Kopf. Dann fragte der Pastor: "Junge, nun steh mal auf und sag mal, wie kommt das, daß Du das alles weißt?" "Habe ich doch das gelernt hier!" Dem fiel das auf, daß ich in diesem Fach gut beschlagen war, während ich im Religionsfach nicht der Beste war.

S: Haben Sie denn irgendwelche Bücher gelesen, außerhalb der Schule?
D: Ja, ich habe gelesen, was ich habhaft werden konnte.
S: Wie sind Sie denn an die Bücher gekommen?
D: Von meinen Brüdern oder irgendwie.Ich weiß noch, alles was ich packen und kriegen konnte. Von der Fremdenlegion habe ich damals Sachen gelesen. Aber auch - ich weiß nicht mehr, wo das Buch herkam - über deutsche Geschichte (bekam ich ein Buch), das war wohl für eine bessere Klasse bestimmt, wollen wir mal sagen, als für die Volksschule. Und da habe ich darin gelesen. Wir hatten das in der Schule natürlich auch. Und nun habe ich das in dem anderen Buch nachgelesen, und da kam ich in die Schule, und da wußte ich Sachen, die andere nicht wußten. Dadurch hatte man gleich einen kleinen Vorsprung, nicht. Ich weiß auch noch, daß der Lehrer mich fragte, woher ich das Buch hätte. - Ach, wenn ich was zu lesen kriegen konnte, o! - Wo die Schulzeit vorbei war - das war während des Krieges. An allen Ecken fehlten die Arbeitskräfte. Ich mußte auch gleich mitarbeiten, und daß ich zu meiner Mutter sagte: "Was wollte ich doch gerne weiter lernen!" Ich hatte schon große Lust dazu gehabt. Aber da war nicht daran zu denken, damals. Heute wird jedem Kind nach seiner Begabung zurechtgeholfen: Der muß dahin gehen, der muß dorthin gehen und den und den Beruf lernen. Das dachte doch damals kein Mensch!
S: Zu welcher Tageszeit hatten Sie die Möglichkeit zu lesen?
D: Meistens abends, nach dem Essen. Wenn meine ältesten Brüder im Bett waren, dann habe ich mir etwas genommen, und wenn ich morgens die Kühe hüten mußte, dann nahm ich ein Buch mit, was ich gerade erwischen konnte.
S: Wie standen denn Ihre Eltern zu Ihrem Leseeifer?
D: Eigentlich (kümmerten sie sich) darum wenig... Sie haben es mir nie verboten.
S: Hat Ihnen denn der Lehrer irgendwelche Bücher zu lesen gegeben?
D: Ja, wir hatten eine Schulbibliothek, die hatten wir auch damals schon. Ja, das weiß ich noch, daß ich den Robinson gelesen habe. Das hat mich sehr begeistert. Das ist ja ein Abenteuerbuch für Jungens, das ist ja sehr interessant. Karl May oder so was kannten wir damals noch nicht.
S: Haben denn die gleichaltrigen Kinder auch so viel gelesen wie Sie?
D: Das kann ich Ihnen nicht so direkt sagen, aber die meisten waren genauso in die Arbeit eingespannt wie ich auch. Ich hatte ja immer das Glück: Ich war immer einer der besten. Woran das nun liegt? Nun ja, ich weiß wohl, daß meine Eltern auch beide ziemlich intelligent waren. Wenn ich jetzt noch die Briefe anschaue von meiner Mutter, die sie geschrieben hat, was für eine feine Handschrift hatte sie.
S: Wann haben Sie das erste Buch gekauft?
D: Das war, wo ich schon erwachsen war, nach dem ersten Kriege, in den zwanziger Jahren, wo man wieder was kaufen konnte. Man hatte ja immer mit jedem Groschen gerechnet. Früher standen an Bahnhöfen Automaten mit Reclambüchern, diesen kleinen Dingern. Ich weiß nicht mehr, was sie kosteten. Da habe ich auch schon eins gekauft.

S: Wissen Sie noch den Titel?
D: Nein, das weiß ich nicht mehr. - Ach und da gab es früher im Kaffee so Zugabeheftchen drin (4 Seiten), Kathreiners Malzkaffee. O, da waren wir ganz doll drauf. Die wurden dann getauscht unter den Kindern. Der eine hatte das, der andere hatte das.
S: Wurden da noch irgendwelche anderen Dinge unter den Kindern getauscht.
D: O, sicher! Das hatten wir auch damals schon. Das war ja nicht das meiste, was man hatte. Ich weiß noch, einmal hatte ich so einen kleinen Handel. So eine kleine Pistole, 6 mm, die hatte ich ein gleichaltriger Schulkamerad, der war da ganz doll drauf, der wollte das Ding haben, und für mich war es auch ein Heiligtum. Ich weiß noch, was er mir alles geboten hatte: einen kleinen Dynamomotor wollte er mir dafür geben. Er wollte alles weggeben, er wollte nur das Ding haben. Und doch habe ich es ihm nicht gegeben, es war auch für mich ein Heiligtum...
S: Wie war das denn mit den Schulfesten. Wann gab es Schulfeste und was wurde da gemacht?
D: Das eigentliche, das waren ja die patriotischen Feste. Das war(en) Kaisers Geburtstag und Sedansfeier. Das war während des ersten Weltkrieges alljährlich dasselbe. Diese beiden Feste wurden in den Räumen gemacht, die wurden draußen nicht gefeiert. Dann wurden natürlich zu Kaisergeburtstagsfesten die drei Lieder für den Kaiser gesungen, da wurden Girlanden gemacht, da wurde geschmückt und Efeu gebunden. Der Lehrer hielt eine Rede, eine Ansprache. Dann wurde kräftig gesungen: "Der Kaiser ist ein lieber Mann". Und in der großen Klasse, da sangen wir: "Dem Kaiser sei mein erstes Wort, ihm klingt der erste Klang". Das war schon etwas Besseres. Es wurde zweistimmig gesungen usw. Dann wurde die Rede angehört vom Lehrer,und zum Abschluß dreimal "Hurra", und dann wurde gesungen: "Heil Dir im Siegerkranz". Dann war die Feier zu Ende. Das war so wohl 'ne Stunde. In der Schule wurde (das so) den Kindern eingeimpft. 1918, - da war ich auch schon etwas älter -, wo der Kaiser wegmußte, da hätte ich weinen können, so nahe ging mir das. Es ist (uns ja) immer (gelehrt) worden: "Der Kaiser ist ein lieber Mann!" Und dann dasSedansfest, das war ähnlich so. Und im Sommer war auch schon mal ein Schulfest, da kamen mehrere Schulen zusammen. Da wurde mal ein Kriegsspiel gemacht..., das ging so weit, daß sie sich nachher noch an die Köppe kriegten und sich verhauten. So ernst wurde das genommen.
S: Wurde da eine Schlacht nachgespielt?
D: Ja, die eine Gruppe da entlang, die andere da, und die sausten auf einander zu, und da wurde sich mit Knüppeln gehauen. Da war aber Ordnung drin. Anschließend gab es dann so Kinderspiele: Laufen und Sackhüpfen und In-die-Wanne-springen, daß das Wasser so spritzte. Das war ganz interessant. Und da gab es auch kleine Belobigungen, der kriegte ein Schreibheft, der kriegte mal 10 Löschblätter, der kriegte mal ein Kästchen mit Griffeln. Das waren alles so Schulsachen. Es waren auch nur Kleinigkeiten... Das war in den Jahren vor 1914, so 1912/13.

LEHRE, ABHÄNGIGKEIT DER HEUERLINGE

(I)
D: (Was damals von den Kindern verlangt wurde), das war reichlich. Ich habe z. B. als Schulkind beim Dreschen mal geholfen, das war schon in der Kriegszeit, da waren wenig Männer da, da mußte ich bis nachts 2 Uhr helfen... und am anderen Morgen mußte ich dann zur Schule. Dann war ich auch mal bei dem Pächter, der auch das Fleisch immer zu uns brachte, bei ihm mußte ich eine Arbeit verrichten, die ein Kind gar nicht konnte, da mußte ich auf einem Boden das Stroh mit einer Forke ein Stück hoch packen. Das waren alles selbstgebundene Strohbündel, die waren ziemlich schwer. Und das ging auch bis in den späten Abend hinein. Und ich weiß noch, daß ich gar nicht mehr konnte abends, ich bekam Schmerzen in der Brust. Und am Tage drauf wurde ich krank. Der Arzt stellte fest, daß ich einen starken Herzfehler hatte. Das war aber Überarbeitung. Und deswegen kann man es gut verstehen, daß die Kinderarbeit verboten wurde. Ich kam mit 14 Jahren in die Lehre. In der Schule war ich gut, - es war damals die Kriegszeit, und es fehlten die Leute, vor allem die Männer, und bei uns in der Nähe war eine Schmiede. Da wurde ich gefragt, ob ich das nicht machen wollte. Als einzigster (der Geschwister) durfte ich eine Lehre machen, alle anderen mußten sehen, wo sie ihr Brot selbst verdienten. Im Frühjahr kam ich aus der Schule und im September oder Oktober in die Lehre. Schmiedearbeit ist bekanntlich schwere Arbeit, und ich war nicht übermäßig stark. Dann kamen die Hungerjahre im ersten Krieg. Ich war bei dem Meister auch untergebracht in Kost und Logis. Da waren wir nicht nur halb verhungert, sondern dreiviertel. Da gab es kaum was zu essen und dann Schmiedearbeit dabei. Ab 6 Uhr waren wir in der Schmiede. Um 8 Uhr war Frühstück. Da kriegten wir zwei Scheiben Kriegsbrot aber ohne Belag. Und dann bis mittags um 1 Uhr. Dann gab es Mittag, das gab es satt. Nachmittags gab es wieder zwei Scheiben Brot. Abends guckte der Mann nach der Sonne, wie hoch die stand: solange wie er die Sonne noch sehen konnte, wurde noch gearbeitet. Bis 8 Uhr waren wir immer in der Schmiede, also von morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr, mittags eine Stunde Pause. Und das bei diesem Essen. Das habe ich ein Jahr durchgehalten, dann war ich fertig. Dann ging es nicht mehr, dann bin ich dabei zusammengebrochen, ich hatte überall Schmerzen... Ich mußte zum Krankenhaus. Dort bin ich ein gutes Vierteljahr gewesen.
Wie ich schon sagte, hatte ich einen Herzfehler und bekam Gelenkrheuma dabei. Meine Arme und Beine konnte ich nicht mehr bewegen, sie waren geschwollen, man mußte mich tragen. Als ich dann nach Hause kam, mußte ich das Laufen regelrecht wieder lernen. So elendig war ich. Ich war vollkommen arbeitsunfähig. Der Arzt hat mir schwere Arbeit verboten, ich war 16 Jahre alt, durfte keinen Alkohol trinken und auch nicht rauchen, kein Radfahren, nur ganz ruhig und sachlich arbeiten. Ich war ja wieder zu Hause, und wenn man bei der Mutter ist, ist das ja eine ganz andere Sache, da wird man so langsam hochgepäppelt. Aber ein Jahr hat es gedauert, bis ich wieder so langsam arbeitsfähig war. Es war vorher ein-

fach nicht möglich. Ich habe in dieser Zeit meinem Vater in der Werkstatt viel mitgeholfen, damit man sich das Arbeiten wieder ein bißchen angewöhnte. Ich weiß noch, daß ich damals meinem Bruder das Essen gebracht habe, der war bei der Eisenbahn an einem Stellwerk. Da mußte ich eine Viertelstunde laufen. Wenn ich einen Weg gemacht hatte, mußte ich mich erst eine halbe Stunde ganz ruhig hinsetzen, damit ich den Rückweg wieder schaffte. Da weiß ich noch, daß mein Bruder mich fragte: "Warum atmest Du so schwer?" Er dachte, ich wäre so gelaufen, aber ich konnte einfach nicht...
Von dieser Zeit an hatte ich eine Rückgratverkrümmung. Die habe ich auch jetzt noch, und zwar sehr stark. Ein Schulterknochen steht weiter zurück. Wenn ich gerade stehen will, muß ich mich schief hinstellen. Ich bin dann doch noch ein Mensch geworden, und ich durfte noch fünf Jahre Soldat werden, trotzdem. Ich hätte nie gedacht, daß ich dazu noch brauchbar war, aber damals hat man ja alles genommen.
S: Ging es dem Schmiedemeister damals so schlecht, hatte er so wenig Aufträge, daß er Sie halb verhungern ließ?
D: Es war viel Arbeit damals. Er hatte selbst auch vier Kinder, die waren selber froh, daß sie was zu essen hatten, aber wir haben nicht mehr bekommen.
S: Hat er auch nicht mehr gegessen?
D: Das weiß ich nicht. Als wir dabei waren nicht. Er selbst war auch abgemagert. Sehr! Die Männer waren knapp, wir mußten damals auch sonntags arbeiten, damit die Arbeit auch fertig wurde. Der Mann mußte nebenbei noch einen Bauernhof beaufsichtigen. Er war zwar nicht kriegsdiensttauglich, aber arbeitstauglich. Er hat eine große Familie und ist nach Hause gekommen unter der Bedingung, daß er den Bauernhof verwaltet, weil der Bauer Soldat werden mußte.
S: Haben Sie an einem Tisch gegessen?
D: Ja, das haben wir.
S: Wo haben Sie da geschlafen?
D: Ich habe eine Weile mit dem Sohn geschlafen, der ist 5-6 Jahre jünger als ich. Mit dem habe ich zusammen in einem Bett geschlafen.
S: Sind Sie öfters nach Hause gegangen, oder war das zu weit?
D: Sonntags sind wir immer nach Hause gegangen, aber in der Woche kaum. Nur wenn etwas Besonderes war. Eine Viertelstunde zu laufen war es ja doch. Wenn es Abend war, war man auch froh, wenn man sich ausruhen konnte.
S: War es denn Schluß nach Einbrechen der Dunkelheit mit der Arbeit? Oder mußten Sie in der Werkstatt noch aufräumen oder sonstige Arbeiten verrichten?
D: Ja, da wurde immer gearbeitet, auch wenn nicht viel Arbeit vorlag. Es wurde eben ausgenutzt, bis zum äußersten. Ein Hufschmied bekommt normalerweise die Rohlinge fertig geliefert. Aber um die Kräfte auszunutzen, machte unser Meister diese Hufeisenrohlinge selbst. (Die) alten abgelaufenen Hufeisen, die wurden zusammengeschweißt, und davon wurden dann neue gemacht.
S: Was hatte der Schmied eigentlich alles für Arbeiten auszuführen?

D: Der Schmied machte alle Arbeiten, Handwerkszeuge (Äxte, Hacken) und Wagenbeschlag. Sogar Klempnerarbeiten machte er nebenbei. Die Arbeiten gingen alle mit der Hand. Es war noch kein Motor da, wenn die Bohrmaschine lief, die mußte man selber drehen.
S: Haben Sie auch schon größere Arbeiten gemacht, oder haben Sie nur Hilfsdienste verrichtet?
D: Ja, in diesem Jahr war man ja noch Lehrling, vielleicht mal Kleinigkeiten, die man selber machen konnte, aber sonst wurden immer nur fertige Stücke bearbeitet. Ein Beil wird ja in dem Feuer nur roh bearbeitet. Es mußte anschließend noch mit der Feile bearbeitet werden, geschliffen und picobello zurechtgemacht werden.
S: Wie war eigentlich das Verhältnis Ihrer Eltern zu dem Bauern, dem das Haus gehörte? War es mehr ein nachbarschaftliches Verhältnis oder mehr ein Untergebenenverhältnis?
D: Bei dieser letzten Heuerstelle, die wir hatten, da war der Hof in der ersten Zeit verpachtet, und da hatten wir eigentlich mit dem Bauern wenig zu tun. Dann später hat der Mann den Hof selbst übernommen, er hat geheiratet und hat dann selber die Sache bearbeitet. Mein Vater, der hatte Angst vor diesem Mann, er war eben noch in dem Untertanenverhältnis von früher. Der Heuerling, der war ja abhängig vom Bauern. Wenn der Bauer sagte, er soll ausziehen, dann mußte er eben ausziehen. Anders ging's ja gar nicht. Ich kann mal ein Beispiel anführen. Da hat der Bauer dem Heuermann bestellt, er solle morgen früh mit zwei Mann kommen, und da sagte der Mann: "Mit zwei Mann kann ich morgen wirklich nicht kommen. Ich werde wohl kommen, aber die Tochter, die sonst immer mitgeht, die ist irgendwo andersweitig versagt." Das hatte der Bauer aber nicht selber bestellt, er hatte es durch einen anderen bestellen lassen. Der Heuermann wollte auf Besuch den Tag, und er trifft den Bauern da unterwegs. "So und Du willst morgen nicht mit zwei Mann kommen?" "Nein, morgen kann ich nicht mit zwei Mann, aber ich komme!" "Wenn Du nicht mit zwei Mann kommst, dann ist es aus, dann kannst Du ausziehen, weg vom Hof." Nur wegen dieser Absage mußte der Mann ausziehen. Und sie haben sich wegen dieser Sache nicht mehr vertragen, und der Mann mußte ausziehen. Er hatte aber Glück gehabt und konnte bei einem Nachbarbauern wieder einziehen. Und das war ein großes Glück für ihn, er hat später diese Stelle gekauft. Aber da sah man eben, wie sehr der Heuermann vom Bauern abhängig war.
Und so war es auch mit meinem Vater. Wenn da nicht alles glattging, dann hatte er Angst. Wenn er den Bauern sah, da wirkte das schon. Später kam das so nach und nach etwas anders. Als dann der Krieg zu Ende ging, 1918, da gab es ja schon eine gewisse Freiheit, da war man nicht mehr bange. 1925 ist mein Vater gestorben. Da mußte ich die Sache übernehmen. Und ich hatte mir von Jugend an vorgenommen: Du verbringst Dein Leben lang nicht in einer Bauernheuer! Ich wollte nicht immer Heuerling bleiben, und aufgrund dessen war ich auch etwas freier und habe mich nicht von dem Bauern einschüchtern lassen. Zwei Jahre später habe ich mir dann dieses Grundstück gekauft, und als der Bauer das merkte, da war er auf einmal ganz anders. Da merkte er:"O, der will uns doch einmal verlassen, da

ist Hopfen und Malz verloren, der macht es nicht mehr so!" Und ich habe es nachher auch fertiggebracht.
Und so ist es auch noch heute: Die Bauern haben ja auch keine Hilfskräfte mehr, und die sind eben - wenn man das so sagen kann - teils selbst Schuld daran. Also die (Leute) wurden ausgenutzt - sie kriegten ja nicht mal ihr wirklich verdientes Geld, da wurde ihnen noch was vorenthalten. Wir hatten hier (so) einen Fall. Da war ein Mädchen, das mußte zu Hause bleiben, konnte nicht in Stellung gehen, nur weil der Bauer die Hilfe verlangte. Am Jahresende wurde abgerechnet. Da hatte das Mädchen mehr verdient, als dem Bauern zustand. Da war ein Überschuß vorhanden, und das hat ihr der Bauer nicht ausgezahlt. Und da soll man sich nicht wundern, wenn die Leute alle weglaufen aus der Bauernheuer. Richtige Heuermänner so wie früher gibt's hier gar nicht mehr.
Da war ein wirklich ordentlicher, netter Mann. Das war ein Tagelöhner. Als Junge war er Knecht, und er kannte jede Arbeit, und er wollte von dem Bauern einen Bauplatz haben. Wenn der Bauer schlau gewesen wäre, dann hätte er den Mann gehalten. "Nein, ich geb' doch keinen Grund ab, um Gottes willen, nein!" Er suchte sich einen anderen Bauplatz und zog weg. Und da wundern sich die Bauern, warum sie keine Leute zum Arbeiten haben.

ARBEITSLEBEN, KRIEG UND GEFANGENSCHAFT, URLAUB

S: Was haben Sie denn gemacht, als Sie so einigermaßen wieder auf die Beine gekommen waren?
D: Das erste Jahr war ich wieder zu Hause, damit ich wieder so langsam marschieren konnte. Dann habe ich es an der Eisenbahn versucht und dort bin ich etliche Jahre gewesen.
S: Was haben Sie da gemacht?
D: Als Gleisbauarbeiter. Man konnte da nicht in die Lehre kommen. Heute werden sie ja umworben. Man mußte da arbeiten und hatte dann die Aussicht, nach einer Reihe von Jahren weiterzukommen: irgendwo einen Posten als Beamter irgendwo bei einem Stellwerk (zu bekommen). Nun war das Unglück damals, 1919, da kamen die Soldaten heim, und die wollten alle Arbeit haben, und sie stürmten zur Bahn. Und wir Jungen hatten dann auch gar nicht mehr die Möglichkeit, in den nächsten 10 oder 15 Jahren irgendwo ein besseres Arbeitsverhältnis zu bekommen. Wir hatten nur die Möglichkeit, draußen bei Wind und Wetter am Gleisbau zu stehen, und anderswo wurde aber bestimmt das Doppelte verdient.
S: Wieviel haben Sie dort verdient?
D: Damals, das weiß ich noch ganz genau, haben wir verdient 6,40 Mark im Gleisbau, und andere, die in Lengerich irgendwo an anderen Arbeitsplätzen waren, da gab es 11,20 Mark. Damals, als 17-18jähriger wollte man ja auch schon was verdienen, und deshalb sind wir damals mit 5-6 Mann - oder es waren auch vielleicht noch mehr - von der Bahn weggegangen und sind anderswo arbeiten gegangen. Ob es richtig war? Ich habe es später auch mal bereut. Es war damals eben so schwierig, überhaupt Arbeit zu bekommen. Aber wenn ich dagegen an heute denke, heute werden die Leute richtig umworben, und damals war es genau das Gegenteil. 1923 kam der Tiefstand der Inflation, da haben wir mit Billionen (gerechnet).
S: Waren Sie da immer noch bei der Bahn?
D: Nein, 1923 nicht mehr. Im Sommer 1922 bin ich umgesattelt nach Lengerich zur Zementfabrik. Da bin ich mein Leben (lang) geblieben. Auch dort war es sehr schwer in den ersten Jahren. Bis 1933 ging es immer bergauf und bergab. 1923 wurden wir erst alle entlassen, 1925 konnte ich wieder anfangen. In der Zwischenzeit hatte ich hier mal am Tunnelbau gearbeitet, aber die 20er Jahre waren an und für sich ganz gut. Es ging aufwärts, man hatte wieder Geld in der Hand, und ich habe auch immer sparsam gelebt, weil ich von jung an darauf angehalten wurde, immer sparsam zu leben. Mein Vorsatz war ja, irgendwann einmal zu einem Eigentum zu kommen. 1927 habe ich mir dann hier den Bauplatz gekauft und 1929 haben wir das Haus gebaut. Und als das Haus fertig war, wurde ich aus dem Arbeitsplatz entlassen. Da kam die Krise von 1930 bis 1933, dann kam der Umschwung. Das war für mich sehr schwer. Da hatte ich gerade das Haus hier stehen voller Schulden, und von den paar Mark Arbeitslosengeld habe ich mich immer so durchgeschlagen. Ich hatte so hier und da mal ein paar Mark verdient. Und dann habe ich auch immer noch dort, bei dem Arbeitsplatz, wo ich war, einmal im Jahr im Frühjahr, wenn Hauptsaison war,

ein Stück gearbeitet. Und dann mal hier, mal da, wo man ein bißchen fand. Wie der Umschwung kam, 1933, war es hier auf einen Schlag anders. Da war's vorbei mit der Arbeitslosigkeit. Da haben wir ständig arbeiten können. Der politische Umschwung traf zusammen mit dem Verkauf der Zementwerke an die Firma Dyckerhoff, das ist eine große Firma aus Süddeutschland, die übernahm den ganzen Konzern. Dadurch kamen wir überhaupt in ein ganz anderes Leben. Und weil das nun beides zusammenfiel, ist das bei uns viel mehr zur Wirkung gekommen, als in anderen Gegenden. Wo das Dritte Reich begann, da waren wir alle sehr skeptisch dagegen. Wir sagten: "Ach, das wird ja alles nichts!" Da kam das mit dieser Erneuerung des Arbeitsplatzes, und da waren wir sehr dafür eingenommen. Die ganze Welt änderte sich für uns. Wir bekamen das erste Mal einen festen Arbeitsplatz. Dieser Arbeitsplatz wurde ausgebaut und verbessert. Es wurde damals sehr viel Wert drauf gelegt. Ob das nun die Lichtverhältnisse waren oder sonst was. Es wurde darauf hingearbeitet, mehr zu leisten. Das hat man da sehr gut verstanden, und das hat mir sehr gut gefallen, daß wir in eine ganz andere Welt gerieten.
Ich habe meine 40 Jahre da voll gekriegt, bin frühzeitig Invalide geworden und hatte nämlich etwas Pech, der körperliche Zustand war das wohl. Es mußte sehr kräftig gearbeitet werden. Und ich hatte sechs Brüche, an denen ich operiert werden mußte, aber nicht auf einmal, einmal als Kind und fünfmal nachher, und dadurch war ich nicht mehr voll leistungsfähig. Ich bin dann frühzeitig Invalide geworden mit 60 Jahren. Das wurde uns da angeboten, und man wollte mich erst gar nicht laufen lassen, da ich dem Betriebsrat angehörte. Aber ich habe dann so lange gedrängt, bis sie mich wegließen. Ich habe es auch gar nicht bereut. Es ist ja heute alles günstiger mit der Rentenangelegenheit. Man kann ja ganz gut leben. Aber es ist ja so, wenn man einmal das Arbeiten gewöhnt war, kann man es nicht lassen, und jetzt, als 70jähriger, meint man, man muß noch arbeiten. Und wenn einem selbst auch die Knochen wehtun - ich habe heute morgen auch wieder geschuftet auf dem Acker, ich habe da ein Feld fertig gemacht, etwas Rasen gesät.
Ich habe mich schon immer an allen Dingen beteiligt, bin mit offenen Augen durch die Welt gegangen. Wenn irgendwo etwas los war, habe ich mich nie zurückgezogen. Ich war immer mit dabei. Damals, während des Dritten Reiches, wurden Berufswettkämpfe durchgeführt. Da mußte man dann zeigen, was man konnte. Das habe ich zwei Jahre hintereinander gemacht. Bin in beiden Jahren bis zum Reichsentscheid gekommen. Erst Ortskampf, Kreiskampf, Bezirkskampf in Münster, dann kam der Reichskampf einmal in Hamburg und einmal in Köln. Von den 3000 Belegschaftsmitgliedern der Firma war ich der einzigste, der bis dahin gekommen ist. Es waren Teilnehmer genug da, die meisten blieben schon beim ersten stecken.
Es wurde da ja allerhand verlangt, nicht nur Arbeit, sondern auch politisch und sportlich, und vor allen Dingen man mußte etwas Köpfchen haben. Man mußte etwas wissen, in jedem Fach, ob es Rechnen oder Schreiben war. Es hat mir auch sehr gut gefallen. Es ist ja klar, wenn man Erfolg hat, hat man seinen Spaß da dran.
S: Was mußten Sie bei diesen Berufswettkämpfen alles machen?

D: Erst eine praktische Arbeit. Einmal mußte ich ein Gleis legen mit Drehscheibe und Anschlüssen... ein Feldbahngleis ausbauen. Jede Schraube mußte dicht sein, alles mußte gerade liegen. Da konnte man nicht mogeln, das wurde alles nachgeprüft. Einmal mußte ich eine Arbeit machen beim Berufswettkampf, die hatte ich mein Lebtag noch nicht gemacht: Druckluftleitung und Abzweigungen legen. Die mußte ich betriebsfertig machen. Das habe ich geschafft. Es ging. Ich bin mit durchgekommen. Neben der praktischen Arbeit kam dann die schriftliche Arbeit. Das waren fünf politische Fragen und dann fünf betriebliche Fragen und Rechnen auch fünf, Aufsatz. Das war's, glaube ich. Und dann sportlich. Es wurden keine Rekorde verlangt, nur Durchschnittsleistungen: 1000-Meter-Lauf, Weitsprung, also normale Durchschnittsleistungen. Das schaffte ich auch wohl.
S: Was haben Sie bei den Zementwerken gemacht?
D: Überwiegend war ich in der Packerei, wo der Zement in Säcke eingefüllt wurde. Und das war früher noch ganz andere Arbeit als heute. Heute laufen überall Transportbänder. Heute sind die Säcke an beiden Enden zu. Damals mußten die Säcke von der Maschine weggenommen werden, einer machte sie immer zu mit einem Draht, und dann kamen sie auf eine Schubkarre. Dann wurden sie in langsamem Trab in die Waggons gebracht. Das war Akkordarbeit. Und Akkord, das weiß man ja, da will jeder gerne was rausholen. Es war aber ein ganz angenehmes Arbeiten. Ich kann nicht darüber klagen. Es hat mir gut gefallen. Aber es war nicht immer dasselbe, es wurden auch andere Arbeiten gemacht. Ich war auch die letzte Zeit nach dem Kriege in der Werkstatt. Erst war ich in der Schreinerei.

Wo ich nach dem Kriege heimkam, war ich abgemagert. Ich konnte kaum über'n Strohhalm treten. Ich war total verhungert. Ich war nicht im Osten, ich war im Westen. Beim Amerikaner kam ich in die Gefangenschaft. Wenn mich einer fragt, wie ich über die amerikanischen Soldaten denke: ich habe den Amerikaner nur als den größten Gangster und Verbrecher erlebt. Ich habe da Erfahrungen gehabt...
S: Erzählen Sie mal von Ihren Erfahrungen!
D: ... Wir wurden einer Panzerarmee entgegengeschickt. Ich war über 40 Jahre. Da schickten sie uns dahin, wir hatten kaum noch ein Gewehr. Ich hatte noch eins, aber nicht alle. Ich war damals Unteroffizier. Es war aussichtslos, ... Wir haben uns noch Verteidigungslöcher gemacht, wo wir drin waren. (Bei der Gefangennahme haben uns die Amerikaner) dahin getrieben,wo ihre Panzer standen, zwei mußten sich oben drauf setzen als Kugelfang, zwei mußten davor herlaufen. Ich war bei den unteren. Und wenn der Panzer rollte, da mußten wir auch mitlaufen. Und wenn der stehenblieb, dann mußten wir stehenbleiben.
Nur als Kugelfang! In diesem Moment schossen die auch manchmal, und dabei ist mir das eine Trommelfell geplatzt. Das muß man sich mal vorstellen, einen Meter neben einem knallten die da los.
Dann waren wir im Lager. Da hatten wir viel Hunger. An einem Sonntag kamen dort ein paar Frauen und Schwestern in Schwesterntracht. Und die hatten etwas in der Hand und wollten es uns bringen, und wir sahen das. 50 Meter weiter haben sie mit dem Posten verhandelt - die Posten liefen ja da herum. Sie hatten beide Hände voll Kuchen usw., und wir dachten

"Vielleicht kriegen wir ein Stück ab!" Die Amerikaner sagten:"Ja, ist gut, stellen Sie es da hin.", und die Schwestern mußten dann wieder weggehen, und die amerikanischen Soldaten gingen hin und haben es mit den Füßen in die Erde getreten. Und wir standen da mit unseren Hungeraugen und wußten vor Hunger nicht, wo wir hin sollten. Ne, ne! Das letzte Stück Brot haben sie uns aus dem Brotbeutel genommen bei der Gefangennahme und weggeschmissen.
S: Wann sind Sie eingezogen worden?
D: 1940 im Herbst bei der Luftwaffe. Die ersten vier Jahre war ich in Holland an der Küste. Später kamen wir zum Balkan.
S: Bei der Bodentruppe?
D: Ja, als Bodenpersonal. Ich hatte die Waffen- und Geräteverwaltung. Es war sehr gut. Sämtliche Waffen hatte man unter sich. Es mußte ja jeder sein Gewehr, sein Seitengewehr haben, und Pistolen. Es wurde ja alles in Karteien aufgeführt. Es mußte alles geregelt sein, daß jeder seine Sachen hatte. Und später kriegte man Maschinenpistolen, MGs, das hatten wir alles in unserer Bearbeitung...
Nachher mußten wir (vom Balkan) verschwinden, da haben wir noch allerhand mitgemacht. Unsere Kompanie war 220 Mann stark, und davon sind wir noch mit 49 Mann zurückgekommen. Die anderen wurden alle so nach und nach aufgerieben. Hat man noch das Glück gehabt, daß man überhaupt nach Hause gekommen ist.
S: Wo wurden Sie gefangengenommen?
D: In Thüringen. Als wir zurückkamen im Winter 1945, da wurden wir umgeschult und kamen zur Panzerabwehr. Da kamen wir auch noch zur Schulung an's Geschütz, aber wir sind nicht mehr zugange gekommen. Sie haben uns dann mit nichts gegen eine Panzerarmee gestellt. Es wurde uns gleich schon gesagt, als wir da ausgebildet wurden, die Munition, die durchschlug den Panzer nicht mehr. Sie lernten uns das, aber sie hatten keine Munition mehr dazu. Praktisch war es vollkommen umsonst.
S: Haben Sie es bis zum Schluß miterlebt?
D: Bis zum Schluß, bis zum bitteren Ende. Dann war ich noch von April bis Ende August (1945) in Gefangenschaft. Als ich heimkam, war ich vollkommen daneben. Ich war sowieso nicht sehr robust. Ich konnte keine zehn Schritte gehen, dann sackte ich zusammen, soweit war ich. Ich konnte einfach nicht mehr. Wir machten im Lager ein Feuer, nahmen etwas Holz, und deswegen bekamen wir drei Tage nichts zu essen. Wir hatten kein Dach über dem Kopf, immer nur draußen gelegen.
S: Wie war es in der Nachkriegszeit, haben Sie gleich wieder Arbeit gefunden.
D: Ich mußte erst noch eine Weile aussetzen. Ich konnte ja nicht gleich arbeiten, das war nicht möglich. Dann fing ich wieder an meiner Arbeitsstelle an, das ging in Ordnung. Aber man war sehr, sehr geschwächt. Doch nach und nach kam es dann wieder.
S: Hat es Ihnen viel geholfen, daß Sie ein Stückchen Land hatten?

D: Man hatte auf dem Lande immer etwas mehr, als derjenige, der nur die Marken hatte.
Ja, das waren böse Zeiten. Ich war kaum 14 Tage hier, noch vollkommen benommen, da mußten wir das Haus räumen. Da kamen die Engländer hier rein und sagten: "Raus!", aber nur einen Tag und eine Nacht. Dann konnten wir wieder einziehen. Da waren ja damals hier Ausländer, die haben sich zusammengerottet zu Gruppen und Banden, und dann gingen sie auf die Dörfer und raubten alles aus. Und das wollten die Engländer unterbinden, die kamen bei uns in's Dorf, denn hier hatten sie auch einige Häuser ausgeplündert... Ich konnte kaum gehen, oben wohnte jemand, der hatte beide Beine ab. Und dann war noch ein Evakuierter aus Münster, der hatte einen Arm ab. Ausgerechnet wir mußten das Haus räumen. Die Nachbarn brauchten nicht. Ich habe mich nachher beschwert, bin zum Amt in Tecklenburg gegangen und habe da eine Beschwerde eingereicht und habe gefragt: "Was ist da eigentlich los, aus welchem Grunde müssen drei Schwerbeschädigte dort raus und die anderen hatten's nicht nötig!" Es wurde ein großer Schrieb gemacht, dann wurde der zum Gemeindebürgermeister geschickt, das war damals ein Bauer... Da hat er einen drauf gekriegt von Tecklenburg, das habe ich dann wohl gemerkt. Aber es war zu spät. Heute hat sich die Welt gedreht. Heute hat uns der Wohlstand ergriffen. Aber besser als so was, und wir wollen hoffen, daß uns so was nicht noch einmal passiert.
S: Sie sagten, Sie seien auch in den Betriebsrat gewählt worden? Wie sind Sie dazu gekommen? Haben Sie viele befreundete Kollegen gehabt?
D: Man war eben bekannt, daß man mal ein Wort sagen konnte und nicht Angst hatte. Wenn da ein Direktor kam und ordnete da irgendetwas an, daß man sich auch da etwas einsetzte. Ehe daß ich im Betriebsrat war, habe ich schon manche Sachen durchgefochten, was der damalige Betriebsrat nicht fertigbrachte.
S: Als Einzelperson?
D: Ja, als Einzelperson für eine Gruppe. Es ging um Zuschläge, die man bei der Arbeit bekam bei Feiertagen. Ich war Vorarbeiter in einem Betrieb. Da haben wir das mit einer Gruppe besprochen... "Das müssen wir doch eigentlich anders bezahlt haben!" Ich habe mich dahintergeklemmt, die Sache durch den Kopf gehen lassen. Ich bin dann erst einmal zum Betriebsrat gegangen. Der sagte ab. Dann ging ich zur Gewerkschaft, und die sagten auch ab. Dann ging ich zum Betriebsleiter, der sagte:"Nein, nein, das gibt es gar nicht!" Ich ging zum Lohnbüro auf einem Möbelwerk, dort hatte ich einen Bekannten, dem habe ich gesagt, er möchte doch mal eben die Sache auslegen, da ständ es doch geschrieben. "Ja, das ist doch eine Selbstverständlichkeit. Warum wird das nicht vom Werk aus auf dem Lohnzettel vorgelegt?" Es war eigentlich eine ganz einfache Sache. Es mußte nur durchgefochten werden. Und wenn man solche Erfahrungen hat, dann hieß es hinterher, das ist ein Mann dafür, der kann das.
S: Haben Sie noch mehr solcher Dinge durchgefochten?

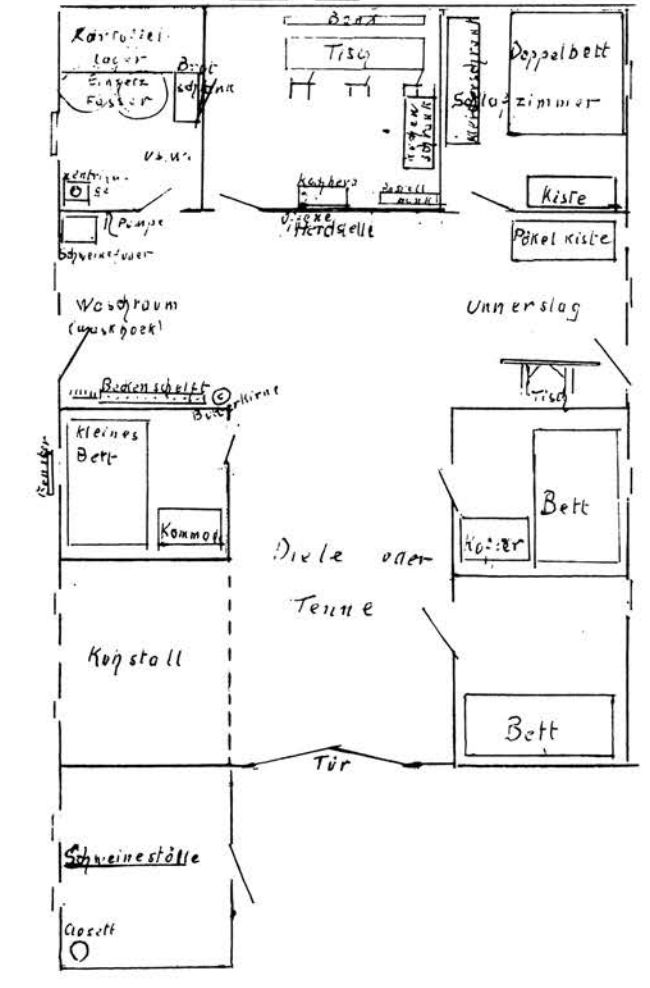
D: Als ich dann Betriebsrat wurde, gab es ja öfter mal irgendwas, aber auch mal zu Ungunsten der Arbeitskameraden. Wenn es mal um Ordnung und Sauberkeit ging. Ein Aufenthaltsraum muß doch sauber sein... Früher kannte man noch keinen Aufenthaltsraum. Da setzte man sich da, wo man am Arbeiten war, hin, aß sein Butterbrot und fertig. Oder wenn irgendwo was kaputt gemacht wurde, mußte man auch mal andersherum denen die Wacht ansagen können.
S: Wann haben die Zementwerke eine Betriebskantine eingeführt?
D: Ich kann es nicht auf ein Jahr sagen. Ich habe 1962 aufgehört, da hatten wir die Essensmöglichkeit. Im ersten Jahr haben wir das Essen bekommen, eine auswärtige Firma hat es uns hergebracht. Das kann 1959/60 gewesen sein, daß wir die Kantine hatten. Sie ist ja auch immer noch sehr gut. Mein Schwiegersohn macht es auch mit. Man hat immer warmes Essen bei der Hand, man kriegt immer frisches Essen aufgetischt. Und wenn man den Essenstopf mitnehmen muß, da muß aufgewärmt werden. Das ist alles nicht so günstig. Wenn man vom Teller essen kann, dann schmeckt es viel besser.
S: Sie haben früher immer einen Essenstopf gehabt, kein Brot?
D: Nein, mein Mittagessen habe ich immer mitgenommen, aufgewärmt.
S: Wie lange waren Sie unterwegs von morgens bis abends?
D: Das lag daran,was man für Schicht hatte. Ich habe auch längere Zeit Wechselschicht gemacht. Da in diesem Betrieb, wo ich als Vorarbeiter eingesetzt war, da hatten wir das Drei-Schichten-System. Da mußten wir also von morgens 6-2 Uhr und dann von 2-10 Uhr und dann wieder von 10-6 Uhr. Da hatte man jedesmal acht Stunden in einem. Als ich Betriebsrat wurde, da mußte ich immer am Tage dasein. Da ging die Arbeitszeit immer von 7 bis 16.30 Uhr. Da bin ich die meiste Zeit mit dem Fahrrad gefahren: 6 km. Als es sich dann besserte, hatte ich erst ein Motorrad, nachher habe ich mir einen kleinen Wagen angeschafft.
S: Wann haben Sie sich ein Motorrad angeschafft?
D: Gleich nach der Währungsreform 1948/49.
S: Und dann sind Sie immer mit dem Motorrad zur Arbeit gefahren?
D: Ja.
S: Und wann haben Sie sich den Wagen angeschafft?
D: Das war so um 1960 herum. Zwei Jahre bin ich damit gefahren.
S: Wie lange brauchten Sie mit dem Fahrrad, um von hier zur Arbeit zu fahren?
D: Da rechnete ich so 40 Minuten, also die Fahrt und die Zeit zum Umziehen. Ich war immer froh, wenn ich mich noch ein paar Minuten hinsetzen konnte. Wenn man die Fahrt hinter sich hatte, da hatte man ja schon eine Leistung vollbracht.
S: Und mit dem Motorrad, wie lange dauerte das?
D: Die Hälfte vielleicht, da braucht man ja nicht so viel. Die 6 Kilometer fährt man in fünf Minuten, wenn es darauf ankommt. Dann muß man es noch abstellen, in einen besonderen Raum stellen, das ist schon ein bißchen umständlicher. Dann muß man auch die Motorradkleidung ausziehen, denn auf dem Motorrad ist es ja immer kalt.

S: Sind Sie bei Wind und Wetter gefahren, auch mit dem Fahrrad?
D: Ja.
S: Sind Sie nicht ab und zu mit dem Bus gefahren?
D: Nein. Es fuhr kein Bus, das war nicht möglich.
S: Wenn Sie abends nach Hause kamen, haben Sie dann noch Feldarbeit gemacht?
D: Ja, natürlich. Wenn man jetzt acht Stunden macht, dann kann ich es noch gut heißen, wenn man draußen noch zwei Stunden arbeitet. Aber früher haben wir 12 Stunden gemacht, dann wurde von 7-19.00 Uhr gearbeitet, minus einer halben Stunde Pause. Und dann mußte auch noch Feldarbeit gemacht werden. Wenn z. B. Kartoffeln gepflanzt wurden, das ist ja nun mal keine Frauenarbeit, oder die Kartoffeln wurden ausgemacht, oder sie wurden angehäufelt, das wurde ja selbst gezogen. Das war Männerarbeit, das wurde dann noch nach Feierabend gemacht. Das habe ich nicht anders gekannt. Wenn ich von der Arbeit heimkam, wurde gegessen und dann ging es nach draußen...
(II)
S: Seit wann fahren Sie regelmäßig in Urlaub?
D: Ich bin jetzt 70 Jahre, aber ich bin regelmäßig in den Urlaub noch nie gefahren. Ich habe einmal mit meiner Frau einen kleinen Urlaub am Rhein verlebt.
S: Wann war das?
D: Das kann 1958 gewesen sein. Und zwar war das so: vom Werk aus, vom Arbeitsplatz aus wurde das organisiert. Wir fuhren mit einem kleinen Bus dahin und wurden auch wieder zurückgebracht. Einen Urlaubsplatz hatten die da eingerichtet, und da konnten wir dahin fahren. Ich bin damals erst in reiferen Jahren in die Welt gekommen beim Reichsberufswettkampf. Dann habe ich (auch) einmal eine KDF-Reise mitgemacht nach Norwegen.
S: Allein oder mit Ihrer Frau?
D: Nein, mit einigen Arbeitskameraden. Meine Frau war nicht von zu Hause fortzukriegen. Sie hat ihre Mühe, wenn Sie mal mit dem Frauenverein fortfährt. Sie kann es nicht lange im Auto aushalten.
S: KDF-Reise?
D: Das war eine sehr schöne Fahrt. Solche schönen Fahrten gibt es nur selten wieder. Es war ja nur für Arbeiter, auch extra dafür organisiert. Sehr preisgünstig! Das gibt es heute nicht mehr. Heute haben die Leute selber Geld und können selber fahren. Das gab es ja damals noch nicht. Als einer der ersten habe ich mich dafür gemeldet zu dieser Reise. Und dann wurde mir das erst noch abgesagt wegen der Arbeit. Ich könnte nicht wegkommen. Und ich habe dann um vier Wochen verschieben müssen. Und dann hatte ich drei Kameraden, die noch mitmachten, weil die sich das während der Zeit überlegt hatten.
Das kannte man hier nicht. Wer hier auf dem Lande wohnt: "Ach, was wollen wir herumfahren." Heute ist da natürlich manches anders...

DIE RÄUME DES ELTERNHAUSES

(III)
S: Hat es sich irgendwie auf die Wohnungseinrichtung ausgewirkt, daß man früher nicht so oft im Hause war?
D: Die Wohnungseinrichtungen waren bei Durchschnittsleuten ziemlich einfach, man kann bald sagen primitiv. Die Bauern hatten ihre schönen Wohnstuben, die hatten schon ihren Teppich da liegen. Das waren in ganz Leeden vielleicht 10-12 Bauern, denen es wirklich gut ging. Alles andere waren doch mittelgroße (Bauern) und kleine Heuerleute. Ein halbes Dutzend Kinder hatten sie alle. Da konnten sie nicht weit springen. Da wurden keine Teppiche gelegt. Sie waren froh, wenn sie mit einem großen Besen ausfegen konnten. Dann waren die Kinder alle da und schleppten den Dreck ins Haus.
S: Waren in Ihrem Elternhaus auch keine Teppiche?
D: Ach Teppiche, nur Zementboden. Das waren aber schon Zementböden. Zu meiner Jugend gab es aber noch Bauernhäuser, wo die große Diele kein fester Boden war, sondern gestampfter Lehmboden.
S: Hatten Sie eine "gute Stube" in Ihrem Elternhaus?
D: Nein, die gab's nicht. Es gab nur eine Wohnküche. Das war eine Stube, da wurde auch gekocht. Das war alles. In diesen Heuerhäusern, da gab's das gar nicht anders.
S: Und in dieser Wohnküche, da spielte sich praktisch das ganze Leben ab?
D: Ja, das ganze Leben.
S: Auch, wenn Besuch kam?
D: Nur. Es war ja anders keine Möglichkeit da, irgendwo reinzugehen. Bei Bessergestellten (war) auch wohl eine Wohnstube, beste Stube. Die Bauern hatten auch eine "beste Küche". Das war das Mittelstück im Haus. Das war in diesen Jahren immer so. Wo früher ein großer Raum war, der wurde dann durchgeteilt. Der eine Raum war die Küche, wo auch gegessen wurde am großen Tisch, und die andere Seite war die beste Küche. Die war dann auch schon picobello fein mit guten Möbeln und auch wohl mal mit einem Teppich (eingerichtet), nicht nur in der besten Stube, die hatte man auch in der besten Küche schon.
S: Was hat man denn in dieser besten Küche gemacht?
D: Wenn mal eine Gesellschaft ist oder wenn mal irgendeiner Geburtstag hatte, dann geht man in die beste Stube und setzt sich da rein. Die Bauernhäuser nebenan, die haben das auch jetzt noch so. Manche haben auch wieder umgebaut. Der Herd wurde dann später schon so etwas schön gemacht, also die eigentliche Herdstelle, die wurde nicht mehr direkt gebraucht, die wurde dann als Tradition hergerichtet. Der eine Teil, das war dann die Alltags-Wohnstube, wo im Sommer gegessen wurde.
S: Wie sah denn diese beste Küche aus? Waren da Herd oder Küchenmöbel darin?
D: Nein, da war kein Herd drin, da wurde ein Kamin von der alten Herdstelle gemacht...

Mein altes Wohnhaus 1903 - 1929



S: Da brauchte man ja gar keine beste Stube?
D: Eigentlich nicht. Es sei denn, daß ein Bauernpaar oder eine Bauernfamilie mal unter sich sein wollte.
S: Also dann war die beste Küche praktisch das Besuchszimmer? Und die beste Stube mehr für den privaten Bereich?
D: Ja, so könnte man das eigentlich nennen: Besuchszimmer bei größeren Gesellschaften. Wenn vielleicht mal 20 Mann zusammenkommen. Die können ja nicht in die beste Stube rein, die war ja nicht so groß... In den kleineren Häusern, da gab's keine beste Stube. Man muß sich das vorstellen, wie das früher gewesen ist: Die Bauern brauchten Hilfskräfte auf dem Hof. Und dann setzten sie da ein Heuerhäuschen hin. Und die kleinen Leute damals, die waren ja vom Bauern abhängig, die hatten sonst keine Verdienstmöglichkeiten. Und die waren dann schon froh, wenn sie irgendwo waren, wo eine Tür und ein Fenster vor war. Die mußten sich mit allem zufrieden geben. Naja, es gab gute und es gab schlechte Häuser, das kann man sich ja vorstellen. Die ein paar hundert Jahre gestanden haben, sie können ja nicht mehr gut sein.
S: Wie alt war das Haus, in dem Sie groß geworden sind?
D: Das weiß ich auch nicht. Aber ich möchte annehmen, das ist eines von den ältesten. Es steht auch jetzt noch und wird auch noch bewohnt. Aber es war damals schon so schwer bewohnbar, es war da so naß. Bei vielem Regen kam das Wasser von unten an einigen Stellen durch den Zementboden. Der Zementboden war gerissen. Da wurde früher kein richtiger Beton reingemacht. Da wurde auf ein bißchen Sand einfingerbreit Zement draufgemacht, das war dann der Boden. Im Laufe der Zeit wurde der brüchig, dann kam das Wasser von unten herein. Die waren manchmal kaum bewohnbar die alten Häuser...
S: Wie war das denn bei Ihnen im Elternhaus? Lag die Küche hinter der Deele?
D: In den Heuerhäusern da ist das anders als in größeren Bauernhäusern. (Da ist) nur der Deelenraum, und am Ende ist in der Mitte die Herdstelle, links und rechts daneben Türen in den Wohnraum dahinter. Das waren dann meistens drei Zimmer. Davor Waskhook, Waschküche, wo die Pumpe stand, und dann stand da auch noch fürs Vieh (die Schweine) ein großer Steintrog. Und dann hängt da an der Wand (das) große Beckenschelft, wo Tassen und Teller reinkamen nach alter Art, vorne hingen alle die Näpkes davor, so wie das früher war. Und an der anderen Seite (rechts) war dann auch so ein Raum, der wurde kaum benutzt. Da standen Sachen drin, denn man hatte ja in einem solchen Haus keinen Keller. Und aus diesem Grund stand da ein großer ehemaliger Teigtrog, wo man ganz früher Teig drin angemacht hatte. Der wurde aber jetzt nicht mehr als Teigtrog benutzt, sondern als Pökelfaß. Später kriegten wir dann auch (ein Pökelfaß) aus Zement. Das war dann schon bedeutend besser. Irgendein alter Schrank stand da auch noch. Der Brotschrank war in der Wand, da wurde immer das Brot reingelegt.
S: Und was waren das für Räume hinter der Küche?

D: Hinter der Herdstelle, hinter dem eigentlichen Herd, da waren drei Räume. Da ging ursprünglich eine Tür (in die Wohnstube), und von dieser Wohnstube ging es dann nach links und rechts in die Schlafstuben. Das war alles, mehr war da nicht. Und dann waren natürlich an der Seite an der Deele noch Räume. Da waren Ställe, da war der Kuhstall, und vor dem Kuhstall war noch so eine kleine Schlafkammer. Und auf der anderen Seite war eine große Schlafkammer. Doppelbetten standen da...
Angenehm war's sowieso nicht, der Stall direkt an den Schlafräumen. Aber das war früher so. Ich war mal in Holland in einem Museumsdorf, und da stand auch so ein altes Haus, ähnlich wie hier die alten Heuerhäuser waren. Das war aber noch aus ur-uralter Zeit. Da war nur in der Mitte die Herdstelle. Da waren aber nur Steine zusammengelegt, und da wurde dann auch gekocht. An beiden Seiten war ein freier Raum, und an beiden Seiten war ein Bretterverschlag. Also kein Duttich, wie man später hatte. Einfach rohe Bretter, und dann lag da auch Stroh drin,und da haben die drin geschlafen. Überhaupt kein Zimmer, sondern nur so ein Kasten. Es waren an beiden Seiten Ställe, keine Wände, nichts, nur die Pfosten, die da standen, wo das Vieh angebunden war. Aber der ganze Raum praktisch ohne Innenwände.
S: Wieviel Leute haben denn in der großen Schlafkammer geschlafen?
D: Durchweg zwei. Stellen Sie sich mal vor, da konnte man keinen Kleiderschrank reinstellen. Ich weiß, mein einer Bruder, als der heiratete, da mußte man oben den Boden erhöhen, damit man überhaupt einen Kleiderschrank reinstellen konnte. 1913, da ist das Haus hochgewunden worden mit Winden, großen schweren Winden. Die Trageständer kamen alle hoch, und dann wurde da was druntergemauert. Sie standen nur auf dem losen Boden, sie sackten ja alle in die Erde rein. Und dann ist das alles allgemein höher gemacht. Trotz der Renovierung war keine Tür in diesem Haus, wo ich gerade durchgehen konnte. Ich war ja nun nicht der Größte. Aber man hat sich daran gewöhnt und machte jedesmal einen kleinen Diener und ging darunter her. Also da kann man sich denken, wie niedrig das Ganze war. Heute ist das Haus sowieso umgeändert.
S: Was stand dann nun an Möbelstücken in den einzelnen Räumen?
D: (Vor der Renovierung) stand der Kleiderschrank in der Diele. Als das dann alles ein bißchen hochgezogen wurde, hatten wir das so gemacht, daß (der) Kleiderschrank in dem Elternzimmer stehen konnte. Mein Vater war ja Zimmermann, und der hatte oberhalb der Tür ein Stück mit Holz gemacht, Bretter, also freigelassenes Mauerwerk, damit der Kleiderschrank da reinging. Sonst ging der da nicht rein durch die niedrigen Türen. Und dann stand noch eine Kiste drin, die Kiste meiner Mutter. Eine Bettstelle, so wie es früher war mit Stroh drin, der Kleiderschrank und die Kiste, dann war das Zimmer auch voll. Sehr voll sogar. Man hatte nicht so große Zimmer, wie man es heute hat.
S: Was war das für eine Bettstelle, Himmelbett mit Gardinen oder so?
D: Nein. Da waren noch gedrehte Knöpfe an den Ecken, und oben am Kopfstück da war dann ein breites Brett, da stand der Wecker drauf. Ich weiß noch gut, daß meine Eltern eine Schwarzwälder Uhr hatten, die wurde jeden Abend dann eben -"rrrutt"- so heruntergezogen, damit sie dann "beng, beng" machte...

Ich weiß noch, ursprünglich in diesem Schlafzimmer meiner Eltern, da war ein kleines Fenster mit vier Scheiben, ich glaube,es war 1/2 m das ganze Fenster, das ging nicht auf, und dann war an der Seite eine Scheibe und daneben eine Holzklappe zum Lüften. Das war die ganze Lüftungsmöglichkeit. Und dann war ganz ursprünglich in den Häusern - das habe ich nicht mehr erlebt - dann war in diesem Raum eine Klappe, und da war praktisch ein (kleiner) Kellerraum, wo einige Zentner Kartoffeln reingingen. Der (Raum) wurde dann aber extra in den Mittelteil der Wohnung verlegt, damit sie nicht im Winter erfroren. Die Wände waren ja so dünn. (Da) hatten wir auch unsere Eßkartoffeln, soweit sie für den Winter gebraucht wurden, die meisten wurden draußen in Mieten untergebracht... Das war eine ganz lange Reihe, wir hatten da extra Stellen für, das waren mindestens 7 - 8, immer so 2 m lang und 1 m breit, und dann wurde ein Stück ausgehoben, und dann wurden die so reingemacht, eine neben die andere, und dann wurde oben als Zudecke eine Schicht Stroh, dann Grassoden und Laub, meistens Laub (hingetan), dann friert es da nicht durch. Und da wurde dann das Kartoffelstroh draufgelegt, damit das Laub liegenblieb. Und da kam so leicht kein Frost durch. Aber 1929, das war ja ein fürchterlicher Winter mit 25 - 28 Grad Kälte, da waren die Kartoffeln in den Mieten oben eine Handbreit verfroren. Wir sind noch in der Mitte der Kälteperiode hingegangen und haben alles mit Mist zugedeckt oben. Wenn wir das nicht getan hätten, wäre nichts mehr heil geblieben. Das war ja ein fürchterlicher Winter. Da sind vielen Leuten die Ohren und Nasen verfroren, die wußten's gar nicht...

S: Was war denn an Möbelstücken in der Wohnküche?

D: Da stand ein Schrank drin, der normale Schrank und der Brotschrank, der saß früher in der Wand im Unterschlag, der war sehr tief und stand ein Stück in den Schlafraum rein. Aber gegessen haben wir nie da, das wurde immer in der Wohnküche gemacht. Später hatten wir ihn dann von der Wohnküche aus in eine Wand verlegt, da wurde dann alles Eßbare wie Brot und Stuten und was man da alles reintut, (untergebracht). Da waren zwei Fächer, da wurde das alles reingeschoben. Der Schrank, war aber zur gleichen Zeit auch ein Milchschrank, wo früher die Milchsetten hineingestellt wurden. Das waren immer so sechs bis acht Milchsetten. Und was sonst an Lebensmitteln gebraucht wurde, das wurde da auch reingestellt. Und in dem oberen Teil war Porzellan. Und der Tisch mit einer Bank dahinter und etlichen Stühlen. Die Kinder kamen natürlich auf die Bank, und dann waren da noch vier andere Plätze. Und dann war der Herd da. Das war alles, mehr stand da nicht drin. Dann war der Raum auch besetzt. Es waren zwei Fenster drin. Und wie das früher so war, da wurde dann in die Ecken ein Nagel reingehauen, da wurde ein Bindfaden drübergebunden, und die Gardine, die wurde auf dem Faden hin und hergezogen.

S: Hatten Sie Blumentöpfe?

D: Blumen hatten wir immer. Die fleißigen Lieschen, das waren die Hauptblumen, die blühten immer am besten. Und Geranien und Fuchsien, das waren die Blumen. Und weiter hinten, da war ein Blumengarten. Was glauben Sie wohl, was ich Heimweh gehabt habe nach dem alten Haus. Ich durfte

da nicht vorbeigehen, da wurde mir weich. Da habe ich mein ganzes Leben zugebracht, die 30 Jahre. Und jeder Baum und jeder Busch und jede Ecke, wo man rumgeturnt hatte. Man durfte da nicht vorbeigehen. Im Gegensatz zu meiner Mutter. Die war 70 Jahre alt, als wir hierherzogen. Bei dem Umzug war die Katze vergessen worden, und da fiel uns das ein, und da ging meine Mutter hin und holte die Katze da weg. Das war vielleicht nach einer Woche oder nach zwei Wochen, das weiß ich nicht. Und dann war sie auch noch einmal in dem Haus drin, und da wohnten schon andere Leute drin, aber auch Leute unseres Schlages, und da hat sie dann die Katze mitgenommen. Meine Frau sprach dann nachher mit meiner Mutter: "Na Mutter, willst Du wieder nach Hause?". Nein, sie wollte doch lieber hier bleiben. Sie hatte sich da gut mit abfinden können, darüber muß man sich eigentlich wundern. Das heißt immer, einen alten Baum kann man nicht gut umpflanzen. Mir ist es schwer gefallen...

S: Wo wurde denn abgewaschen?

D: Das wurde in der Molkenkammer.

S: Obwohl die Pumpe draußen auf der Diele stand?

D: Nein, in der Molkenkammer wurde doch nicht abgewaschen. Abgewaschen wurde (im Waskhook). Also da war das Wandbort, wo die Sachen reinkamen, und hier stand ein protziger schwerer Steintrog, da war das Schweinefutter drin, und dann stand hier noch eine Bank, eine Pottbank, sagte man, wo Eimer und Töpfe usw. standen. Und auf dieser Bank wurde abgewaschen. Wir wuschen uns hier auch. In die Waschschüssel wurde Wasser gepumpt, und dann stellte man die Waschschüssel da drauf. Ja, das war das bequemste. Man muß ja nicht immer einen Abfluß für das Wasser haben, das wurde ja früher alles einfacher gemacht. Das wurde weggekippt, wir haben immer einen Weg gefunden, daß wir das Wasser losgeworden sind. (Dieser Teil des Hauses hieß) Waskhook. Einige sprachen auch immer vom Steenweg. Aber das haben wir zu Hause nie gesagt. In der Nachbarschaft wohnte einer, der sagte auch Steenwegsdür, also Steinwegstür, (zu der Tür, die von diesem Teil des Hauses nach draußen führte). Die andere Tür (im Unterschlag), die ist nie benutzt worden bei uns. Die war von innen zugemacht, und von außen saß sie noch dran. Früher hatte man in allen Häusern an beiden Seiten eine Tür. Aber das war kaum erforderlich.

S: Wo haben Ihre Eltern den Weihnachtsbaum hingestellt?

D: Das Christkind kam in die Wohnküche. Das kam aber für uns Kinder erst am Morgen des 1. Weihnachtstages. Dann konnten wir die Zeit nicht abwarten, daß die Nacht um war. Wenn wir im Bett waren, da wurde (der Baum) hier irgendwo hingestellt und wurde dann auch geschmückt. Und dann wurde der Weihnachtstisch vorbereitet, es war ja nicht ganz viel, aber wir hatten trotzdem unsere Freude dran, wenn es auch nur ein paar Plätzchen gab (oder) wenn mal einer ein Paar Holsken bekam oder (etwas), was man in der Schule gebrauchte. Einmal gab es eine Kiste mit Wasserfarben für meine Geschwister - ich noch nicht, ich war noch zu klein - und wir hatten unsere Freude dran.

S: Wurden auch andere Familienfeste in der Wohnküche gefeiert, z. B. Geburtstag oder Konfirmation?
D: Wissen Sie, meine Konfirmation war 1917, die Hand gedrückt und gratuliert, so wie das später war, hat mir niemand. Das kannte man doch gar nicht. Die Konfirmation, die wurde ja früher viel intensiver gefeiert, mit viel innerlicher Bereitschaft, wirklich so zu tun, wie es uns gelernt wurde. Also heute ist eine Konfirmation ein Fest."Ja, jetzt bist Du groß!"Aber das hat mir niemand gesagt... Ich habe eine Konfirmationskarte bekommen von einem Bruder, der war weit weg, der war immer auf Montage, der hatte mir die Karte geschickt. Und wir Jungens sind dann nach dem Mittagessen auf den Berg (gegangen). Wir waren früher immer Waldräuber, wir haben Eichhörnchen gefangen. Das war die Zeit, da waren die Eichhörnchen flügge, die Jungen in ihren Nestern. Wir haben eine ganze Anzahl gehabt und haben im Frühjahr immer damit gehandelt. Wir waren dafür bekannt. In großen Kästen und die Leute kauften sich die.
S: Als Haustiere? Wozu hat man die Eichhörnchen denn gebraucht?
D: Diese Eichhörnchen wurden in großen Kästen irgendwo hingestellt, und dann tanzten die da drin herum. Das war so ein Hobby: der eine hat Tauben, der andere Kaninchen... Und dann weiß ich noch genau, einige Jahre später war eine Konfirmation. Man war ja interessiert, man ging ja doch dahin, wenn andere konfirmiert wurden, und dann sah ich hier in der Nähe der Kirche, daß ein Vater zu seiner Tochter hinging und sie gratulierte. Und ich dachte: "Nanu, was ist das denn!" Das hatte ich noch nie erlebt. Das kam dann so nach und nach. Und dann wurde auch schon etwas mehr daraus gemacht. Da war der (zweite Welt)krieg zu Ende, da kam das alles so langsam wieder etwas zum Wohlstand.
S: Hat denn bei Ihnen nicht mal irgendeine Familienfeier stattgefunden, wo so etwa 20 Personen zusammen waren? Können Sie sich noch entsinnen, wo man da gegessen hat?
D: Gefeiert wurde bei uns, wenn meine Mutter Geburtstag hatte. Da kamen die Kinder alle zusammen, soweit sie hier in der Nähe wohnten. Die in Dortmund und in Hannover wohnten, die kamen natürlich nicht... Das haben wir auch gemacht, als wir hier schon wohnten nach 1929. Also am 18. April hatte sie Geburtstag, das war immer so, da kamen sie alle her. Das war eigentlich die Familienfeier, (sonst) kenne ich fast gar keine Familienfeier. Aus meines Vaters Geburtstag ist nie was gemacht worden.
S: Und Ihr eigener Geburtstag?
D: Ach, aus meinem Geburtstag wurde nie etwas gemacht.
S: Haben Sie auch keine Geschenke bekommen von Ihren Eltern?
D: Nein, zum Geburtstag nie. Das habe ich nie gekannt. Das war aber nicht bei uns alleine so, das war allgemein so. Diese Familienfeiern, Geburtstag oder Konfirmation, das war ja viel später aufgekommen. Das war noch kaum in den 20er Jahren. Das ist, ehrlich gesagt, erst nach dem (2. Welt-)krieg so richtig aufgebaut worden, wie es jetzt ist.
Ich weiß noch, das war damals um 1950, wo wieder gute Zeiten da waren, da waren die Leute ja alle wieder etwas zu Kräften (gekommen). Da hatte ich mal einen Arbeitskameraden, (und) dessen Tochter wurde konfirmiert. Da hat er denn auch erzählt, wie die Geschenke

angerollt kamen. Er sprach davon, das Kind hätte 13 Garnituren bekommen. Also das war die Zeit, wo es so gefeiert wurde. Wenn es den Leuten ein bißchen besser geht, dann sind sie alle ein bißchen freizügiger.
S: Können Sie sich noch entsinnen, ob irgendwelche Bilder oder Sprüche in Ihrer elterlichen Wohnung hingen?
D: Sprüche nicht. Ich habe schon oft gesehen von Hochzeiten, daß man diese Kränze eingerahmt hatte, aber das hat es bei uns nicht gegeben. Das war schon wieder eine wohlhabende Schicht, wo man das machte: bei Bauern und so. Aber Bilder ja, das war früher ganz anders als heute. Früher da hingen an der einen Wand die Bilder alle reihenweise: Schulbilder und Denksprüche und so was. Das ist ja heute vollkommen aus. Aber früher hingen immer drei Denksprüche bei uns an der Wand. Mein eigener Spruch ist auch nicht mehr gerahmt worden. Heute kriegen die Kinder sie schon fertig gerahmt. Und trotzdem sieht man sie nicht an der Wand.
S: Sie sagten drei Denksprüche?
D: Von den Geschwistern (waren die).
S: Gab es denn irgendwelche Ölbilder oder Farbdrucke?
D: Nein, das waren nur Familienbilder, die da hingen. Eins war von der Familie meiner Tante, und Soldatenbilder von meinem Bruder waren auch dabei. Ja, so was wurde dahin gehangen. Heute würde man sagen, das ist ja alles Kitsch. Was soll man das an die Wand hängen. Aber ich habe das immer ganz schön gefunden. In einem Haus - das habe ich als Kind ganz komisch gefunden - da hingen die Bilder bis unten hin. Die ganze Wand hing voll. Na, wenn es eben so Mode ist, dann wird es gemacht.
S: Hatten Sie in Ihrem Elternhaus schon elektrische Beleuchtung?
D: Nein, das hatten wir anfangs noch nicht einmal hier. Da wohnten wir schon acht Jahre hier, bis wir das bekamen. (Anfangs) wurde das auch noch so schwer gemacht, denn gab es hier noch Vereinigungen, die einen eigenen Transformator (hatten). Dann mußte man sich die Genehmigung holen und mußte erst noch schwer bezahlen. Die Gesellschaften hatten auch bezahlen müssen, damit das eingerichtet wurde. Das waren dann vielleicht nur 10-12 Mann, und die mußten ein paar 1000 Mark aufbringen. Um das wieder reinzubekommen, nahmen die von den neuen, die dazukamen, wieder ein paar 100 Mark von jedem. Wir haben auch noch was bezahlt, aber die Neubauern kriegten zur Hälfte. Ich glaube, daß es 1937 war, daß wir dann die Hälfte dafür, 150 Mark, zahlen mußten. Aber man konnte eigentlich auch nichts dagegen sagen. Die Leute hatten ja das Geld da reingesteckt. Aber wie schwierig das damals alles noch war. Wir haben die erste Zeit mit Petroleumlampen gearbeitet. 1929 im Oktober sind wir eingezogen. Es heißt immer, im Winterabend ist es traulich, wenn man die Lampe auf dem Tisch hat. Und wenn man im Halbdunkeln lesen wollte, dann mußte man schon ziemlich nahe dran. Sonst sah man das nicht, weil oben eine Kuppel drauf war. Das ist ja auch heute noch, heute ist es Altertum.
S: Hatten Sie nur eine Petroleumlampe?
D: Nein. Eine die in der Wohnstube stand, das war eine Kuppellampe, und dann hatte man die Schildlampen, die konnte man immer an die Wand hängen. Eine war immer da. Und dann hatte man dieselbe Form, aber etwas kleiner, das waren die Nachtlämpkes, die nahm man mit in die Schlafstu-

stube. Und dann die Sturmlaternen, die gehörten auch mit dazu. Und wenn man mal nach draußen mußte, mußte man irgendwo eine Lampe haben. Und heute knipst man an und hat (Licht), ob man draußen oder drinnen ist. Da weiß man ja gar nicht, wie schön die Welt heute ist gegenüber damals.
S: Herr Dunkmann, nachdem Sie geheiratet haben, haben Sie ja noch nicht sofort hier einziehen können in dieses Haus, das stand ja noch gar nicht. Dann sind Sie bestimmt erst in Ihr Elternhaus eingezogen. Welche Kammer hatten Sie denn da als junges Ehepaar?
D: Das war ein Eheschlafzimmer. Die große Kammer.
S: Haben Sie denn da die Aussteuer Ihrer Frau hereinbekommen?
D: Wir haben ein neues Schlafzimmer gehabt, das war alles. Wir hatten ein Bett, eine Waschkommode, einen Kleiderschrank und ein paar Stühle. In dem Haus waren die Möbel ja praktisch da, und ich hatte schon etliche Jahre vorher einen neuen Küchenschrank angeschafft, als ich noch Junggeselle war.
Mein Bruder (wohnte zunächst) noch bei den Schwiegereltern und mußte da Platz machen, und dann kamen die zu uns. Die hatten schon etwas eigene Möbel, u.a. auch einen eigenen Küchenschrank, und die brachten das mit, und der alte Schrank, der wurde beiseite gestellt, der alte Milchschrank praktisch. Das war ein altes Ding, den hatte mein Vater selber gemacht. Und als die dann wegzogen, habe ich einen neuen Schrank hingestellt. Das andere blieb, Tisch und Stühle, alles beim alten. Mein Bruder hatte ja auch sein Schlafzimmer, das nahm er wieder mit.

HEIRAT, HAUSBAU, EIGENE WOHNUNGSEINRICHTUNG

Erst war es mir noch reichlich früh, 1926 zu heiraten. Und da hat (mir) meine Mutter so lange zugeredet und hat gesagt, wenn wir hierbleiben wollten, dann müßte ich sehen, daß eine Frau ins Haus kommt. Meine Mutter war fast 70 Jahre. Und wir hatten auch noch eine Kuh, eine hatten wir damals, früher hatten wir zwei. Und dann war (meine Mutter) ja auch schon reichlich alt, und mit dem Acker und dem Korn und allem, das konnte sie nicht mehr alleine schaffen. Da haben wir dann doch geheiratet. Ich war 25 Jahre alt. Ich hatte noch gar keine Traute, ich wollte mich noch gar nicht so früh binden. Aber in so einem Falle, da ist man gezwungen, entweder - oder. Dann hatten wir noch eine Weile ein Mädchen, die kam aus dem Kohlenpott, das war nicht die beste. Während des ersten Weltkrieges, bedingt durch den Hunger, kamen viele aus dem Kohlenpott hierher, als Dienstmädchen usw. und dienten dann hier bei den Bauern. Es sind auch viele hiergeblieben und haben geheiratet. Und so war das mit dem Mädchen auch, da hatten wir uns hier gemeldet und kriegten dann so eine, da war nichts mit anzufangen, da war nicht viel mit los, und da merkte ich, daß es so nicht weiterging, und da haben wir geheiratet.

Es war oft damals zwischen dem Bauern, also dem Besitzer, und den Heuerleuten kein idealer Zustand. Die Bauern, die hatten das noch so im Kopf, wie das früher war: Das sind unsere Dienstleute, die müssen es so machen, wie wir es wünschen. Auf dem großen Hof Schulte-Herkendorf (war es üblich), bei einmal Blasen mußte einer kommen, bei zweimal Blasen, da mußten sie doppelt kommen. (Die Heuerlinge) konnten ruhig ihr Korn hochreif haben und gerne einfahren wollen, nichts, erst kam der Bauer. Und das war bei unserem Bauern auch so ähnlich. Ich habe mich in der ersten Zeit drin geschickt. Ich bin zu Hause geblieben, bin zum Bauern gegangen und habe morgens um 4.00 Uhr die Sense gezogen und habe Gras gemäht. Man mußte ja praktisch. Der (Bauer) war überhaupt so ein bißchen unbequem, der hatte auch so seine Mätzchen. Der wollte uns umwechseln von einer Heuerstelle in die andere. Und das ist ja wohl verständlich, daß man das nicht gerne tut. Dann nahm er uns das halbe Land weg, da konnten wir nur noch eine Kuh halten. Da haben wir uns auch mit abgefunden. Und dann starb mein Vater. Mein Vater war einer von der alten Sorte, der meinte, der Bauer, das wäre der Herrgott, und wenn der Bauer ins Haus kam, dann bebte er schon vor Angst. Und als mein Vater nicht mehr da war, da mußte ich fürs Ganze geradestehen. Ich habe mich nicht ganz so unterkriegen lassen, ich habe etwas meinen eigenen Willen gezeigt. Und dann dauerte es vielleicht zwei Jahre, dann war ich auf der Suche nach einem Bauplatz. Ich habe meinen Bauern danach gefragt, wie es wäre, ob er nicht einen Bauplatz für mich hätte. Und seit der Zeit war der Mann wie umgewandelt...

(II)

Ich hatte schon immer als Kind das Bestreben: Wenn ich einmal selbständig werde und an das Verdienen komme, dann werde ich bauen. Das war mein Vorsatz, und den habe ich auch durchgehalten. Ich weiß noch, daß ich dadurch gehänselt wurde: "Sei froh, wenn Du irgendwo anders eine Wohnung kriegst", sagte mir meine Schwester in Lengerich.

(III)

S: Hatten Sie denn eine ganz bestimmte Vorstellung, wie das neue Haus auszusehen hatte?

D: Mein Bruder hat 1925 hier in Loose gebaut, und das habe ich (von Anfang bis Ende) miterlebt. (Es) war selbstverständlich, daß ich als (sein) Bruder kräftig mit angepackt habe. Und da hatten wir das ganze Haus immer schon geplant und organisiert, wie das und das werden sollte. Nach Möglichkeit durfte es nicht viel kosten, es war gerade nach der Inflation. Mein Bruder (hatte) schon während der Inflation Fußbodenbretter und Ziegelsteine gekauft, und hatte schon so allerhand auf Vorrat liegen. Und so ähnlich habe ich nachher auch gearbeitet. Als ich anfing, das war 1928/29, da war ja schon eine ganz andere Zeit. Aber es war auch viel, viel teurer. 1929 im Herbst waren wir hier eingezogen, und da kam die Wirtschaftskrise. Wir waren noch kein Vierteljahr hier drin, da wurde ich nach Hause geschickt. Da mußten wir stempeln. Das war eine ganz böse Zeit: 1929, 30, 31, 32. (Es) glückte (jedoch) immer, daß ich im Frühjahr ein Vierteljahr und im Herbst auch noch einmal (zu den Kalk- und Zementwerken) kam und etwas verdienen konnte. Und das ist mein Vorteil gewesen, denn dadurch habe ich meine vollen Dienstjahre. Die Dienstjahre werden heute angerechnet.

Ich glaube, es war 1932, da bekam ich in der Woche für meine Familie neun Mark (Arbeitslosen)-Unterstützung. Von neun Mark mußten wir leben. Aber wir haben's geschafft. Wir haben schwer geschuftet, meine Frau und ich. Meine Mutter lebte noch, die war noch einigermaßen rüstig. Wir hatten einen Jungen, der ist 1927 geboren, der war noch nicht schulpflichtig. Da paßte dann meine Mutter drauf auf. Und wir dann los zu den Bauern hier. Wir haben beim Korn geholfen, bei den Kartoffeln geholfen. Die Bauern mußten ja immer noch viele Hilfskräfte dazu haben. Heute gehen keine mehr (dahin), deshalb muß man ja alles mit Maschinen machen. Und dann haben wir, um besser durchzukommen, in dem einen Jahr fünf Zentner Waldbeeren (Bickbeeren) gepflückt, meine Frau und ich. Aber jeden Tag los, manchmal schon morgens um 6 oder 7 Uhr. Zur Kaffeezeit kamen wir dann wieder. Und dann hatte ich eine Kiepe, die wurde vollgemacht, da gingen so 15 Pfund rein. Dann noch einen Korb am Fahrrad, und dann fuhr ich damit nach Lengerich. Dort bekam ich fünf Pfennig mehr für's Pfund als hier. Hier kosteten sie damals 20 Pfennig, und da bekam ich 25 Pfennig bei meinen Kunden. Und dann mußte man sich schon dranhalten. Als Höchstleistung hatten wir (einmal) 34 Pfund pro Tag, meine Frau und ich. Ich meine, für Männerhände ist es ja nie so günstig wie für Frauenhände, aber wir haben's geschafft. Wir sind durchgekommen...

(II)

S: Von wem haben Sie das Grundstück gekauft?

D: Von dem Bauern Lagemann. Das war ehemals hier Berggrund, der gehörte parzellenweise den Bauern. Das ist ursprünglich Allgemeingut gewesen, und dann ist das später aufgeteilt worden. Dann hatte jeder sein angewiesenes Stück. Es wurde hauptsächlich zum Stallstreuen genutzt: abgeschaufelt,oder das Laub wurde zusammengeharkt... Die Leute werden immer mehr, die brauchen Platz, sie brauchen Bauplätze, und da werden natürlich solche Berggrundstücke, die wenig einbringen, als Baugrund verkauft. Das ist günstig für die Bauern.

S: Wie sah das denn hier aus?

D: Das untere Stück war schon Acker. Ein Heuermann hatte das gepachtet. Der hatte das ausgerodet und daraus Ackerland gemacht, der hatte dann die ersten zehn Jahre pachtfrei...

S: Was haben Sie denn für den Quadratmeter bezahlt?

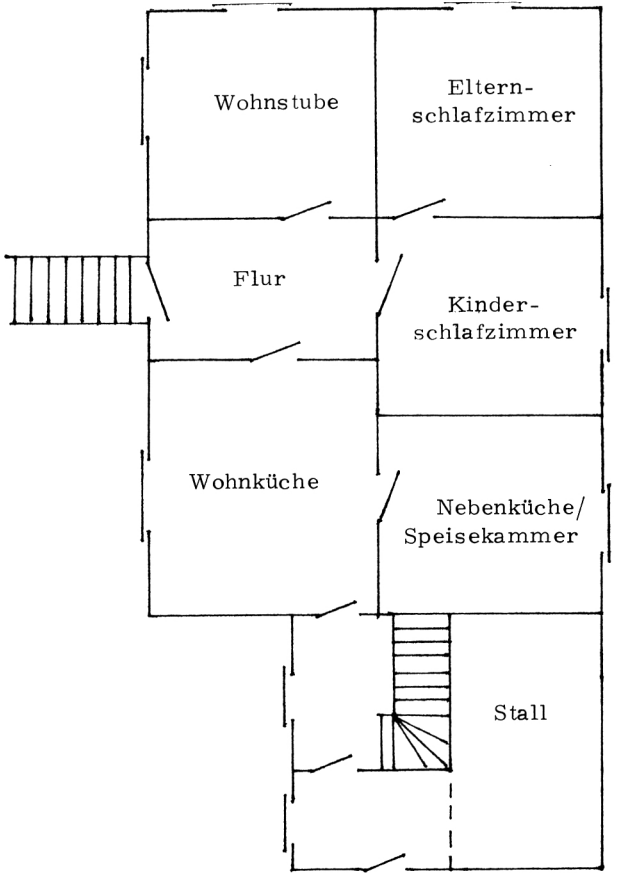
D: Ich habe eine Mark bezahlt.

S: Und wieviel Quadratmeter ist das gesamte Grundstück groß?

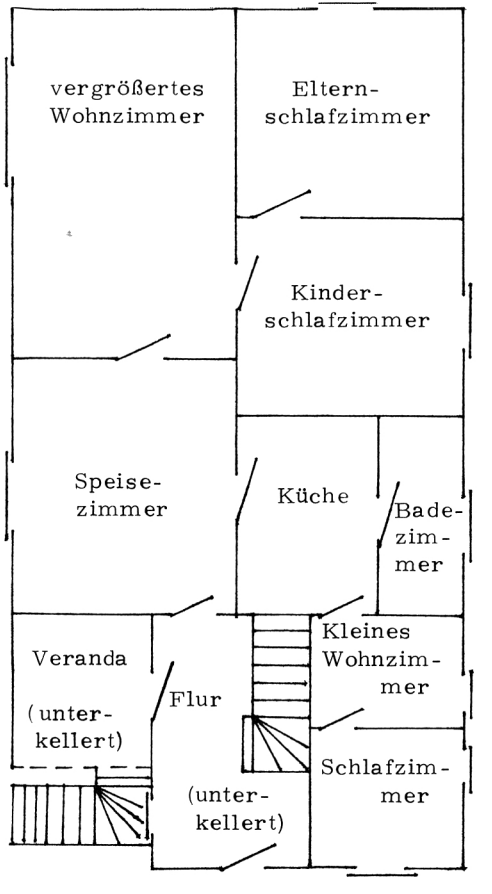
D: Insgesamt ist es zwei Morgen groß. Ich hatte erst nicht so viel. Ich habe ein Stück nachgekauft, weil ich eine Vergünstigung bekam bei der Zuteilung von Landesmitteln als Darlehen zu 1 % Zinsen und 1 % Tilgung. Das war natürlich günstig.

S: Wissen Sie noch, wieviel das Haus gekostet hat?

D: Ich habe nun viel Eigenarbeit gemacht, und meine Verwandten, die haben mir alle kräftig geholfen. Wir haben uns immer gegenseitig geholfen, wenn etwas war. Der Kostenanschlag war 14.000 Mark, und ich habe es für 11.000 Mark fertiggekriegt.



Grundriß 1929



Grundriß nach 1964

S: Ohne Grundstück?
D: Ja, ohne Grundstück. Ich hatte zunächst den Grund gekauft, da war ich ziemlich erleichtert. 1927 war das... 1925 bis 1929 habe ich gut verdient...
S: Haben Sie das Grundstück bar bezahlt?
D: Ja.
S: Wie haben Sie das Geld gespart?
D: Auf der Sparkasse.
S: Wieviel konnten Sie ungefähr im Monat zurücklegen?
D: 100 bis 150 Mark. Ich war damals in Akkordarbeit. Da wurde ganz schön geschuftet, und es war ja eine billige Zeit damals zum Leben. Ich weiß noch, daß damals ein Liter Öl 45 Pfennig kostete, und ein Pfund Margarine kostete 28 Pfennig.
S: Wieviel haben Sie damals monatlich ungefähr verdient?
D: Da hatte ich über 300 Mark, das war aber eine Ausnahme. Sonst hatte ich vielleicht 230 bis 240 Mark. Als ich über 300 Mark hatte, da habe ich jeden Sonntag gearbeitet. Und dreimal davon 17 Stunden. Um Geld zu erwerben, damit man sich etwas vornehmen konnte. Das war ja nun klar, daß ich ein Grundstück haben wollte...
S: Wieviel Geld mußten Sie aufnehmen, um das Haus zu bauen?
D: Das Grundstück und das Material, das konnte ich erst bar bezahlen. Dann hatte mir mein Bruder noch etwas vorgeschossen. Ich hatte nur ein paar Tausend Mark zu verzinsen. Aber das habe ich ziemlich schnell abgestoßen.
S: Wissen Sie noch, wann Sie schuldenfrei waren?
D: Das weiß ich ganz genau. Das war im vorigen Jahr. Die 4.000 Mark Darlehen für den landwirtschaftlichen Betrieb - wenn ich das nicht vorzeitig abgelöst hätte, dann lief das bis zum Jahre 2004. Ich brauchte nicht mehr viel zu zahlen: Pro halbes Jahr acht Mark. Und das habe ich ein paar Jahre gemacht. Ich denke: "Diese Klüngelei!", und da habe ich hingeschrieben. Da mußte ich noch etliche Hundert Mark nachzahlen,dann war die Sache erledigt...
S: Wie war das mit dem Bau des Hauses? Haben Sie einen Maurer, einen Zimmermann oder einen Architekten beauftragt?
D: Einen Unternehmer haben wir nicht eingeschaltet. Jetzt wird das ja allgemein so gemacht. Ein Maurermeister, der hatte ein paar Gehilfen. Mit drei Maurern kamen die. Da muß man natürlich für alles sorgen. Der Unternehmer, der macht alles von sich aus. Aber damals, da machte man das alles selber. Manches hatte man auch selber. Wir hatten so viel an Holzsachen. Weil mein Vater da die Werkstatt hatte, da war ja noch so viel Holz vorhanden. Da konnte ich mir selber helfen... Dadurch vergünstigt sich die Sache, als wenn man einen Architekten hat oder einen, der dafür aufkommt. Aber (so ein Architekt) hat doch wieder sein Gutes. Der Maurermeister, der den Lageplan fertigmachte, der hat das nicht ganz nach meinem Willen gemacht. Das Haus hätte mindestens einen halben Meter tiefer (im Boden) sein müssen, damit man diese Steigung (der Zuwegung) nicht gehabt hätte. Ich habe da schon so oft daran gedacht: Wenn das heute wäre, dann wäre ich mit der Straße auf einer Höhe geblieben. Nun haben wir hier die Steigung...
S: Wer hat dann die Pläne gemacht?

D: Ein Architekt aus Lengerich, der hat die Zeichnungen gemacht, kein Bauarchitekt, ein Techniker bei uns im Werk, am Arbeitsplatz. Das habe ich schon bereut mit dem Architekten, das hätte ich nicht machen dürfen, aber der Maurer hätte das auch wissen müssen. Das sind doch Fachleute, die müssen das doch wissen. Aber die dachten: Nur schnell unten raus, damit ja nicht zu viel Arbeit ist und ruckzuck fertig.
(III)
Ich hatte meine Brüder und dann sonst noch einige Bekannte, dann haben wir auch sehr viel selbst gemacht. Wir hatten, als wir hier einzogen, noch keine beste Stube. Wir konnten es ja auch nicht bezahlen. Das hat wohl mindestens sechs oder acht Jahre gedauert, bis wir das Zimmer so eingerichtet hatten, damit man praktisch eine Wohnstube hatte.
S: Aber Sie hatten doch von Anfang an eine Wohnstube eingeplant?
D: Die war mit eingeplant. Der Raum war da, aber wir hatten keine Möbel dafür. Wir konnten keine Möbel kaufen. Man war knapp, es war gerade die Krise 1932. Nachher besserte sich das ja wieder.
S: Welche Raumvorstellungen hatten Sie denn überhaupt? Wie dachten Sie sich die Einteilung der Zimmer?
D: Das ist ganz einfach. Das eigentliche Wohnhaus - wir hatten ja erst nur unten ausgebaut, der obere Teil ist später gemacht worden - also man mußte eine Wohnstube haben, eine Wohnküche, wie es damals noch üblich war. Und wir mußten zwei Schlafzimmer haben. Und dann hatten wir einen Abstellraum, eine Spülküche, wo Wasser ist und wo man abwaschen muß und so was. Kellerräume - wir meinten, wir hätten es richtig gemacht - wir haben nur das halbe Haus unterkellert, aber das hat man ja auch verkehrt gemacht. Wir haben später noch zwei Keller dazu gemacht, weil man Kellerraum nie zuviel hat. Wir haben z.B. unsere Waschküche im Keller. Und das ist so günstig, so schön. So wie damals die Zeiten waren, jeder schlachtete in der Hausschlachtung, und die ersten Jahre, da mußten wir das hier oben machen in den guten Räumen, und dann diese Schmiererei mit dem Kochen und allem Drum und Dran, mit den Schwaden. Nachher haben wir dann den Keller gemacht, und man merkt hier oben nichts, war alles unten. Das sind alles Sachen, die man vorher nicht genügend überlegt hat. Wir waren es da noch so gewohnt. Aber so wie heute, man baut ja keine Häuser mehr ohne Badezimmer, aber da dachte ja kein Mensch dran damals. Aber zumindest eine Waschküche hatte man haben müssen. Hatten wir nicht, wir hatten damals eine kleine Deele, da stand dieser Kesselofen, Kuchel, wie wir sagten, da wurde gekocht, und dann stand die Waschmaschine daneben, das mußte eben gehen.
S: Auf der Deele wurde gekocht?
D: An dem Schornstein, da stand ein kombinierter Kessel, einmal Wäschekessel, einmal Viehkessel. Das war damals so...
S: Warum wollten Sie auf den Deelenraum nicht verzichten?
D: Wir hatten doch Vieh, hier waren doch Ställe! Da mußte ein freier Raum sein, wo man das Vieh füttern konnte, da standen die Kühe, und da kriegten sie auch ihr Heu hin, und wir gingen daran vorbei. Mein kleiner Junge damals, das sagt meine Frau auch jetzt noch so oft, hat mitten drin gesessen, die Kuh hatte gerade Heu gekriegt und hat gesungen und mit dem Heu gespielt. Das waren alles noch die Anfänge.

S: Hatten Sie denn schon von Anfang an Vorstellungen, was in den einzelnen Räumen stehen sollte? Was für Möbelstücke Sie sich im Laufe der Zeit noch dazu anschaffen wollten?
D: Das hat man ja doch wohl. Aber man war ja nicht so anspruchsvoll. Damals waren die Zeiten gar nicht danach. Nach der Krise, 1933, da waren die Leute auch froh, daß sie lebten, genau wie jetzt nach dem Kriege. Man hofft auf bessere Zeiten. Und die haben wir ja auch noch mal bekommen. Ich habe als Soldat noch Pläne gehabt, diesen ganzen Umbau, was wir hier so gemacht haben, das hatte ich alles schon im Kopf. Mein Gott, so ist das alles nichts, viel zu eng, man kann sich ja nicht bewegen im Hause. Sofort nach dem Kriege, da war es das erste, daß wir diese Waschküche in den Keller gemacht haben. Das war mein erster Plan. Und dann auch später: Das Vieh aus dem Hause raus. Das hat man ja allgemein heute, und das hatte ich schon immer vor.
S: Zu dem Zeitpunkt, als Sie das Haus bauten, war es da noch nicht üblich, daß man das Vieh in einem extra Bau unterbrachte?
D: Alle Häuser, die damals gebaut wurden, die nahmen das Vieh noch mit rein. Nach dem Kriege, also um 1950, da war noch vorgeschrieben, daß in Siedlungshäuschen Ställe reinkamen. Da sind verschiedene (Leute) gewesen, die haben (zwar) die Ställe mit eingebaut, haben aber von vornherein gesagt, das werden keine Ställe. Die haben die Wände dahingemacht, bis das Haus abgenommen wurde und haben sich dann Wohnräume gemacht. Aber es war Pflicht, sie kriegten sonst nicht ihr Geld. Sie mußten Ställe mit ins Haus nehmen. Und das waren kleine Häuschen, die ersten, das waren ganz kleine Dinger. Und dann kommt das ja alles von selbst, so nach und nach. Zehn Jahre später wurden diese Vorschriften nicht mehr gemacht. Wenn man das jetzt sieht, dann sind es ja keine Siedlungshäuser mehr, (das) sind ja zweistöckige Bauten. Das hat sich sehr schnell geändert, die ganze Wohnkultur.
S: Mich würde interessieren, wie sich bei Ihnen die Wohnkultur verändert hat? Sie hatten mehr Räume als in Ihrem Elternhaus?
D: Ja, das hatten wir.
S: Sie hatten also jetzt mehr Platz, um Möbelstücke zu stellen?
D: Sicher.
S: Jetzt werden Sie sich nach und nach neue Möbelstücke angeschafft haben?
D: Unser Schlafzimmer haben wir natürlich behalten. Und die Wohnküche - der Schrank war ja auch noch ziemlich neu. Den neuen Herd hatte meine Mutter von sich aus angeschafft, ohne daß wir es wußten. Ja, und dann haben wir noch ein Sofa bekommen, das war die erste Anschaffung. Der Junge hatte dann sein Spielfeld im Sofa.
S: Wo haben Sie das Sofa hingestellt?
D: In der Küche hinter den Tisch. Also wo früher eine Bank stand, stand dann das Sofa. Nun waren wir ja damals nur drei erwachsene Personen, meine Mutter, meine Frau und ich und dann das Kind, der Junge. Wir waren ja eine kleine Familie. Ja, das Schlafzimmer hatten wir, aber wir haben dann trotzdem manchmal was angeschafft. Ich weiß noch, daß wir einen neuen Tisch bekommen haben, den haben wir hier aus der Werkstatt geholt. Zu Weihnachten wurde der Tisch angeschafft... Und dann, so nach und nach haben wir auch Möbel für die beste Stube angeschafft.

S: Was für Möbelstücke haben Sie da angeschafft?
D: So sehr üppig war das auch nicht. Ein Schrank hat da drin gestanden. Den konnten wir günstig bekommen. Auch kam ein Sofa (da) herein. - Couch kannte man damals noch nicht -, ein schwerer Ausziehtisch mit Stühlen. Da stand (noch) ein Ofen drin. Und dann haben wir einen Blumenständer reingestellt.
S: Wie war es mit Sesseln?
D: Sessel, nein, die haben wir damals noch nicht gehabt. Einen hatten wir, aber das war schon eine Weile später. Dieser eine existiert noch. - Schönes Bild an die Wand. Dann kriegten wir auch die Beleuchtung. Eine schöne, mehrteilige Lampe kam da rein. Da waren wir glücklich und zufrieden, daß wir das hatten. Nun war man ja auch nicht so anspruchsvoll, wie heute die Welt ist. Man war eher zufriedenzustellen. Und wenn man sich das so nach und nach selbst anschafft, hat man meiner Meinung nach viel Freude dran.

KINDER UND ENKEL

(IV)
D: Geheiratet haben wir 1926. Weihnachten 1927 wurde der Sohn geboren, am Heiligen Abend. Das war ein freudiges Ereignis, das muß man ja sagen. Und dann haben wir in den kommenden Jahren uns auf den Bau des Hauses konzentrieren müssen. Der Junge wuchs auf, und wir hatten unsere Freude dran. (Er ist dann) in Lengerich zur Realschule gegangen. Aber wo die Zeit kam, daß er 14 Jahre alt war, hatte er keine Lust mehr zum Weiterlernen. Da haben wir ihn auch heruntergenommen, und dann hat er ein Handwerk gelernt.
S: Was für ein Handwerk?
D: Gärtner. Ich finde diesen Beruf gut, und er eignete sich wirklich auch dazu. Als kleiner Junge hat er sich schon die kleinen Pflanzen und Blumen irgendwelcher Art zusammengesucht und angepflanzt. Das lag ihm, und das wollte er auch wohl gerne machen und ist auch gut eingeschlagen. (Vgl. S. 59) 1941 ist er in die Lehre gekommen, und dann war er 1 1/2 Jahre in der Lehre. Ja, dann mußte er weg. Anfang Januar wurde er eingezogen, und am 15. Januar 1945 kam der letzte Brief und seitdem überhaupt nichts mehr. Wir haben alles versucht, überall gefragt und überall nachgeforscht. Ich habe immer geglaubt, die sind nicht alle tot, die dahinten in Rußland geblieben sind, und das sind sie auch nicht. Man hat ja immer wieder gehört, daß da irgendwo weit in der Walachei welche angesiedelt sind oder in der Industrie sind usw. Aber jetzt hat man doch die Hoffnung verloren. Wenn ich nun meinen zweiten Jungen behalten hätte! 1946, der blieb nicht am Leben...
(IV)
Da hatten wir glücklicherweise kurz vor dem Kriege noch ein Mädchen, wo wir jetzt mit zusammen sind. Wenn man gar nichts hätte dann weiß man gar nicht, wofür man gelebt hat, wenn man nicht in den Kindern weiterlebt. Nun haben wir das Glück, daß diese Tochter noch da ist und bei uns geblieben ist, und da geht es ja nun weiter. Ich hätte gerne gesehen, wenn einer von ihren Jungen meinen Namen angenommen hätte, damit der Familienname erhalten bliebe, weil wir eine alte Tradition haben. Die Chronik haben Sie ja auch schon gesehen. Man ist ja dann auch immer ein bißchen - stolz, will ich nicht sagen - aber man freut sich doch auf die alte Tradition. Es war einer der ältesten Höfe hier im Ort.
(III)
Ich habe es mal versucht mit Adoption, aber das haben wir wieder rückgängig gemacht. Das sind alles so wirtschaftliche Seiten. Mein Schwiegersohn, der wollte das nicht, der hätte dadurch den Schaden. Bei drei Kindern, da haben sie einen bedeutenden Vorteil mit allen Sachen, mit Steuerermäßigung usw. Drei, die gehören zu den Kinderreichen. Ja, was soll

man machen. Man hat die Straße Dunkbachstraße genannt, der Dunkbach fließt dort durch, also der Name "Dunk" wird ja auch bleiben, aber der Familienname Dunkmann, der wird in Leeden aussterben. Ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Ich habe alles versucht. Mit einer Namensänderung ist es ja auch möglich, aber nur dann, wenn ein größerer Besitz vorhanden ist. Angenommen ein Bauer, wenn der wünscht, daß sein Name erhalten bleiben soll, dann ist das gar keine Schwierigkeit. Da wird nur umgeschrieben: Dann heißt er z.B. nicht mehr Koch, sondern Schulte-Herkendorf. Das geht ohne weiteres. Ich habe schon alles gefragt. Ich bin beim Rechtsanwalt gewesen. Es ist sehr, sehr schwer...
(IV)
Na ja, es geht ja jetzt auch weiter. Wir haben drei Enkelkinder, die wachsen auch drauf an, und die schlagen ziemlich gut ein, auch in der Schule. Das muß ja heute auch sein. Es muß etwas mehr gelernt werden wie früher. Denn heute wird mehr vom Menschen verlangt, und wer im Leben weiter mitkommen will, dann muß er schon etwas können. Das Mädchen geht jetzt schon zur Realschule, und der Junge kommt hin, und die kommen alle ganz gut mit. Dann geht das Leben so weiter. Ja, ich bin jetzt 70 Jahre, und meine Frau auch ungefähr. Wir haben unser Leben bald ausgelebt, und Jugend wächst an, und das Alter muß so langsam verschwinden. Das ist nun eben der Lauf der Welt...
S: Sie sprachen von einem Plan, den Sie mit Ihrem Haus hatten.
D: Mein Sohn sollte hier eine Gärtnerei später anlegen... Ich hatte den Plan, er sollte Friedhofsgärtner werden. Das ist eine beständige Sache, wollen wir mal sagen. Es wußte ja damals noch keiner, daß der Aufwärtstrend so stark einsetzen würde, wie er jetzt gemacht ist. Jetzt haben wir einen Gärtner in Leeden, da könnte noch ein zweiter existieren, so flott geht das. Das ist ein Ostflüchtling, der eine gute Gärtnerei hat. Aber damals mußte man sich (nach) den vorhandenen Tatsachen richten. Ein Friedhofsgärtner hat immer Arbeit. Es sterben Leute und die Gräber und das alles. Er war nämlich als Lehrling in einer solchen Gärtnerei in Lengerich, und das war ein sehr flottes Geschäft. Sie haben damals manchmal Tag und Nacht arbeiten müssen, wenn irgendwie große Beerdigungen waren oder Totensonntag oder diese Sachen. Dann wurde sehr viel gearbeitet. Das war eine Goldgrube wohl, wo der Junge da war. Aber der Meister, der hatte zwei Söhne, und beide blieben auch im Kriege. Die Gärtnerei ist auch eingegangen. Die hat jetzt ein anderer. Und das wäre hier wohl möglich gewesen, alleine hier am Platze. Hier hat es auch Grund und Boden genug, wenn (unser Grundstück) vielleicht auch nicht so geeignet wäre, weil es Abhang ist. Aber direkt am Friedhof, da war ein Gemeindegrundstück, das wäre dann wohl geeignet gewesen für diese Friedhofsgärtnerei.
S: War bis dahin kein Gärtner hier am Ort?
D: Nein, vordem gab es noch keinen. Nun Leeden ist ein kleiner Ort. Jetzt hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt in der (Zwischen-)Zeit. Mit Blumen und so weiter, das war ja damals noch nicht so. Heute zu jedem Geburtstag oder wenn was ist, da wird mal Blumen gebracht oder (ein) Blumenstrauß. Wie oft holen wir da was weg, wenn irgendwie eine kleine Feier ist. Ja, der kann gut existieren.

S: Hat sich denn in der Art, den Weihnachtsbaum zu schmücken,etwas geändert seit Ihrer Kindheit?
D: Erstens mal ist die Bescherung immer am Abend vorher, am Heiligabend, das gab es ja früher nicht. Das ist auch ganz gut eingerichtet so, und ist auch fast überall heute. Um 5 Uhr ist Weihnachtskirche, und dann geht der Opa mit den Kindern zur Kirche. Die nehme ich dann mit, das habe ich bisher immer noch gemacht, damit sie von zu Hause weg sind. Und in der Zeit wird dann der Weihnachtstisch aufgebaut. Und wenn sie dann wiederkommen, dann ist natürlich die Freude genauso groß, wie bei uns den anderen Morgen. Da liefen wir schon im Hemd umher und bestaunten den Weihnachtsbaum, den kleinen Tannenbaum, der da stand. Und jetzt hat jedes Kind eine Zimmerecke für sich alleine. Man muß ja mit der Zeit gehen, und wenn man es nicht tut, dann wird man als Geizhals betrachtet...

NACHBARSCHAFT

(IV)
S: Herr Dunkmann, können wir vielleicht einmal zu einem anderen Thema kommen, zur Nachbarschaft. Sie haben einmal einen Bericht geschrieben über die Nachbarschaft Fangberg. Wie ist es denn zu dieser Nachbarschaftsgründung gekommen?
D: Eine Nachbarschaft gab es ja immer, bei jedem früher. Wenn ein Neubauer in ein ganz anderes Gebiet kam, dann kam es von alleine: "Ich muß ja auch mit in die Nachbarschaft!" Dann meldet sich der, und dann wurden die Nachbarn, die er sich wünschte, eingeladen für einen Sonntagnachmittag zum Kaffeetrinken und zu einer kleinen Feier, und dann wurde das perfekt gemacht mit der Nachbarschaft. Und das ist auch so geblieben. Wo wir hier bauten, das dauerte gar nicht lange, da kam hier der Kaufmann vor dem Ort. Der hatte noch keine Nachbarn, weil dort die Nachbarschaften schon so groß waren, die konnten den nicht mehr aufnehmen. (Auch) die im Ort hat sich geteilt. Es waren 18 Nachbarn. Die haben jedesmal neun genommen.
Nun kam dieser Nachbar zu uns und sagte dann: "Wollen wir hier nicht mal zusammen die Nachbarschaft aufmachen?" Da waren wir erst vier. Dann baute da noch einer, da waren wir fünf. Und dann bot sich hier ein Landwirt an. Es war nämlich früher so: Jede Nachbarschaft mußte auch einen Fuhrmann haben. Der (Landwirt) war Pferdebesitzer, und der bot sich an, der wollte gerne auch mit dabeisein. Und da hatten wir die Nachbarschaft komplett. Da hatten wir ja auch genug. Da sind in jedem Hause 2 Familien... Es ist ja heute wieder ganz anders mit der Nachbarschaft. Die Nachbarschaft war eine gegenseitige Hilfe bei jeder Gelegenheit, bei Hochzeiten, Kindtaufe und Beerdigungen. (Die) Beerdigungen waren eigentlich das wichtigste. Sechs Mann mußten immer dasein zum Sargtragen, sonst muß man schon wieder andere ansprechen. Das gibt es auch wohl mal, aber so ist

es einfacher. Und dann war das Ansagen einer Beerdigung. In der Bauerschaft, wo man wohnte, da ging die Bauernsprache (herum). Da sagte der eine dem anderen an... Und in der zweiten Bauerschaft, da mußte gebeten werden. Da gingen dann die Ansager, früher war das so, in Frack und Zylinder los. Vor jedem Haus wurde (ein) Verschen aufgesagt. Sie wurden dann zum Mitgehen eingeladen.
S: Wer machte den Rundgang?
D: Wenn ein Todesfall ist, dann kommen die Nachbarn an einem Abend zusammen. Da wird das (alles) besprochen, wann begraben wird usw. Der nächste Nachbar, der hat besondere Aufgaben. Der muß die Beerdigung, Totengräber und Pfarrer bestellen. Dann wurde das alles genau aufgeteilt, und dann bekam jeder Nachbar sein Revier, wo er ansagen mußte. Und die sogenannte Bauernsprache, da bekam der nächste Nachbar den Auftrag: "Du läßt die Bursprake los." Die hatte ja genau ihren Weg, das war ja immer, bei jedem Fall. Da sagte er dem nächsten: "Die Bursprake muß weitergesagt werden für die Beerdigung von da und da, morgen nachmittag um 3 Uhr!" Und der sagt es wieder weiter. Das war so eingerichtet, daß das in der Zeit gut geschehen konnte, wenn nicht irgendjemand dazwischen war, der bummelte oder das stundenlang liegenließ. Es ist schon passiert, daß sie es gar nicht weitergesagt haben, (es) eben vergessen worden ist oder so. Das war dann natürlich peinlich.
S: Die Nachricht kam dann wieder zum Trauerhaus zurück?
D: Sie kam wieder zurück.
S: Und da wußte man dann, daß alle Bescheid wußten?
D: Ja.
S: Gab es dann auch andere Nachrichten, die auf diesem Wege durchgegeben wurden?
D: Nein, nur beim Trauerfall. Ich habe auch schon mal gehört oder gelesen, daß auch andere Sachen durchgesagt werden könnten. Aber ich habe es nie erlebt hier!
Ja, die Nachbarschaften, die sind schon so langsam am Aussterben. Wir sind noch sehr intensiv da drin. Aber z. B. bei Beerdigungen ist ja kaum noch etwas zu machen. Die meisten Leute - es liegt ja alles am Geld - die holen sich ein Beerdigungsinstitut aus Lengerich. Auch der hiesige Schreinermeister übernimmt das, wenn ihm die Leute das antragen. Durch den Zuzug der Fremden aus dem Osten usw. sind (Leute) hier, die beteiligen sich nicht. Sie wohnen als Mieter irgendwo und kümmern sich nicht um die Nachbarschaft. Die haben denn keinen zum Tragen. Das macht der Schreinermeister, der holt sich die sechs Mann zusammen. Die müssen dann natürlich bezahlt werden.
S: Hatte die Nachbarschaft irgendwelche Feste oder Zusammenkünfte regelmäßiger Art?
D: Einige haben das. Wir haben das auch. Aber früher, muß ich sagen, wo ich in dem Heuerhaus (gewohnt habe), da haben wir das nicht gemacht. So ist es vielerwärts noch heute, manchmal wissen die Leute nicht richtig, wie sie zusammengehören in der Nachbarschaft, wo ihre eigentlichen Nachbarn stecken. Das kommt durch (die) Neubauten und durch die (Umzüge), daß sie

ben wir den Nachbarschaftsältesten..., der muß die Sache organisieren. Der Tag wird vorher festgelegt, und zu dem bestimmten Tag wird dann eben eingeladen. Kosten entstehen dadurch kaum. Es wird einer eingegossen, es wird eine Flasche Schnaps ausgegossen, es wird Bier getrunken, und nachher gibt es belegte Brötchen. Ich habe das damals auf so einfache Art angefangen.
Es war nach dem Winterschlußverkauf, und im Gespräch kamen wir darauf, daß Krawatten verkauft wurden für 10 Pfennig. "Das kann ja nicht sein, das ist ja nichts!" "Das will ich Euch zeigen." Ich hatte mir eine mitgebracht. Da habe ich die Krawatte geholt. "Jau, jau, tatsächlich." Ich sage so im Vorbeigehen: "Was gebt Ihr dafür, ich verkauf sie! Wer gibt?" "Ich fang mit 50 Pfennig an!" Ruckzuck war die amerikanische Versteigerung im Gange, und es dauerte nicht so lange, da hatten wir das ganze Verzehr für den Tag zusammen. Machen wir auch jetzt noch so!
Im vorigen Jahr, da waren ein Fünfundsiebzigjähriger, ein Siebzigjähriger, eine Sechsundneunzigjährige, die kriegen alle einen Präsentkorb. Dann war eine Hochzeit, da gab es noch keinen Korb, da wurde eingeladen, aber da war (noch) eine Silberhochzeit, und eine Verlobung. Da kam jedesmal ein Präsentkorb hin. Und dann bezahlte jeder Nachbar 5 Mark... Sonst passiert es nur ein oder zweimal im Jahr... Ich war 10 Jahre der Nachbarschaftsälteste, jetzt habe ich abgegeben...
S: Sie haben hier die Nachbarschaft in den neuen Formen in Gang gebracht? Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen?
D: Da war kein besonderer Grund, wir haben uns einfach gesagt, wollen wir doch einmal zusammenkommen, und in den ersten Jahren, da war das noch interessanter, da - wird auch heute noch gemacht, - werden denn alle Ereignisse, was so im Laufe des Jahres passiert (ist), das wird dann man so richtig durch den Kakao gezogen, wird dann so richtig beleuchtet von allen Seiten, aber auf scherzhafte Art. - Meistens hab ich das gemacht, nach einem Lied wurde das dann gesungen und dann wurde das alles da durchgenommen... Ah, wir haben Spaß gehabt. Eine Frau, sie wohnt jetzt nicht mehr hier, eine Nachbarin, die lebte vegetarisch, was hat die manchmal gekriegt: Sie müsse draußen grasen und so was daher ...
S: Gibt es denn Bereiche in Leeden, wo der Nachbarschaftsgedanke wieder stark ist, wo man weiß, wo der Nachbar ist?
D: Allgemein weiß jeder das wohl, wer Nachbar ist. Aber ich sage, ich hab das mal erlebt, die waren noch nicht lange da, da wußten sie nicht richtig, wo sie hingehörten. Aber sonst, als Kind, da weiß ich noch, dahinten war auch mal einer, der gebaut hatte, - ich ging noch in die Schule - daß meine Eltern sagten: So jetzt (wollen wir) zu dem neuen Bauern, der hatte eingeladen. Da wurde Kaffee getrunken, da wurde das denn fertig gemacht mit der Aufnahme in die neue Nachbarschaft. Ganz früher, wo alles nur Bauern mit (ihren) Heuerleuten waren, da ging es ja immer vom Bauern aus. Der Bauer war mit dem Bauern Nachbar. Dann gehörten ja automatisch die Heuerleute, die fünfe, sechse oder manchmal auch weniger, das war ja schon mal die erste Nachbarschaft - auch wieder mit dem Bauern zur nächsten Nachbarschaft des zweiten Bauern. Ich habe es einmal erlebt, ich ging noch in die Schule, und da hatte der andere Nachbarschaftsbauer Hochzeit. Da mußten wir zur Hochzeit hin, also nicht nur seine

eigenen Mieter, sondern auch die Mieter von dem (Nachbarbauern waren eingeladen). Und dadurch mußten sie auch da die Hilfe tun, wenn was passierte...
S: Sie sagten eben, daß sie noch vor kurzem beim Sargtragen geholfen haben. Ist es bis auf den heutigen Tag üblich, daß die Toten getragen werden.
D: Heute ist es nicht mehr so schlimm, weil (die Toten) nicht mehr mit dem Wagen gefahren werden. Sie werden jetzt alle von der Leichenhalle aus begraben. Aber Träger müssen trotzdem da sein. Und das machen auch die Nachbarn noch.
S: Wird der Sarg heute noch wirklich richtig getragen?
D: Ja, wird noch getragen. Wir haben hier nämlich einen Stufenfriedhof. Mit einem Wagen zu fahren, ist nicht möglich, das geht nicht, wegen der Treppen.
S: Es hat sich ja im Grunde genommen der Personenkreis in Ihrer Nachbarschaft vergrößert? Haben denn die einzelnen Nachbarn so große Räume, daß eine so große Menschenzahl zusammenkommen kann, oder denken Sie eventuell daran, in einen Saal zu gehen?
D: Nun hat sich das hier auch etwas geändert. Der eine Nachbar, der ist gestorben, und die einzige Tochter, die wohnt in Iserlohn. Die haben jetzt einen neuen Mieter bekommen, und der macht nicht mit. Die Frau ist eine Berlinerin, und er ist aus dem Osten. Ich hab mal gefragt, schon vorigen Herbst ist er eingezogen, ob sie Interesse hätten. Sie haben sich nicht gemeldet. Melden muß sich derjenige selber, der neu ist. Ich hab sie erinnert, und sie haben sich aber nicht gemeldet.
Wir waren sonst mit 10 Familien. Nun (sind einige) ausgeschieden... Wir sind jetzt 22 Personen. Die können ja die meisten wohl unterbringen. Wer hat denn jetzt noch so einen kleinen Raum, entweder ist eine Wand ausgebrochen (um das Wohnzimmer zu vergrößern) oder sie haben neu gebaut... Daß man von einem zum anderen die Verbindung hat, das ist manchmal sehr wichtig und sehr gut. Da hab ich einen Fall hier gehabt, bei einem Nachbarn. Ja, wir haben immer ganz gut zusammen gekonnt von Anfang an. Da war ich einmal draußen, beim Arbeiten... und da guckte die Frau mich so an, die klüngelte so herum. Ich denke: "Sie hat irgendetwas auf dem Herzen." Konnte ihr das ansehen, daß sie etwas Kontakt suchte. Ich bin da hingegangen. Ich hab dann erst so ganz da herumgehangen, und dann habe ich sie angesprochen: O ja, da ging das gleich los, fing an zu weinen. Und dann haben wir die Sache besprochen, und da habe ich der Frau so zugeredet, und habe die getröstet und habe immer wieder darauf hingewiesen: "Ach, soll wohl wieder gut werden, wollen mal erst abwarten " usw. Und ist auch gut geworden. Und wo wir vielleicht eine Viertelstunde gesprochen haben, da war die Frau sichtlich erleichtert. Also sie hatte sich mal aussprechen können. Und das braucht der Mensch, wenn er irgendwie einen Druck hat...dann läßt sich manches leichter tragen.
S: Geht es bei den Zusammenkünften ihrer Nachbarschaft vereinsmäßig zu, mit Tagesordnung?
D: Eine Tagesordnung wird aufgestellt, das habe ich bisher immer gemacht. Es muß irgendwie einen Verlauf haben. Wird erst eine kleine Begrüßung gemacht. Wenn mal ein Neuer da ist, der wird ein bißchen hervorgehoben.

andere. Und Rennfahren, das hat sich nicht so richtig durchgesetzt, das müssen schon wieder etwas Spezialisten sein. Wie auch jetzt zum Beispiel - 5 Vereine werden das noch sein - davon ist einer ein spezieller Rennfahrerverein. Die machen nur Rennfahren, und die anderen machen das überhaupt nicht. Die haben dann wieder Verbindungen (zu anderen Vereinen), die dann zusammenarbeiten.
S: Wurden am Anfang Spezialräder benutzt?
D: Ja, für den eigentlichen Sport, das sind immer Spezialräder. Beim Kunstfahren vor allen Dingen müssen es ja besondere Fahrräder sein. Saalmaschinen nennt man die. Beim Radballspielen ist es noch ausgesuchter und wichtiger, mit einem normalen Fahrrad kann man kein Radball spielen. Die sind ganz anders gebaut, der Sattel ist ganz anders und die Lenker hoch - die nehmen ja die Fahrräder frei hoch und die hauen ja da dran. Ich habe es einmal hier in Leeden erlebt, da war so 'ne Kanone, der konnte so gut schießen, der traf zweimal seinen Gegner mit dem Ball an dem Kopf, und der legte sich nieder, so hatte der den Schlag bekommen...
S: Wer hat die Fahrräder angeschafft?
D: Der Verein.
S: Dann mußte der Verein ja recht finanzkräftig sein?
D: Da kostet ein Fahrrad jetzt 450 Mark, wo ein anderes Fahrrad ein Drittel kostet. Das sind eben Spezialanfertigungen, die müssen extra gemacht werden. Es ist eine Firma, die hat sich darauf besonders gelegt, die macht nur diese Fahrräder.
S: Wurde denn von Anfang an mit Spezialrädern gefahren?
D: Nein, ganz im Beginn damals nicht. Man kann sich ja denken, daß in der Nachkriegszeit in den 20er Jahren das Geld noch lange nicht so flüssig (war) wie jetzt. Da haben wir uns diese Sachen selbst ausgebaut oder in einer hiesigen Werkstatt ausbauen lassen. Es mußte ohne Freilauf sein, vorne mußte die Gabel geradestehen, nicht so lang geschweift, denn dann ist das Fahrrad ja viel zu steif, dann kann man nicht mit arbeiten.
S: Wer war denn der erste Vorsitzende dieses Radsportvereins?
D: Es war nicht immer derselbe, der das erst angefangen hat. Ach, das waren erst alles Anfänger, wollen wir mal sagen. Da wurde einer genommen, der wirklich etwas aktiv war, der sich dafür einsetzte. Der erste war ein Eisenbahner. Na, das war eben ein Mann, der mußte etwas Energie besitzen, damit er die Leute zusammenhielt und Ordnung in den Laden brachte. Und durch die einzelnen Fahrergruppen bekam der Verein eine Stabilität. Ich war z.B. immer in der Reigenfahrergruppe. Und wenn dann nun irgendwelche besonderen Sachen waren, die irgendwie erledigt werden mußten, wurde ein Fest vorbereitet oder mußte auf einem anderen Fest irgendwas gemacht werden, dann sagten die uns Bescheid: "Hört mal, so und so ist das!" Wir waren mit sechs, und die sechs, die waren in den ersten Jahren die eigentliche Kerngruppe. Wir sorgten für alles und machten alles in Ordnung. Und dann kamen später noch eine zweite und eine dritte Gruppe dazu. Dann war das alles nicht so schwierig. (Ich bin nie Vorsitzender gewesen), ich hatte immer die Schreiberei. Ich habe im Buch stehen, daß ich 1920 als Zweiter Schriftführer eingesetzt wurde und bin dann nach einigen Jahren der erste geworden und auch über 26 Jahre im Rad-

fahrerverein Schriftführer gewesen. Später kamen dann einige Differenzen zwischen den Jüngeren und den Älteren. Da gehörte ich schon zu den Älteren, das war jetzt in der Nachkriegszeit in den 40er Jahren, 1948 ging das los. Da habe ich mich zurückgezogen.
S: Was waren das für Differenzen?
D: Ach, die Jüngeren, die wollten das doch eben alles besser wissen. Die setzten das durch, da irgendwie ein Fest zu feiern, ohne genügende Überlegung, und ob da nun ein Hunderter dabei gebuttert wurde, das war ihnen gleich...
Wir hatten sogar eine Musikkapelle in dem Radfahrerverein, und zwar waren das Instrumente, (mit denen) man auf dem Fahrrad gefahren Musik machte. Das war natürlich eine Seltenheit. Das waren diese Martinstrompeten, diese Martinshörner. Wir hatten da elf Instrumente, die waren voll besetzt, und das haute hin. Das war keine Tanzmusik, das war praktisch Marschmusik mit Pauke und allem möglichen. Und wenn wir irgendwo Veranstaltungen machten, wenn wir zu einem anderen Verein fuhren, da nahmen wir unsere Sachen mit. Das gab Remmidemmi, da wo wir waren.
Na ja, das war eben die Jugend. Aber das muß ich auch dabei sagen, wir wurden damals manchmal so ein bißchen angefeindet, will ich nicht gerade sagen, aber nicht gerade freundlich aufgenommen. Es hat auch schon mal Streitereien gegeben, das passierte auch schon mal, aber sonst haben wir uns ganz gut durchgesetzt.
Wir haben damals auch Werbeveranstaltungen gemacht, die waren ganz außergewöhnlicher Art. Wir waren einmal hier in Lengerich auf einem größeren Mühlenteich. Wir hatten das als Werbefest aufgezogen. Es bildete sich dort ein Verein, und um dem unter die Arme zu greifen, machten wir dort die Veranstaltung. Also, es wurde als außergewöhnliche Sache eine Wasserfahrt gemacht. Das war eine Fahrt über schmale und schwankende Bohlen über das Wasser, 30 m hin, 30 m zurück. Wer das am besten schaffte, wurde danach natürlich belohnt, kriegte einen Preis. Es konnte sich jeder daran beteiligen. Und das Interessante dabei war, daß jeder da mal reinplumpste. Natürlich kamen die Menschen zusammen, nicht zu Hunderten, sie kamen zu Tausenden und guckten dann.
S: Schwammen die Bohlen?
D: Die Bohlen lagen auf schwimmenden Bierfässern. Dann waren Stellen dazwischen, die ein bißchen lang gezogen waren, da fuhr man dann so 10 cm durch's Wasser, schscht, und wer dann nicht aufpaßte, der kippte natürlich daneben. Das gab viel Jux und Spaß. Die Leute, die freuten sich. Und das haben wir nicht nur einmal gemacht, das haben wir dann, weil sich das so gut einführte, in einer Reihe von Jahren in jedem Sommer einmal gemacht. Und haben dann auch gut dabei abgeschnitten finanziell. Es wurde ein kleiner Eintritt bezahlt, und dann hatten wir auch mal etwas übrig. Wir hatten ja auch mit den Rädern immer viele Ausgaben, dann kam man wieder etwas auf den grünen Zweig. Dann hatten wir später die Musikkapelle dabei, sie wurde sehr anerkannt. Dann kam sogar einmal im Dritten Reich der Gauführer, der kam von Recklinghausen, und hat sich die Sache hier angesehen und sehr lobend ausgesprochen. Sicher, es war ein gewisser Auftrieb in dem ganzen Sport.

Sozialgruppen und Vereine

S: Hat sich die Mitgliederstruktur im Laufe der Zeit verändert?
D: Ja, die erste Änderung zum Guten, die haben wir erlebt während des Dritten Reiches. Und das muß ich anerkennen. Damals wurde die Sache überall etwas verallgemeinert. Also, wir hatten leider hier in Leeden einen Klassenunterschied. Der Bauer machte für sich, und da machten die jungen Leute für sich, und da machten die Schützen für sich, das war ganz ekelig hier. Ich habe keine Stelle erlebt, wo das so schlimm war wie hier. Wenn der eine Verein feierte, dann standen die anderen und guckten von ferne, was machen die. Das war vorher. Das hat sich aber dann sehr geändert, weil da die Jugend zusammengeholt wurde - HJ, wie sich das nannte - und sie sollten auch eine Volksgemeinschaft bilden. Das haben wir dann ja auch teilweise oder sogar überwiegend fertiggebracht. Es kamen dann auch wohl Leute zu den Festen, die früher nie gekommen waren. Und jetzt nach dem letzten Kriege, mit den Flüchtlingen usw. hat sich das noch verbessert.
S: Was waren das für Vereine, die so isoliert waren?
D: Fast jeder.
S: Gab es keinen Verein, der von der gesamten Bevölkerung getragen wurde?
D: Im Schützenverein z. B. ist kein Bauer drin.
S: Heute noch?
D: Ja, sogar heute noch. Und (in) anderen Nachbarvereinen sind fast nur Bauern, aber nicht in Leeden. Nun ist hier in Leeden der Kontakt zwischen den Arbeitern und den Bauern (gering), die Zusammenarbeit fehlt da. Bei den kleinen Nachbargemeinden, z. B. Schollbruch, da gehören die Bauern rein, und da gehören die Heuerleute rein, und da gehören die Arbeiter rein, die da wohnen. Weil das alles eins ist. Die arbeiten viel mehr durcheinander. Aber hier waren die schon so weit, daß jeder für sich bleiben konnte. Es existierte hier mal ein Reiterverein. - O, die nahmen sich ganz was raus. Da kam kein Gewöhnlicher rein.
S: Wer war denn in dem Verein?
D: Nur die Bauern, und die, die sich dazurechneten. Die meinten, eine Sorte Menschen für sich zu sein. Die zogen sich extra zurück. Es gab hier einen "Gemütlichkeitsverein". Das waren alles nur die Bauernjungens. Das war eine Klasse für sich, die sich gegenseitig einluden von einer Gemeinde zur anderen, um unter sich zu bleiben. Es ging doch nicht an früher, daß eine Bauerntochter einen Arbeiter heiratete oder umgekehrt, daß ein Bauer, so wie es heute ist, aus dem niedrigeren Stande eine nahm. Ein Nachbar war mit einem Dienstmädchen verheiratet. Das war früher eine Schande, das ging ja gar nicht. Ein Gesangverein ist doch wirklich ein Verein, da dürfte es doch keine Unterschiede geben, keine Klassenunterschiede. Aber in Leeden ist kein Bauer im Gesangverein. Es gibt einige als passive Mitglieder. Ich habe es immer wieder versucht, angeschrieben und was nicht alles hab ich schon gemacht, in der Zeit wo ich hier Mitarbeiter war, aber nein, die Bauern kriegten wir nicht herein.

S: Und wo sind die Bauern jetzt drin?
D: Der eigentliche Verein (der Bauern) ist der Leedener Schützenverein. Das ist ja ein sehr alter Verein von 1665. Wenn man die Reihe der Schützenkönige nachschaut, da waren viele Bauern. Aber wo der Kriegerverein zum Zuge kam, da zogen sich die Bauern zurück, da gingen sie aus dem Schützenverein fast alle raus... Es existiert auch heute noch der Kriegerverein. Er nennt sich jetzt der ehemalige Soldatenverein. Es sind einige aus den Arbeiterkreisen. Aber durchweg ist der Kriegerverein ein Bauernverein...
S: Gibt es irgendwelche Unterschiede im Vereinswesen zwischen den Gastwirten, den Kaufleuten und den Arbeitern?
D: Die rechnen sich eigentlich schon zu der besseren Schicht, weil es fast alles Abkömmlinge sind von den Bauernhöfen. Die meisten Wirte sind ja Bauern hier bei uns. Und die Kaufleute, das sind auch nur einige, die sind auch Abkömmlinge. Die Geschäftsleute und Wirte sind auch Mitglieder der anderen Vereine, schon aus geschäftlichen Gründen. Weil sie ja eben irgendwie damit verbunden sind. (So ein) Kaufmann, der muß ja von den kleinen Leuten viel mehr leben als von den anderen, weil es bedeutend mehr sind. Und heute ist sowieso alles anders. Es gibt beinahe keine "nur Bauern" mehr, die haben alle einen Nebenberuf. Die kommen so langsam mit in das Arbeitsleben hinein.
S: Wie war das denn mit den Flüchtlingen und den Neuzugezogenen nach dem zweiten Weltkrieg? In welche Vereine sind diese Leute hineingegangen?
D: Sie gehören mehr der Mittelschicht an (und gehen) in die Vereine, wo die Bauern nicht soviel sind. Weil das ja eben auch alles Kopf- und Handarbeiter sind, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen. Die sind im Schützenverein, im Gesangverein, die sind überall. Die sind gut vertreten. Sie haben sich gut eingelebt hier...

Schützenverein, Gesangverein, Kirchenchor

S: Wann sind Sie in den nächsten Verein eingetreten, nachdem Sie in dem Radsportverein waren!
D: Das war der Schützenverein und der Gesangverein auch.
S: Etwa zur gleichen Zeit?
D: Das war ungefähr um dieselbe Zeit. Ich war beruflich verhindert, ich mußte in der Wechselschicht arbeiten, da konnte ich nicht mehr aktiv (im Gesangverein) mitsingen, eine Weile wenigstens nicht. Meistens ist das so, wenn irgendwelche schwierigen Zeiten sind, dann läßt mal so was nach, wenn's einem zuviel wird. So war das mit den beiden Vereinen, Schützenverein (und) Gesangverein, das war zuviel. Ich habe dann die drangegeben und bin im Radfahrverein geblieben.
S: Warum haben Sie Kontakt mit dem Gesangverein und dem Schützenverein aufgenommen? Haben Sie da irgendwelche Beziehungen zu irgendwelchen Leuten gehabt?

D: Nein, ich wurde angeworben. Mein Bruder, der war ein paar Jahre älter als ich, der war so begeistert für den Schützenverein. Ja, und wie das nun so ist, wir waren zusammen an der Eisenbahn beschäftigt und ungefähr in einem Alter, da hab ich dann auch mitgemacht. So drei bis vier Jahre werde ich das wohl auch mitgemacht haben. Und dann kam da irgendetwas (da)zwischen. Und dann ist das dabei geblieben.
S: Und der Gesangverein?
D: Das kam durch die Wechselschicht. Wo ich dann eine andere Arbeit annahm, da mußte ich im 3-Schicht-System arbeiten. Und dann kann man alle 3 Wochen nur einmal hingehen, das reicht nicht.
S: Wie sind Sie denn in den Gesangverein hineingekommen? Wer hatte Sie angeworben, oder durch welchen Kontaktmann sind Sie dahingekommen?
D: Der gute Mann, der mich angeworben hat, ist in der vorigen Woche begraben worden. Wo wir noch zusammen an der Eisenbahn waren, der warb unter seinesgleichen. Ja, da bin ich dann hingegangen,und ich habe immer gerne gesungen, ich tue es jetzt noch. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dann heraus war. Dann hab ich eine Zeit mal wieder mitgesungen,und dann kam die Krise (1930/33).Das war eine schwierige Zeit, da war auch das Vereinsleben nicht mehr ganz viel wert...
S: Sie waren also praktisch eine Zeitlang in drei Vereinen! Da waren Sie ja dauernd auf Achse. Ihre Freizeit war dann doch durch die Vereine bestimmt!
D: Das mit dem Schützenverein ist ja eine einfache Sache, weil er nur einmal im Jahr existiert. Im Sommer wenn das Schützenfest ist, und dann ist es ja wieder aus. Und wenn dann irgendein Festchen ist, dann gehört man auch noch mit dazu. Das ist ja ganz einfach.
Mit den beiden anderen Vereinen war es nun anders. Da mußte man immer praktisch jede Woche einen Abend für opfern, das mußte man dann schon machen. Aber das war eine Selbstverständlichkeit, daß die Übungsabende von dem einen und von dem anderen nicht zusammengelegt wurden. Da nimmt man auch jetzt noch Rücksicht zwischen den einzelnen Vereinen. In einer größeren Versammlung einmal im Jahr, kommen alle Vereinsvorstände zusammen, und dann werden die Termine festgelegt, was so im Jahr geplant ist. Wenn im Januar die Jahreshauptversammlungen gewesen sind, dann weiß jeder Verein, wann die Feste sind, und dann muß das auch so eingehalten werden. Denn es ist ja nicht schön, wenn ein Verein seinen Termin auf den Sonntag gesetzt hat, und der andere springt da gerade einen Sonntag vor. Das geht wohl in der Stadt, wo viele Menschen wohnen, aber nicht hier auf dem Lande.
S: Und wann sind Sie wieder in dem Gesangverein aktiv geworden?
D: Das hat eine ganze Weile gedauert. 1929 hab ich hier den Neubau bezogen, und da kam ich in eine ganz andere Welt.Als ich Kind war oder auch später, als ich selbst schon verheiratet war und hier wohnte, dann setzten wir uns an schönen Sommerabenden draußen auf die Bank, und dann dauerte das gar nicht lange, dann sangen wir. Dann wurden Liedchen gesungen. Und dann kam ein Nachbarmädchen eines Tages an und sagte:"Ihr seid immer so schön am Singen, und hier soll in Leeden jetzt ein Kirchenchor gegründet werden, wollt Ihr da nicht mitsingen?" Wir haben uns angeguckt,

meine Frau hatte auch wohl Lust, da gingen wir beide zusammen dahin. Na, und wie das immer so ist, bei so neueren Sachen, hier war fast aus jedem Hause ein Sänger oder eine Sängerin, die da hinging. Und dann kam ich in den Kirchenchor. Ich war zu jener Zeit nicht mehr im Gesangverein, Ende der Krise 1932/33. Das klappte gut. Da war ein Lehrer, der das in die Hand nahm, hier aus dem Ort, und das hat gut gegangen, ganze 13 Jahre durch bis zum Kriege. Aber dann natürlich ließ es nach. Bis zum Krieg habe ich auch immer mitgesungen. Und nach dem Kriege kamen sie auch nach einer Weile wieder und fragten mal an, ob ich nicht auch wieder mitmachen wollte, das hab ich auch gemacht. Ich habe dann wieder etliche Jahre mitgesungen. Wie soll ich mich ausdrücken, der Kirchenchor, der ist nicht ganz so straff organisiert, wie die anderen. Die sangen dann öfters nach Bedarf, zu den Hauptfesten Weihnachten, Ostern und Pfingsten oder auch mal zwischendurch, aber es wurde nicht immer so unbedingt Wert draufgelegt, daß da jede Woche gesungen wurde. Das war ein bißchen lockerer.
Aber ich hatte immer noch die Zugehörigkeit dahin, hab auch immer mitgemacht, bis ich mich dann so langsam etwas gelöst (habe), wo ich nun nach dem Kriege dem Gesangverein wieder beitrat, in den 50er Jahren. Und ich mache auch jetzt noch mit im Kirchenchor, als Aushilfe. Ich bin neulich ein paarmal hingewesen, da mußte mal gesungen werden bei einer Goldenen Hochzeit, da mußte mal gesungen werden bei einer Beerdigung. Und dann wissen die genau, die Lieder, die da gesungen werden, die kann ich. Ich brauche da nicht wochenlang zu üben. Dann sagen die: "Kommst Du auch einen Abend dahin", "Wir haben wieder was zu singen, machen Sie wieder mit?". Selbstverständlich geh ich da hin. Und ich habe dadurch, daß ich dem Kirchenchor angehörte, meine 50 Sängerjahre voll gekriegt und habe die Goldene Sängernadel bekommen... Ich konnte das sogar genau nach Daten belegen, wo ich eingetreten war und alles mögliche, weil ich nun gerade die Bücher immer hatte. (An) die Versammlung, wo ich das erste Mal beim Gesangverein war,1920, konnte ich mich noch entsinnen, und ich hatte sogar noch die Lieder aufgeschrieben, die wir dann als erstes gesungen haben. Und dadurch konnte ich beweisen, daß ich schon damals dazugehörte.
S: Wann trat der Kirchenchor in Aktion?
D: Zu Beginn wurde natürlich öfters gesungen, da wurde bei jeder Gelegenheit, nicht nur zu Ostern, Pfingsten, da wurde auch zu Himmelfahrt und immer, wenn irgendwas Besonderes war, da wurde gesungen. Es waren auch damals ca. 45-50 Sänger darinnen, die wollten ja auch mal singen. Es wurde auch mal eine Ausfahrt gemacht, mit dem Auto zum Dümmer See und mal hier hin und mal da hin, um etwas Geselligkeit darein zu bringen. Der Lehrer kam dann hier weg, und da hat das ein pensionierter Lehrer übernommen, ein Verwandter des Chorleiters. Und das ließ dann auch nach im Dritten Reich. Manch einer fühlte sich nicht mehr zur Kirche hingezogen. Aber der alte Lehrer hat das noch weiter gemacht. Und dann konnte der das auch nicht mehr, und dann hat der Pastor das weiter geleitet. Wir haben immer noch einen, der es macht...

S: Und dann wurde zu besonderen Gelegenheiten, Goldene Hochzeit oder so was, gesungen?
D: Bei Goldenen Hochzeiten und bei 80-jährigen Geburtstagen ging der Kirchenchor dahin und sang da. Also es ist so, der Kirchenchor soll das kirchliche Leben etwas aktivieren, damit die alten Leute auch merken, daß sie noch dazugehören. Dazu eignet sich so ein Chor ja wohl.
S: Auch bei Beerdigungen wurde gesungen?
D: Nur bei Mitgliedern sonst nicht, das ging zu weit.
S: Wissen Sie, seit wann die Goldene Hochzeit hier in Leeden gefeiert wird?
D: Soviel mir bekannt ist immer. Soweit ich denken kann, hat es hier Goldene Hochzeiten gegeben. Natürlich die Feiern als solches haben sich sehr geändert. Ich habe früher immer gedacht: Eine Goldene oder auch schon eine Silberne Hochzeit, das ist ein Familienfest, sie gehört unbedingt ins Haus. Da ist man aber jetzt ganz von abgekommen. Die feiern jetzt alle in Lokalen. Der Zeit entsprechend wird jetzt gut gegessen und getrunken, das ist ganz was anderes als früher. Ich weiß noch gut, als ich zu der ersten Goldenen Hochzeit als Kirchenchormitglied hinging, daß die in einer Wirtschaft war. "Nein", dachte ich, " daß die Leute sich da hinsetzen!" Und da wurde sogar getanzt. Man hat sich daran gewöhnt, da macht sich keiner mehr was draus. Vor Jahren war hier eine (Jubelhochzeit), da wurde gefeiert wie auf einer Grünen Hochzeit. Da ist kein Unterschied mehr. In Hasbergen, wo mein Schwiegersohn herkommt, da wird bei einer Silbernen Hochzeit genauso geschmückt und gekränzt mit Bogen, wie bei einer Grünen Hochzeit. Also ich finde das etwas aus der Art geschlagen, das gehört gar nicht mehr hin. Ich habe das immer als einen Willkommensgruß angesehen, wenn da der Bogen irgendwo vor der Haustür ist, wo dann die Braut hereinkommt. Aber wenn man doch schon 25 Jahre verheiratet ist, und dann noch mal, - ich weiß gar nicht, wofür. Aber das ist eben heute so, der Wohlstand hat uns ergriffen. Es muß was gemacht werden, und dann wird da "hinein"- übertrieben wie da getrunken wird...
S: Nun (nochmal) zu dem Gesangverein! Wird da auch jetzt noch jede Woche geübt?
D: Unser Chorleiter ist Musiklehrer, er kommt aus der Nachbarschaft aus Hasbergen, er hat sechs Vereine, und dann ist er jeden Abend besetzt. Also da muß schon jeder Verein seinen besonderen Tag festhalten, sonst kommt man ja nicht mehr dazwischen.
S: Und wann ist der Übungsabend?
D: Hier in Leeden ist es Freitag. Freitagsabends singen wir hier. Wir hatten sonst donnerstags, und da kam mal ein neuer Verein für den Chorleiter dazu, und der wünschte sich den Donnerstag. Da haben wir uns denn umgestellt auf den Freitag. Erst hat uns das gar nicht gepaßt. Aber jetzt sind wir wohl dran, weil wir ja jetzt den freien Samstag haben. Da kommt es auf eine Stunde nicht darauf an.
S: Was machen Sie an diesen Abenden? Wie läuft das so ab?
D: Wir sitzen da im Halbkreis und da ist ein Musiklehrer, der ist ziemlich energisch. Zu Beginn und zum Abschluß wird ein Sängergruß gesungen. Und dann wird geprobt. Jede Stimme sitzt da, und meistens wird beim ersten Tenor angefangen, und dann singen die alle durch und dann wie's so

geht. In der Mitte wird dann eine kleine Pause eingelegt, dann wird sich mal ein Gläschen Bier getrunken. Vor der Pause wird dem jeweiligen Geburtstagskind der Woche ein Hoch gesungen, ein musikalisches Hoch, und dann wird sich auch mal ein Lied gewünscht. Dann wird gratuliert, und dann muß er eben einen spendieren. Das ist dann so die Pause praktisch. Und dann 10 Minuten, dann gehts wieder los. Das geht so zwei Stunden.
S: Und im Anschluß daran bleiben Sie dann noch in der Gastwirtschaft?
D: Anschließend, ja das ist verschieden. Es wird gar nicht so gerne gewünscht, da sind immer Kartenspieler, die sich dann noch so gruppenweise, meistens zwei Gruppen, untereinander ein paar Stunden anhängen. Dann machen sie wieder die halbe Nacht durch, dann kommen sie erst um 12 und um 1 Uhr (nach Hause). Aber was soll man machen. Da ist nichts dran zu wollen.
S: Und wann tritt der Gesangverein nach außen hin in Erscheinung?
D: Bei festlichen Anlässen in der Gemeinde, auch wohl man in der Kirche. Weihnachten z. B., dann singen wir immer in der Kirche, einmal in der evangelischen Kirche und einmal in der katholischen Kirche.
S: Werden da die gleichen Lieder gesungen in der evangelischen und katholischen Kirche?
D: Ja, meistens. Meistens sind es die alten deutschen Weihnachtslieder, aber wir haben einmal so ein lateinisches gesungen, und das hat durchaus nicht gefallen. Nicht, daß es nicht schön war, in der Zusammenarbeit mit dem Organisten, das haute nicht hin. Das wird wohl nicht mehr gemacht werden. Aber nun, aus allem muß man was lernen. Ja,und dann sind auch wohl mal andere Anlässe, wo gesungen wird. Z. B. jetzt im nächsten Monat wird hier das neue Feuerwehrhaus eingeweiht. Da wird auch der Gesangverein mit herangezogen und muß dann mal ein, vielleicht auch zwei Lieder singen. Oder der Kindergarten wurde eingeweiht, oder die Sporthalle wurde eingeweiht, da waren wir immer mit dabei. So zur Umrahmung eignet sich das etwas, dann werden die Lücken besser ausgefüllt. Und dann haben wir mal vom Bürgermeister den Auftrag bekommen, bei Neunzigjährigen zu singen. Der Kirchenchor singt bei Achtzigjährigen und bei den Neunzigjährigen der Gesangverein. Nun ist es aber so bei denen, da kommen wir lange nicht immer zum Zuge... (Manchmal) merkten wir, daß es nicht mehr erwünscht wurde, da haben wir uns dann so leise zurückgezogen. Aber wir sind natürlich sehr dafür zu haben. Im vorigen Herbst da wurde ein sehr guter Bekannter von mir 90. Der hat sich gefreut, ja der war so glücklich. Es ist ja so, man soll den alten Leuten ruhig etwas zukommen lassen, man soll sie ruhig ein bißchen achten, damit sie wissen, sie gehören noch mit dabei. Sie sollen noch ein bißchen geachtet und geehrt werden. Das ist ja nun heute nicht mehr so, wie es früher war. Früher hieß es: "Du sollst das Alter ehren", und jetzt heißt es scherzweise: "Du sollst das Alter lehren!"
S: Und wurde auch gesungen,wenn irgendeiner von den Sangesbrüdern Geburtstag hatte?
D: Geburtstag wird im Raum gemacht. Nächsten Dienstag hat einer Silberne Hochzeit, selbstverständlich sind wir da eingeladen, da wird in der Wohnung gefeiert. Da gehen wir hin und singen.

S: Auch bei Beerdigungen?
D: Bei Mitgliedern immer. Es sind ja auch allerhand passive dabei. Es gibt ja mehr passive als aktive. Wir haben ungefähr 100 Mitglieder...
S: Kommt es denn vor, daß auf irgendwelchen Festen außerhalb der Kirche der Kirchenchor und der Gesangverein gleichzeitig sind?
D: Ist auch schon mal gewesen. (Bei einem) Nachbarn von mir, da waren beide zum Singen. Die Braut gehörte in den Kirchenchor, und er (war) im Gesangverein...
S: Ist zwischen den Mitgliedern eines Vereins, in diesem Fall des Gesangvereins, ein ganz besonders enger Kontakt?
D: Teilweise ja. Das sind die jüngeren Ehepaare, die haben sich so angefreundet, und die kommen dann so außer der Reihe mal (zusammen). O, das haben wir sehr schön gefunden. Dann ist mal einer, der sagt:"Kommt doch mal einmal zu mir hin". Ich finde das gut. Das ist dann eine engere Freundschaft. Wenn da so irgendetwas ist, wie jetzt (z. B. eine) Silberne Hochzeit, da wird dann so ein bißchen nebenbei gemacht. Der Silberbräutigam, der wohnt auf der Heide. Nun wird dieser Mann, wenn wir da sind zum Singen, zum "Heidekönig" ernannt. Er kriegt eine Krone, eine "Heidekrone" und einen "Heidekranz" und ein Zepter mit "Heidestrauß". Spaß muß sein. Man muß sich selbst etwas einfallen lassen...

Heimatverein

S: Waren Sie nicht auch mal im Heimatverein?
D: Ja, da hab ich auch aktiv mitgemacht. Ich bin da 18 Jahre lang Schriftführer gewesen, von der Gründung 1947 bis 1963. Ich war 26 Jahre Schriftführer im Radsportverein und jetzt wieder im 12. Jahre im Gesangverein. Zusammengerechnet sind es dann 55 - 56 Jahre. Ja, die Bücher haben Sie ja gesehen, da wird so allerhand reingeschrieben. Ich hab schon etliche davon vollgemacht.
S: Warum sind Sie in den Heimatverein eingetreten?
D: Weil ich mich nun einmal für das Heimatwesen sehr interessiere, nicht nur das jetzige, sondern die Tradition, das Alte. Wir haben in Leeden noch eine alte Tradition. Das alte Kloster, die alten Sachen, die ganzen Liegenschaften, die einzelnen Ackerbenennungen. Das ist hier der Ritterkamp, und das ist der Hoppenkamp, und das ist der Esch, und das ist der Vorgarten, das ist alles vom Kloster her. Das muß erhalten bleiben, weil das so interessant ist, wenn man noch weiß, wie das früher gewesen ist...
S: Was hat denn der Heimatverein während Ihrer Zeit gemacht?
D: Eine ganz wichtige Sache, die man dem Heimatverein sehr anrechnen muß, das war die 900 Jahrfeier. Der damalige Lehrer, der ist leider schon tot, der hat sich da sehr für eingesetzt. Ohne den wäre die Feier überhaupt nicht zustandegekommen. Das wurde abgelehnt, die Hauptfeier wurde gar nicht anerkannt. Da hat er so lange gesucht und gefunden, (bis er) die Sache doch durchgedrückt hat. Das hat sehr fein hingehauen hier. Das war einer vom Lande, ein Bauernsohn, kam aus dem Wesergebiet da irgendwo. Und da konnte man fein mit zusammenarbeiten. Der jetzige,das ist der Zahnarzt hier aus dem Ort, da kann ich nicht mit zurechtkommen...

S: Was hatte denn der Heimatverein für Aufgaben?
D: Die eigentliche Aufgabe ist ja die Erhaltung der alten Sitten und Gebräuche. Es müßte normalerweise ein Raum da sein, wo man alte Sachen auch vielleicht mal hinstellen könnte. Es gab hier so manches. Es wurde ein großer Buchenwald abgeholzt, das war kirchliches Eigentum. Die Kirche mußte damals neu gebaut werden nach dem Bombenschaden. Da hat sich der Heimatverein dafür eingesetzt, den Wald wieder mit Laubwald zu bepflanzen. Ist aber nicht geglückt, es steht jetzt schon wieder ein großer Tannenwald. Ein Laubwald ist ja immer schöner... Die Straßenbezeichnungen, dazu wurde der Heimatverein mit herangezogen. Früher gab es hier keine Straßennamen, da waren nur die Bauerschaften. Hier war Oberberge. Oberberge 81 war früher meine Nummer. Dann wurde mal vom Amt aus dem Heimatverein eine Liste zugeschickt mit den geplanten Namen, da sollte der Heimatverein Stellung nehmen. Das hat er getan. Aber ich habe nachher festgestellt, daß die vom Heimatverein vorgeschlagenen Namen nicht angekommen sind. (Für) diese Straße (war) Fangbergstraße vorgeschlagen. Jetzt hat man aber von anderer Seite den Namen Ritterkamp vorgeschlagen. Den finde ich an sich gut. So ein Vorschlag hätte ja eigentlich aus der Heimatbewegung herauskommen müssen...
S: Wurden denn irgendwelche Feste vom Heimatverein veranstaltet, Kinderumzüge oder so was?
D: Nein, nichts. Heute ist es ziemlich ruhig geworden um den Heimatverein... Früher, z. B. bei dem 900jährigen Bestehen, da hat der Heimatverein auch einen Tag von den drei (Fest)-Tagen gehabt. Da wurden Volkstänze aufgeführt, so richtig nach alter Art. Das war schön, das war wirklich schön.
S: Und das ist alles eingeschlafen?
D: Ja. Wir hatten auch mal eine Volkstanzgruppe, die hatte früher schon mal bestanden, und ist dann wieder zum Leben erwacht. Aber nachher schlief das wieder ein, und der Heimatverein versteht es nicht, das wieder aufzuwecken. Das läßt dann alles wieder nach.

Weitere Vereine

S: Wie ist das mit den anderen Vereinen, die hier dann noch im Orte sind? Was gibt es da noch?
D: (Einen)Fußballverein haben wir, Ballsportverein "Westfalia" nennt er sich. Der ist nicht hier im Ort, sondern in Loose. Der hat sein 25jähriges Jubiläum gefeiert vor einigen Wochen, ist ziemlich gut in Ordnung, Lehrer machen da hauptsächlich mit, die haben Gymnastikgruppen und so was. Wir machen das jetzt in der Sporthalle, wir haben da ja einen Übungsraum. Die Sporthalle ist übrigens jeden Tag besetzt. Wenn das so bleibt, dann muß man sagen, es ist wirklich gut so. Da sind mal die Kinder, mal der Verein, der Radsportverein hat sogar zwei Nachmittage in der Woche, weil die so viele Gruppen haben. Dann sind da Frauengruppen, meine Tochter macht auch da mit, die geht auch einmal in der Woche hin. Und da, wo die Lehrer mitarbeiten, da ist ein Verein immer etwas aktiver. Was man damals auch ein bißchen unglücklich fand, das war die Sportplatzfrage. Wir konnten keinen Platz kriegen. Da gingen sie da ganz hinten hin an den Ha-

bichtswald, da hatten sie einen guten Wirt. Dann war nur ein Platz da, und dann (wurde er) neu gedeckt, und es kam noch Flutlichtbeleuchtung und alles dazu. Auf einmal hieß es: "In Leeden gibt's einen neuen Sportplatz". Dann hoffentlich wohl etwas näher zum Dorf. Nein! An der einen Seite ist der alte, und an der anderen Seite kommt der neue. Es ist nicht nur ein Fußballplatz, sondern praktisch ein Sportstadion mit allen möglichen Sachen da dran. War fein eingerichtet, der Wirt gab den Boden, und die Gemeinde ließ es ausbauen... Aber solche Sachen gehören eigentlich näher zum Dorf. Aber nun, es geht auch so...
Dann gab's einen Interessenverein, den landwirtschaftlichen Ortsverein, existiert noch. Das sind die Bauern, die Landwirte. Aber die machen auch praktisch gar nichts heute. Die haben wohl mal Versammlungen. Große Fragen werden da erörtert. Die holen sich mal irgendeinen Experten her, entweder über die Milchwirtschaft oder dies oder jenes.
Kriegerverein der ist am Einschlafen. Das geht so langsam dem Ende zu. Waren immer noch 100 Mitglieder, aber die werden immer weniger. Die Jungen,die gehen da einfach nicht rein. Die haben versucht, jetzt die jungen Soldaten heranzuziehen, aber bisher ist da (kaum) einer reingegangen. Es hat sich überlebt, das will keiner mehr... Ich war fünf Jahre Soldat gewesen, und ich kann nur sagen, wenn ich in einen Verein gehen sollte, der das Soldatentum hochheben will oder in Ehren halten will, der sagt: "Ho, ich war doch früher Soldat", kann ich nichts für hergeben. Meinen Jungen hat man mir da weggenommen, und ich soll dann noch in einen Kriegerverein, nein das kann ich nicht. Das ist was für alte Leute, die noch von früher her daran gewöhnt sind, hauptsächlich die von Wilhelms Zeit. Und dann war das hier so, - jetzt machen sie es auch schon etwas anders hier - da wurde der Trauerzug eines Kriegsteilnehmers noch mit Musik begleitet, aber jetzt,wo die Friedhofshalle existiert, gibts ja keinen Trauerzug mehr.
Dann haben wir noch so (eine) kleine (Gruppe), den Brieftaubenverein, da sind einige Menschen drin, die das hoch halten. Das sind vielleicht so 15 Mann schätzungsweise. Die haben dann auch ihr Interessensgebiet. Am Sonntag fahren sie los mit ihren Tauben und lassen die mal irgendwo fliegen. Ist auch ein Hobby.
Und die Feuerwehr, das ist hier etwas anders als in einer Stadt. Hier ist ja die Freiwillige Feuerwehr. Die wollen kein Verein sein, sind sie auch nicht. Aber sie werden praktisch auch zu den Vereinen gerechnet. Bei den Veranstaltungen sind auch Aufmärsche usw., und selbstverständlich ist die Feuerwehr dann auch mit dabei.
Der Schützenverein, der hat eine aktive Schießgruppe, diese Gruppe, das ist die Seele des Ganzen. Früher, als die noch nicht da war, da war nur der Schützenverein einmal im Jahre zum Schützenfest aktiv, und dann ließ man sich da vollaufen. Das mußte man wohl oder übel mitmachen. Dann gab es ein Faß, der Schützenkönig mußte das spendieren, wie das nun einmal so üblich ist. Aber das hat sich nun sehr geändert. Es sind nun wieder andere Leute da. Nun haben sie diese Schießgruppe, und die machen nun immer die eigentlichen Arbeiten. Wenn man in die Wirtschaft kommt, da stehen Pokale, ich hätte bald gesagt zu Hunderten. Im vorigen Jahr,

da haben sie in einem Jahre 32 Pokale geholt. Die wissen nicht mehr, wohin damit. Sie haben sich schon extra einen großen Schrank machen lassen, der ist voll. Dann haben sie so ganz lange Regale, dann steht da einer neben dem anderen. Das ist immerhin ein Zeichen dafür, daß da was gemacht wird. Und das muß man sagen, dann sieht man auch, daß so ein Verein seine Existenzberechtigung hat. Ich bin eigentlich mit allen gut befreundet. Der Schützenverein hat mir sogar, trotzdem ich kein Mitglied bin, neulich zum 70. Geburtstag einen großen Präsentkorb zugeschickt...
S: Welches ist denn hier der wichtigste Verein, für Leeden der wichtigste Verein, dessen Feste allgemein zum Dorffest geworden sind?
D: Da kann ich eigentlich keinen einzelnen nennen. Der eine ist genauso wichtig wie der andere...
S: Wie ist das mit den Frauen, in welchen Vereinen sind Frauen Mitglieder?
D: Die sind bisher in keinem Verein, außer in den Sportgruppen. Das ist jetzt gekommen, seitdem die Sporthalle fertig ist, damit sie ihre Pfunde abtrainieren können. Sonst waren die nicht in Vereinen drin. Es wird aber kommen. Es gibt bereits Fußballgruppen. Hier war auch neulich ein Fußballspiel mit zwei Damengruppen, aber nicht die Leedener. Beim Schießen gibt es auch schon Frauengruppen, das hab ich mal neulich in einer Osnabrücker Zeitung gelesen. Die sind nun mal gleichberechtigt, dann werden sie auch bald in den Boxverein gehören.
S: Wie war das denn im Radsportverein. Sie sagten, daß da einige Mädchen zugehörten, waren das Mitglieder?
D: Die da auf den Einrädern fuhren, das waren noch Schulmädchen. Ich glaube, es waren auch einige, die waren schon größer. Aber das sind keine eigentlichen Mitglieder, das sind meistens die Kinder von den Vereinsmitgliedern. Die kann man nicht als Mitglieder anrechnen. Die machen mal mit, der Verein ist froh, wenn welche da sind, die Interesse zeigen, die mitmachen.
S: Dann ist eigentlich der Kirchenchor der einzige gemischte Verein?
D: Ja, aber die werden gar nicht namentlich aufgeführt, die Mitglieder des Kirchenchors. Dann gibt es noch eine kirchliche Vereinigung für ältere Frauen. Das ist die "evangelische Frauenhilfe". Das ist auch eine ganze Menge. Da geht meine Frau auch hin. Die gehen allwöchentlich hin und setzen sich da hin und stricken und nähen für gute Zwecke. Dann wird auch wohl eine Tasse Kaffee getrunken und erzählt. Da ist man da so unter sich. Dann ist der Pastor da und erzählt was und macht da so was, die Frau Pastor ist da. Ja, die sind namentlich erfaßt. Die zahlen dann wieder Beiträge, aber der Kirchenchor nicht. Der zahlt keine Beiträge. Wir sollten mal Beitrag zahlen, da sollte auch mal mehr gemacht werden. Aber sie haben sich nicht durchgesetzt, sind nicht so weit gekommen. Die werden dann ja auch etwas von der Kirche unterstützt. Wenn mal Noten sein müssen usw., das muß ja irgendwo herkommen. Da gibt es ja immer Möglichkeiten, daß das von der Kirche irgendwie gemacht wird. Die haben mich mal gefragt, und ich habe mich auch dazu bereit erklärt, ich sollte mal von dem Kirchenchor etwas schreiben, also von früher, 1934 ist der gegründet worden. Weil ich von Beginn an dabei war, ich hab ein ziemlich gutes Gedächtnis, damit man mal etwas auf dem Papier hat. Damit sie mal sagen können: "Ja, seit der Zeit existieren wir". Das ist ja immer besser, als wenn man so in der Luft hängt...

GELEGENHEITSGEDICHTE

S: Herr Dunkmann, ich habe gesehen, daß Sie in einigen Vereinsfestschriften Gedichte geschrieben haben. Seit wann schreiben Sie solche Gedichte?
D: Eigentlich bin ich damit erst nach dem Kriege angefangen.
S: Wie sind Sie denn auf den Gedanken gekommen? Ist man irgendwie an Sie herangetreten?
D: Nein, durch die Vereine, irgendwie durch Vorkommnisse, gemütliche Abende, Zusammenkünfte. Ich hab denn immer so etwas Lustiges gebracht: Lieder von den einzelnen Mitgliedern, die wurden dann ein bißchen gelobt usw. Und dann wurde ein Refrain hinterher gesungen, so daß alle mitsingen konnten, da kriegt man Leben in die Gesellschaft. Auch hier in der Nachbarschaft, wenn wir da irgendetwas machen, da hab ich meistens etwas. Ich bin eigentlich reichlich spät angefangen. Ich hatte einen Bruder in Lengerich, der hat das von Jugend an so getrieben. Der war auch eigentlich ziemlich in Vereinen. Der machte auch auf Festen allerhand, auch auf Theaterbühnen usw. Man muß ja irgendeinen Anfang haben. Wenn man sieht, daß da alle sitzen und gucken sich bloß an und machen nichts, da muß man etwas bringen, was man gemeinschaftlich singen kann, daß da mal etwas Leben rein kommt. Dann hatte ich ja viel Witziges dabei.
Z. B. Karneval, den hat der Sportverein richtig in Gang gebracht, jetzt nach neuerer Art. Früher hat der Radfahrerverein das gemacht. Der war auch wohl eine der treibenden Kräfte. Dann war das früher noch ganz anders, da war der Einzug des Prinzen Karneval, das gibt's heute nicht mehr. Heute wird das nach rheinischer Art gemacht, von der Bütt aus usw. Der Sportverein machte als Winterfest einen großen Karnevalsabend. Die haben das auch einigermaßen gut hingekriegt, aber die mußten sich immer Hilfskräfte holen von auswärts, meistens von Münster. Irgendwelche Gesellschaften kamen dann hierher und machten den Abend da. Die kosteten aber 1000,-- Mark. Nun ging das nicht mehr, das kam zu teuer... Nun hatte sich das hier herumgesprochen, daß ich etwas in Verse gebracht hatte. Der Gesangvereinsvorsitzende, der gehört auch in den Sportverein, der hat dann gesagt: "Mensch, holt Euch doch den Dunkmann!". Da kamen die hier an. "Was habt Ihr denn so geplant, was habt Ihr Euch denn gedacht. Dann haben wir uns zusammengesetzt, da hab ich ihnen etwas gezeigt von dem, was ich da schon hatte. "Mensch, auf diese Art", wunderbar sagte er. "Dann gebt mir mal einen kleinen Tip". "Ja, das, das, das". Das lag mir dann auch wohl. Da hab ich denn was zusammengebraut: "Vorkommnisse in der Gemeinde", in Verse gebracht und dann gesungen.
S: Haben Sie selbst gesungen?
D: Nein. Das ging nicht ganz nach meinem Willen erst. Es war jemand da, der wollte das singen. Dann wurde das dem Gesangverein überlassen. Der hat das dann auch gemacht, und stellte dann eine Sängergruppe, das waren die "Klönköppe", entsprechend aufgemacht, und die brachten das dann... Das hat einen wunderbaren Spaß gegeben, das haben sie nachher ein paarmal wiederholen müssen. Die haben gequietscht, die Menschen. Da haben wir praktisch vom Gesangverein Dreiviertel der Karnevalsvorstellung gemacht. Wir brauchten es aber nicht umsonst zu tun, es gab auch gutes Essen und Trinken und dann auch sonst noch was. Wir hatten ja auch unseren

Spaß. Das waren nun alles Sachen in Versform, nach bekannten Melodien wurde das dann gesungen. Wir haben das einmal versucht, da hat unser Chorleiter eine Melodie dazu geschrieben, aber bekannte Melodien sind immer besser, denn manchmal zum Schluß sangen sie alle mit, wie das dann Karneval so ist. Das hat wunderbar hingehauen.
Nun ist die Sache so, der große Saal ist jetzt eine Kleiderfabrik geworden. Da sind 50 Frauen am Arbeiten. Der Saal ist verpachtet. Das ist aus, wir können nicht mehr dort feiern. Da ist Karneval vorbei. Da ereignet sich nichts. Wir haben es einmal versucht, aber da war alles ein bißchen klein, (und da) war keine Sympathie zwischen dem Wirt und (dem) Verein. Der Wirt gab keinen Pfennig. Karneval an sich (ist) eine teure Angelegenheit. Die paar Mark, die sie den Sängern da gaben, das waren vielleicht 50 Mark, das war das meiste nicht. Aber damals mußten sie 1000 Mark haben. Von Ahlen und wo nicht überall haben sie sich damals so Vortragskünstler hergeholt. 1970 war es das letzte Mal...
S: Wann schreiben Sie denn diese Verse? Wann fällt Ihnen so was ein?
D: Ja, da muß man konzentriert sein auf so eine Sache. Ach, ich war gestern in Lengerich bei meiner Schwester, die arbeitet mit in der Frauenhilfe, und wenn die was hat, dann krieg ich eine Postkarte und muß unbedingt kommen. "Ich muß unbedingt was haben, wir haben da eine Feier, und da muß ich das und das haben". Dann muß ich das schreiben, und sie macht das dann weiter. Am besten ist, wenn man irgendeinen Anstoß hat. Ich hab das auch schon auf der Arbeitsstelle gemacht, wenn irgendeiner aus der Rolle fiel, wenn irgendeiner was gemacht hatte. Einmal war da einer, der ging fremd. Der stellte sein Fahrrad an den Baum und hat es angeschlossen, und dann kamen die Jungens, die bösen Buben, und nahmen das Hinterrad heraus. Da war es weg. Und er stand da und wollte sein Rad mitnehmen und konnte nicht weg. Das ging durch die ganze Fabrik. Also wir haben Spaß gehabt bis dort hinaus. Dann muß man einen Anstoß haben, man muß erst ein Motiv haben. Meine Schwester sagt mir auch: "Hier schreib mal was". Aber dann muß sie mir erst mal was sagen. Von nichts kommt nichts. Man muß wissen was, und wer es ist, und wie es ist. Ich lieg manchmal abends im Bett, wenn ich dann was vorhabe. Ich habe mir schon einen Bleistift mitgenommen ans Bett und habe mir ein paar Stichworte oder ein paar Reime aufgeschrieben, die muß ich aber dann noch ein bißchen ergänzen.
S: Machen Sie das auch für private Leute? Wenn irgendwelche Hochzeiten sind oder Geburtstagsfeiern, daß dann die Leute zu Ihnen kommen und sagen: "Machen Sie mir mal dies?"
D: So etwas ist auch schon mal gewesen. Für die Vereinsbücher oder Festschriften hab ich schon öfters was gemacht, fast für jeden Verein. Ob das die Feuerwehr ist oder der Schützenverein, da habe ich immer meinen Teil dazu beigetragen. Aber für Hochzeitszeitungen habe ich es bisher noch nicht gemacht. Das tut man auch hier eigentlich nicht soviel mit den Hochzeitszeitungen. In Lengerich, da hab ich das schon öfters erlebt, daß dann die Hochzeitszeitung so rumgeht. Ja, es muß einem etwas liegen. Das ist klar. Da muß schon eine kleine poetische Ader vorhanden sein. Dann geht das schon.

S: Haben Sie denn in den 20er Jahren für sich selbst diese Gedichte gemacht?
D: Ja, das hab ich schon mal. Das erste hab ich zu meiner Verlobung gemacht. Das ist nun schon ziemlich lange her. Von innen heraus kommt das so praktisch von alleine.
Damals das war auch so eine Sache. Wir hatten ja früher hier in Leeden so ein altes Spritzenhaus stehen, wo früher die alte Feuerwehrspritze drin stand, und daneben da waren dann auch noch so zwei Zellen, die dann abgeschlossen wurden. Und das war abbruchreif. Das kam einfach nicht weg. Ob sie nicht wollten, oder nicht konnten. Jedenfalls wir waren auch vom Heimatverein an einem Sonntagnachmittag zusammen und saßen in einem Lokal, der eine machte diesen Witz, der andere jenen. Da hatte ich von diesem Spritzenhaus auch so etliche Verse geschrieben. "Eins blieb gut erhalten nach dem Kriege, das Leedener Spritzenhaus. Jetzt geht dort die Autobahn vorbei, und da wird man doch viel fragen, was hier noch alles sei. Die Antwort darauf lautet: 'Der allerschönste Strauß in unserem Dörfchen Leeden ist unser Spritzenhaus'". Das wurde dann gesungen, und das hörte der Bürgermeister. Auf einem Sonntag hörte der das, am Mittwoch wurde das Haus abgebrochen...

II.

RUDOLF DUNKMANN
ALS VOLKSKUNDLICHER GEWÄHRSMANN

LEEDEN ALS GRENZLAND

108 Jahre sind vergangen, seit die Grenzen zwischen den damaligen Königreichen Hannover und Preußen gefallen sind. Leeden war damals Grenzgebiet an einer Grenze zwischen zwei gleichsprachigen Ländern. Waren es auch keine weltbewegenden Ereignisse, so haben sich doch manche interessante Begebenheiten im Volksmunde bis in die Jetztzeit erhalten. Ich bitte, bei meinen Aufzeichnungen zu bedenken, daß alles, was ich als "hannoversch" bezeichne, heute niedersächsisch genannt wird. Ich bin 1902 in der Provinz Hannover geboren, wurde aber nach einem Jahr durch Wohnungswechsel Westfale ... Ich wohnte dann fast 3 Jahrzehnte direkt an der Grenze und habe mit wachen Augen die noch bestehenden Unterschiede an diesem Grenzgebiet wahrgenommen. Noch heute stehen an einigen Grenzpunkten etwa 60 cm hohe und 30 cm breite Steine, an deren einen Seite ein P (Preußen) und an der anderen Seite ein H (Hannover) eingemeißelt sind. In der Nähe eines solchen Steines standen vor dem 1. Weltkrieg 2 Schnateichen, und es gibt hier einen Familiennamen Schnatbaum ... An einem Waldstück unweit meines elterlichen Anwesens stand auf hannoverscher Seite noch ein Stück einer Grenzmauer, etwa 3 m lang und 75 cm hoch über der Erde ...

Zollhäuser

Die damaligen beiderseitigen Zollhäuser an der Landstraße Osnabrück-Münster (Napoleonstraße) sind noch vorhanden. Das auf hannoverscher Seite stehende heißt noch heute der "Gottliebskasten" und ist ein Einfamilien-Heuerhaus. Gleich daneben steht ein altes Doppelhaus, welches vermutlich als Wohnhaus der Zöllner diente. Das Zollhaus an westfälischer Seite ist das "Spechtshaus" am Spechtsknapp (= Hügel). Dieses ist auch heute noch bewohnt, und es befand sich jahrzehntelang ein Bäcker- und Kolonialwarenladen darin ... (Schmuggel) ...

Kontakte über die Grenze

Die Grenze zwischen der Nachbargemeinde Natrup-Hagen (Hannover) und Leeden (Westfalen) ist gut 3 km lang und beginnt im Süden an der Hönerbachbrücke der Landstraße Osnabrück-Münster und endet an der Goldbacheisenbahnbrücke. Verhältnismäßig wenig Kontakte bestanden zwischen der Einwohnerschaft von hüben und drüben. Der Grund dieser Abkapselung lag aber wohl hauptsächlich in der konfessionellen Grenze.
Während Leeden (vor dem ersten Weltkrieg) bis auf eine Familie rein evangelisch war, war und ist die Gegenseite überwiegend katholisch. Ein kleines Grenzgebiet im Hannoverschen, 3 Bauern mit ihren Heuerhäusern, etwa 25 Familien, war evangelisch, hatte eine einklassige Schule und gehörte kirchlich nach Leeden (Westfalen). Alle meine Geschwister sind, obwohl sie in Westfalen wohnten, bis 1908 in die hannoversche Schule gegangen.

Konfessionelle Entwicklung nach 1945

Die gesamte Situation hat sich dort nach 1948 sehr zu Ungunsten des evangelischen Teils der Bevölkerung verändert. Zum ersten wurden viele katholische Ostvertriebene in dieses Wohngebiet eingewiesen. Zum anderen stellten zwei der Bauern Siedlungsgelände zur Verfügung, und diese Siedlungen wurden naturgemäß durch den stärkeren Bevölkerungsüberschuß der Gegenseite überwiegend von Katholiken bebaut. Die oben genannte Schule existiert nicht mehr, und die Kinder gehen in eine neu erbaute katholische Schule. Diesseits der Grenze, in Leeden, hat sich die konfessionelle Lage auch sehr verändert. Durch den Zustrom der Ostvertriebenen hat sich hier eine katholische Diasporagemeinde gebildet. Die in dem genannten Grenzgebiet vorhandenen Arbeitsplätze an Post und Eisenbahn wurden und werden zu 95 % von der westfälischen Seite eingenommen. Wirtschaftlich geschah oder geschieht es höchst selten, daß jemand von drüben hier einkauft oder umgekehrt.

Welfen und Preußen

Das Welfentum hat sich in der hannoverschen Bevölkerung lange erhalten. In einer Wohnung eines Hagener Bauern hing noch in den Jahren 1920/22 ein Kriegsbild mit der Unterschrift: "Die Hannoveraner besiegen die Preußen". Das Lied mit dem Refrain: "Was sind wir, was sind wir? Lust' ge Hannoveraner, das sind wir", wurde zu der Zeit bei fortgeschrittenen Festlichkeiten oft gegröhlt. Hier möchte ich von einer kleinen Begebenheit aus den 20er Jahren berichten. Auf einem Schützenfest einer Lengericher Bauerschaft (Westfalen) sang eine Gruppe junger Männer aus dem Hannoverschen in vorgerückter Stunde dieses Lied. Da es hierbei ziemlich roh und wild zuging, trat der damalige Gendarmeriewachtmeister Stockamp aus Lengerich zu dieser Gruppe und verteilte an alle, deren er habhaft werden konnte, mit den Worten: "Auch ein Hannoveraner - auch noch ein Hannoveraner!" kräftige Schläge mit seiner gezogenen Plempe. Ich hatte einen guten Bekannten bei dieser Gruppe, und es blieb nicht aus, daß dieser mal bei späteren Zusammenkünften mit den Worten "Auch noch ein Hannoveraner!" gehänselt wurde ...

Unterschiede im Hausbau und der Sprache

Als echt hannoverscher Baustil waren in der Berichtszeit die halbrund ausgebauten und mit Dachpfannen behangenen Giebel der Landhäuser anzusehen. Man nannte diese Ausbauten in plattdeutsch: "Kuoben". Im Westfälischen habe ich diese nie gesehen ... An seiner plattdeutschen Sprechweise kann man heute noch sehr gut einen Bewohner der Nachbargemeinde erkennen. Man sagt beispielsweise für die Zahl dreißig in Leeden dättig, im Hannoverschen aber dattig. Dreschen heißt in Leeden: dösken, jenseits der Grenze dasken. Nebenbei gesagt, in Lengerich sagt man düösken und in Lienen diäsken. Eine Eule hieß und heißt hier: Uhle, in Natrup-Hagen aber: Iuhle. Als Beispiel ein oft belächelter Satz: "Diu hast jä ßon (so ein) räaut Äuge, is dat immer ßäau?" (Du hast ja so ein rotes Auge, ist das immer so?) Außerdem spricht man im Hannoverschen, aber auch ich ertappe mich

oft dabei, oft ein scharfes ß. Beispiel: der ßpitze ßtein. Auch Familiennamen waren und sind hüben und drüben sehr verschieden. Die Großbauern, bzw. Gemeindeersten, heißen im Westfälischen Schulte- Herkendorf, Schulte- Loose, Schulte- Freckling, Schulte- Ufflage usw. Dagegen im Hannoverschen: Meier zu Mecklendorf, Meier zu Natrup, Meier zu Gellenbeck, Meier to Bergte usw ... (Schulte und Meier)

Zoll

Ein guter Kilometer von der Grenze entfernt befand sich vor dem ersten Weltkrieg an der Straße nach Hagen ein Schlagbaum. Er war schwarzweiß gestrichen und war immer offen. Ich kann mich noch erinnern, daß mein Vater eine Kuh über diese Straße führte. Ich war damals noch nicht schulpflichtig und mußte hinterherlaufen und die Kuh mit einem Stöckchen zum forschen Gang antreiben. Mein Vater mußte in dem Hause neben dem Schlagbaum 2 Pfennige Wegegeld bezahlen.

Bauer und Knecht

Zum Schluß will ich noch über ein Ereignis berichten, welches man wohl als ein Überbleibsel der Leibeigenschaft betrachten muß. Ort des Geschehens: ein Bauernhof kurz hinter der Provinzgrenze. Zeit: Um die Jahrhundertwende. Der genannte Bauer, nur mittelgroß, aber energisch, besaß wohl noch den alten Herrendünkel. Fast alle jungen Männer aus dem Volke mußten zu damaliger Zeit als Bauernknecht ihr Brot verdienen und standen praktisch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Bauern. Dieser Bauer hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seinem Pferdeknecht, wenn er die Pferde ausgeschirrt und in den Stall geführt hatte, einige Peitschenhiebe zu verabreichen. Das geschah gewohnheitsmäßig und fast immer aus nichtssagendem Grunde. Nun wechselten mal die Knechte. Der neue, mit einem Gardemaß von 1,90 m und einem Rücken wie ein kleiner Kleiderschrank, war eben vom Wehrdienst heimgekehrt und glaubte, bei diesem Bauern einen geeigneten Arbeitsplatz zu finden. Schon nach einigen Tagen passierte es. Der Knecht hatte die Pferde ausgespannt und in den Stall geführt. Den Bauern, der auf seinem altgewohnten Platz auf der Häckselkiste hinter der Dielentür saß, beachtete er kaum. Plötzlich stand der Bauer auf und traktierte den Knecht mit einigen Peitschenhieben. Der ruhige, besonnene Knecht, der ja spielend mit zwei solchen Gegnern fertig geworden wäre, packte den kleinen Bauern im Nacken und entriß ihm die Peitsche. Mit immerwährenden Peitschenhieben trieb der Knecht nun den Bauern über die lange Bauerndiele bis zu den Wohnräumen. Von der Zeit an bestand ein gutes und ausgeglichenes Verhältnis zwischen Bauer und Knecht.

(AwVk Ms. 5639)

Volkskundliche Kommission für Westfalen - Münster - Domplatz 23
(Archiv für westfälische Volkskunde)
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Frageliste 5

Essen und Trinken

(Der Tageslauf im Haushalt)

Es fehlen für Westfalen sichere Nachrichten über das häusliche Leben in früherer Zeit, vor allem über Küchen- und Hausarbeit im ländlichen wie auch im städtischen Haushalt. Von der Einfachheit und Anspruchslosigkeit der früheren Lebensweise auf dem Lande macht man sich heute kaum noch richtige Vorstellungen.

Darum möchten wir anfragen, ob Sie in der Lage sind, uns eine eingehende Schilderung eines Haushaltes vor dem ersten Weltkrieg zu geben. Es kann Ihr Elternhaus sein, von dem Sie berichten, es kann aber auch ein anderes Haus sein, das Sie als Kind gut gekannt haben. Bitte, machen Sie aber immer genaue Angaben über Ort und Zeit. - Hier einige Fragen als Richtlinien:

Am frühen Morgen. Das erste Frühstück

Wer weckte morgens? Um wieviel Uhr? Wer stand zuerst auf? Welche Arbeiten wurden vor dem ersten Frühstück verrichtet? Wer ging zum Melken? Was hatte die Hausfrau zu tun? Können Sie schildern, wie die ersten Morgenstunden im Hause verliefen? Im Sommer? Im Winter?

Wann und wo wurde das erste Frühstück eingenommen? Woraus bestand es?

Das Ankleiden am Morgen

Wo wuschen sich die Frauen und Mädchen? Wo die Männer? Hat man Seife gebraucht? Bei welchen Anlässen wusch man die Füße? Wo wurden die Kinder angezogen? Wer half den Kindern? Die Mutter? Die Tante? Die Magd? Das Kindermädchen? - Was ist von der Morgenkleidung zu sagen? Es war früher Sitte, daß die Frauen morgens in Nachtjacke und Nachtmütze gingen. Wie lange war das bei Ihnen noch üblich? Bis zu welcher Morgenstunde mußten nach guter Sitte die Frauen und Mädchen fertig angezogen sein? Welche Kleidung hatten die Männer früher morgens im Hause an? Kittel? Woraus bestand die Fußbekleidung?

Vor dem zweiten Frühstück

Wann setzte man das Mittagessen auf? Speck? Gemüse? Wer kochte das Mittagessen? Die alte Frau? Die junge Frau? Wann und wie hatte man es vorbereitet (Kartoffeln schälen, Erbsen döppen, Bohnen schnippeln, Kaps schaben)? Wer besorgte das? Können Sie die Töpfe und Kessel beschreiben? Andere Koch- und Bratgeräte? Beschreiben Sie bitte das Herdgerät (Hahl, Feuerbock usw.) Was wurde auf dem Herdfeuer zubereitet? Morgensuppe? Grütze? Kaffeewasser? Wo wurde die Milch gekocht?

Wie wurde das Haus morgens in Ordnung gebracht? Wurde gefegt? Gewischt? Sand gestreut? Streute man den Sand in bestimmten Mustern? Wurde täglich Staub gewischt? Wie oft im Jahr wurde die Küche geschrubbt? Wurde auch die Deele geschrubbt? Wer machte die Betten?

Das zweite Frühstück

Wie heißt es auf Plattdeutsch? Was wurde den Personen, die draußen auf dem Felde arbeiteten, gebracht? Belegte Butterbrote? War Schinken auf dem Butterbrot? Aß man geräucherte Mettwurst roh wie heute, oder hielt man es für notwendig, sie zu kochen? Können Sie sich erinnern, ob man vor dem ersten Weltkrieg Spiegeleier gegessen hat? Gab es zum Frühstück Pfannekuchen? Im Winter Wurstebrot? Was gab es zu trinken?

Hatte man besondere Körbe, um das Kaffeegeschirr aufs Feld zu bringen? Können Sie wohl eine kleine Skizze von den Körben und Gefäßen machen? Waren es Blechkannen und Tassen und Kümpkes? Wer brachte das Frühstück auf das Feld?

Haben Sie von alten Leuten erzählen hören, daß früher alles vielleicht noch einfacher gewesen sei? Was erzählten sie?

Die Tischordnung

Aßen Familie und Gesinde an einem Tisch oder getrennt? Seit wann essen sie getrennt? Wie war es bei kleineren und bei größeren Bauern? Wo stand der Gesindetisch, wenn man an zwei Tischen aß? Auf dem Flett? Auch in der Stube? In der Spinnstube? In der Völkerstube? Saßen auch die alten Bauern und die kleinen Kinder an einem besonderen Tisch? Wo stand dieser Tisch? In der Nähe der Feuerstelle? Des Ofens? Wie nannte man ihn? (Lütke Disk? Kattendisk?) Wann legte man ein Tischtuch auf? (Auch am Alltag?) War es aus Leinen? Wie war der Tisch gedeckt? Eßgeschirr? Bestecke? Kennen Sie einen "Eßkuhlentisch"?

Saß der Bauer obenan? Wer saß am Ende des Tisches? Wie war die Reihenfolge auf der Frauenseite? Wer saß neben der Frau? Die Großmagd? Die älteste Tochter? Wie war die Reihenfolge auf der Männerseite? Bitte, machen Sie eine Skizze. War die Tischordnung zu allen Mahlzeiten gleich?

Wenn das Gesinde allein aß, wer saß am Gesindetisch obenan? Der Baumeister? Der Großknecht?

Vorbereitung der Speisen

Wie wurden die Erbsen aufbewahrt? Wer besorgte das Dreschen der Erbsen? Wer das Döppen für eine Mahlzeit? Alte Leute? Wann? Wer schnippelte die Fitzebohnen? Was können Sie über die Vorbereitung von anderem Gemüse erzählen? Aß man Gemüse, das man heute nicht mehr hat? (Graue Erbsen?) Wer erledigte das Einmachen von Sauerkraut? Bitte, beschreiben. Wurde es mit Holzschuhen festgetreten? Wozu gebrauchte man Honig? Gab es jeden Tag Butter?
Wie war es früher überhaupt mit der Konservierung von Lebensmitteln?

Das Essen

Wer gab das Zeichen zum Tischgebet? Wer betete vor? Was betete man? Wie war die Speisenfolge zu Mittag? Wer trug die Speisen auf? Was aß man gemeinsam aus der Pfanne? (Wurstebrot? Bratkartoffeln? Rührei?) Was wurde im Topf auf den Tisch gesetzt? (Grütze? Milchsuppe?) Welche Gerichte gab es im Laufe der Woche? Gab es zeitweise jeden Tag dasselbe? Gab es Fleisch zu Gemüse? Gekochten Speck? Aß man ihn mit Brot? Zu welchen Speisen aß man Brot? (Milch? Speck? Pfannkuchen? Eier?) Welche Bedeutung hatten die Kartoffeln? Der Reis? Gab es gekochte Eier? Wie bereitete man Salat zu? Andere Rohkost? Dörrobst? Welche Gerichte gab es am Freitag?

Wie lauten die Bezeichnungen der Speisen auf Plattdeutsch?

Das Spülen

Wie und wo vollzog sich das Spülen? Im Waskort? Wie verwahrte man die Teller? Die Tassen? Die Löffel? Ließ man das Geschirr in besonderen Kästen ablaufen?

Unterstunde

Wie lange war Arbeitsruhe nach dem Mittagessen? Wie war es in der Ernte? Im Winter?

Vesper

Wo nahm man den Nachmittagskaffee ein? Trank man Zichorienkaffee? Was gab es in der Ernte zur Vesper? Tee? Kaffee? (Im Winter?) Wer brachte den Kaffee aufs Feld? Welche Gefäße wurden dazu benutzt? Gab es Schnaps oder Bier? Selbstgebrautes Bier? (Können Sie die Brauvorgänge schildern?)

Abendessen

Mundartliche Bezeichnung? Um wieviel Uhr wurde es eingenommen? Was gab es? (Mehlpfannkuchen? Buchweizenpfannkuchen? Aufgewärmtes Gemüse? Suppe?) Welche besonderen Freitagsgerichte waren bei Ihnen üblich? Aß man Kartoffelpfannkuchen?

Besuch

Wurde eine Tasse Kaffee oder Tee angeboten, wenn plötzlich Besuch kam? Oder wurde in solchen Fällen auch immer Butter und Brot angeboten? Wer wurde eingeladen, am Herdfeuer Platz zu nehmen? Wer kam in die beste Stube? (Pastor? Lehrer?) Wurde ein Kasten Tabak auf den Tisch gestellt für die Gäste? Welchen Schnaps bot man an? Was hatte man an Schnaps im Hause? Wovon machte man "upgesetten Schnaps"? Wenn abends Nachbarn kamen zum Plaudern, wurde denen dann auch etwas angeboten? Ein Apfel? Wie nannte man den Nachbarschaftsbesuch?

Zu Bett gehen

Wann ging man gewöhnlich zu Bett? Wer zog die Uhr auf? Wer besorgte das Feuer (toraken)? Wer ging als letzter zu Bett? (Der Bauer? Die Bäuerin? Der Großknecht?)

Könnten Sie zum Vergleich einen Tagesablauf der Gegenwart schildern? Was ißt und trinkt man heute?

DER TAGESLAUF IM HAUSHALT

Im Bauernhaus weckten der Bauer die Knechte und die Bauernfrau die Mägde persönlich. Im Sommer wurde um 5.30 Uhr und im Winter eine Stunde später geweckt. Die Mägdearbeit war: Melken und Milchbewirtschaften, d. h. Durchseihen und Entrahmen, letzteres meist schon mit der Zentrifuge, weiter mußten Kühe und Schweine gefüttert werden. Knechtearbeit war: Pferdefüttern, Pferdeputzen. In dieser Zeit hatte die Bauernfrau Feuer angemacht, Kaffee gekocht und den Tisch gedeckt. Nachdem das Vieh versorgt war, gab es das erste Frühstück, "Immet" genannt. Es wurde im Winter in der Spinnstube, im Sommer in der großen Küche gegessen. Das "Immet" bestand überwiegend aus beschmierten Butterbroten, aber auch wohl aus Wurstebrot und Milchsuppe vom Vorabend mit Hafergrütze oder Knabbeln.

Die Herstellung der Hafergrütze geschah in der Grützemühle, die in fast allen Orten existierte. "Knabbeln": Einmal in der Woche wurden von der Bauernfrau im eigenen Ofen (Backhaus, platt "Backes") 7-10 Brote gebakken. Eines davon wurde sofort nach dem Garbacken zerschnitten und zu Knabbeln getrocknet. Erzählt wird, - ich weiß es nicht aus eigener Erfahrung - daß vor 1900 der Brotteig von einem Jungen mit den Füßen getreten und gemengt wurde.

Bei Arbeitern weckte die Mutter oder deren Stellvertreter. Die Zeit des Weckens richtete sich nach dem Anmarschweg zur Arbeitsstelle. Arbeitsbeginn 7 Uhr, üblicher Anmarschweg 1 Stunde, also mußte um 5.30 Uhr geweckt werden. Beispiele: Leeden - Hüggel (Hasbergen) 6 km, Leeden-Lengerich 5 km. Alle gingen damals in Holzschuhen. Zur Winterzeit gab es bei vielen Leuten zum ersten Frühstück Wurstebrot.

Das Ankleiden am Morgen

Frauen und Männer wuschen sich alle im "Waskhouk", dem Teil der großen Küche oder auch der Viehküche, wo die Pumpe stand. Man wusch sich mit Seife. Da im Sommer selten Strümpfe getragen wurden, wurden allabendlich die Füße gewaschen. (Bei "Schossen Willem", einem alten Bekannten, 1923 72jährig gestorben, waren die Füße im Sommer nur erdgrau, die wurden wohl kaum gewaschen). Die Kinder wurden überwiegend von der Mutter angezogen und versorgt, eventuell auch von der vorhandenen Tante oder Großmutter. Kindermädchen gab es auf dem Lande nicht. In hiesiger Gegend gingen die Frauen und Mädchen nicht in Nachtjacke und Nachtmütze. Alle mußten zum ersten Frühstück gewaschen und gekämmt sein. Die Männer trugen meist blaue Hosen, Kittel und Holzschuhe.

[Ankleiden am Morgen: Blaue Hosen und Kittel wurden damals aus selbstgewebtem Leinen hergestellt. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß in meinem elterlichen Hause während des ersten Weltkrieges eine Rolle Leinen grün gefärbt wurde. Diese Kittel und Hosen waren nur Arbeitskleidung und wurden sonst nicht getragen. Das Tragen der Leinenhosen wurde seltener.

Es gab 2 Sorten Kittel, einmal die normalen Arbeitsjacken, lang durchgeknöpft, und zum anderen den berühmten Kittel, (der) über den Kopf gezogen (wurde). Ich selbst habe als Junge einen solchen mit geknöpftem Börtchen am Hals und an den Ärmeln getragen. Ein solcher wird übrigens heute noch von meinem Nachbarn, einem 81-jährigen Tischlermeister, getragen. Er ist natürlich etwas feiner wie früher, blau mit feinen weißen Streifen. Von Handwerkern wurde er ja, weil er vorne und an den Ärmeln geschlossen war, gern getragen. Vieh- und sonstige Wanderhändler trugen diese Kittel in verfeinerter Art und mit Verzierungen. Dieses Kleidungsstück war neben anderem ein typischer Verkaufsartikel des alten "Kloppenbüörger", einem Wanderhändler, der ihn auch selber immer als Kleidungsstück trug. Dieser hünenhafte Mann, dem Namen nach mußte er wohl aus dem Oldenburgischen kommen, kam in der Berichtszeit alljährlich einmal (vielleicht auch zweimal) in jedes Haus. Die Leute warteten einfach mit dem Kaufen so lange, bis dieser Mann mit einem riesengroßen Doppelpacken auf dem Rükken kam und seine Ware brachte. Angefertigt wurden diese Kittel von Hausleinen vom Hausschneider, der mit seiner Handnähmaschine zu den Leuten kam, oder auch schon von talentierten Hausfrauen.]

Vor dem zweiten Frühstück

Die Vorbereitung und auch das Kochen des Mittagessens tat die Bäuerin, mit Unterstützung der Kleinmagd, selber, bei Kleinlandwirten die Mutter. Gußeiserne Mittagstöpfe waren damals üblich, Emailletöpfe kamen überwiegend erst nach dem ersten Weltkriege. Kaffeekessel waren meist kupfern. Auf offenem Herdfeuer wurden vor 1910 kaum noch Speisen gekocht. Mein letztes diesbezügliches Erlebnis: Um 1908 backte meine Schwester auf dem Herdfeuer Pfannekuchen. Das Haus eines Bauern wurde morgens mit Reiserbesen (selten mit Heidebesen) ausgefegt, auch in Wohnräumen. Geschrubbt und Staub gewischt wurde nur bei besonderen Anlässen wie Hochzeit oder Beerdigung. Sonntags wurde in Bauern- und auch in Heuerhäusern weißer Sand gestreut.

Das zweite Frühstück

Plattdeutscher Ausdruck: Fröüstück. Den draußen Arbeitenden wurde das Frühstück, belegte Butterbrote (Belag: Schinken, geräucherte Mettwurst und auch wohl mal Speck) nach dem Arbeitsplatz gebracht. Um das Geschirr besser hinstellen zu können, benutzte man besonders angefertigte flache und breite Frühstückskörbe. [Diese wurden wahrscheinlich genauso wie Kartoffelkörbe und Holzschuhe von ortsansässigen Männern hergestellt. Es ist aber auch möglich, daß solche von Kranken der Lengericher Provinzial-Heilanstalt hergestellt wurden. Viele Korbwaren kamen aber damals von Emsdetten (z. B. kamen Kornwannen für Landwirte nur von dort) und wurden hier auf Märkten und in Geschäften feilgeboten.]

Blechkaffeekannen und Kümpkes waren damals zeitgemäß. Spiegeleier gab es allgemein nicht. Bei Heuerleuten mußten die Eier verkauft werden. Im Selbstverbrauch wurden dann welche genommen, um beispielsweise beim Pfannekuchen Öl zu sparen und als Rührei, um den Brotbelag zu sparen. Pfannekuchen gab es außer beim Grasmähen zum Frühstück nicht. Wurstebrot gab es im Winterhalbjahr deswegen schon zum "Immet", um das zweite Frühstück ganz oder zumindest teilweise einzusparen. Selbstverständlich war früher alles einfacher wie heute. Eine Wachstuchtischdecke wurde höchstens am Sonntag aufgelegt, Kaffee trank man aus Kümpkes, Milchsuppe aß man aus irdenen Näppkes. Wurstebrot, Bratkartoffeln, Pfannekuchen, auch wohl mal Soßekartoffeln aß man aus der Pfanne oder vom Becken. Auch das zum Abend "weggesetzte Essen", dickgekochtes und unter dem Bett warm gehaltenes Mittagessen, wurde von 4 - 6 Personen gemeinsam aus einer großen Schüssel, dem "Napp", gegessen. Nach Aussagen meiner Mutter hing damals bei einem Nachbarbauern der angeschnittene Schinken am "Haulbaum" (Schwenkbaum über der offenen Herdstelle) zur Selbstbedienung.

Zimmer mit Holzfußböden wurden nur wenig benutzt, aber das Ausfegen geschah auch nur mit Reiserbesen. In meinem Schulunterricht um 1909/1910 fragte der Lehrer nach der Besenart zum Zimmerausfegen. 95 % antworteten: Reiserbesen, einige Kinder erwähnten Heidebesen. Als dann der Lehrer Haarbesen erwähnte, machten alle große Augen, denn das waren für sie böhmische Dörfer. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde allgemein noch mit Holzlöffeln gegessen. Vorteil: Selbstanfertigung, wenig Verschleiß. 1917 war bei dem Leedener Bauern Schulte-Herkendorf noch eine alte eichene Holzplatte vorhanden, die vor Zeiten wohl als Tischplatte gedient hatte. In dieser waren an beiden Seiten Aushöhlungen vorhanden, die als Teller (Tröge) benutzt worden waren ... (Geschirrspülen)...

[Bei meinen Erkundigungen bei Bauer Schulte-Herkendorf in Leeden stellte ich fest, daß dort ein solcher Tisch zu damaliger Zeit noch vorhanden gewesen sein muß. Alle Befragten wußten davon, aber niemand hatte ihn selbst gesehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Tisch noch vorhanden, aber die obere Hälfte mit den Aushöhlungen ist entfernt worden. Bei weiteren Befragungen in Nachbargemeinden wurde mir angeraten, doch mal im Ladberger Heimatmuseum nachzuschauen. Dort war ich nun gestern, und ich war wirklich hoch erfreut, dort solch einen Tisch zu sehen. Leider sind meine Fotoaufnahmen nicht geglückt, ich lege Ihnen aber eine Skizze bei (S. 102). Die Vertiefungen hatte ich mir größer vorgestellt, sie sind kaum tellergroß. Sie sind sehr roh gearbeitet, uneben und in einem Falle sind zentimetertiefe Astlöcher und Risse vorhanden.]

Gabel und Messer kamen in die "Disktrecke". Ein alter Mann aus Leeden steckte seine Gabel nach jedem Essen zwischen Decke und Tragebalken oberhalb seines Platzes und nahm sie zum nächsten Gebrauch dort wieder weg.

Tischordnung

Bei größeren Bauern, in Leeden nur bei einigen, aßen Herrschaft und Gesinde separat. Allgemein aber wurde an einem Tisch in der "grauten Küöken" (große Küche), im Winter in der Spinnstube, gegessen. Ein Tischtuch wurde nicht aufgelegt. Der Bauer saß oben vor dem Tisch, An der Seite zu seiner Linken saßen seine Frau, evtl. Töchter, Großmagd, Kleinmagd. Zu seiner Rechten saßen Großknecht, Kleinknecht und sonstige. Die Tischordnung war immer die gleiche. Aß das Gesinde allein, saß der Großknecht vor dem Tisch und die Großmagd obenan.

Vorbereitung zum Essen

Das Dreschen der Erbsen geschah gleich nach der Ernte meist von einem Knecht. Das Döppen der grünen Erbsen machte die Kleinmagd, die der Bäuerin vormittags zur Hand ging. Ebenfalls machte diese das Schnippeln der Fitzebohnen vom Busch zu der Mahlzeit. Das Einsetzen der Fitzebohnen in das Faß geschah meist in den Abendstunden, und zum Surren der Schnippelmühle wurde gesungen. Das Einsetzen des Sauerkrautes wurde vom Großknecht, bei Kleinbauern vom Hausherrn gemacht. Mit neuen, sauberen Holzschuhen mußte ein Junge das Sauerkraut festtreten. Honig gab es kaum, bei kleineren Leuten gab es Kunsthonig als Brotaufstrich. Da fast alle Leute Selbstversorger waren, gab es immer Butter.

Das Essen

Der Bauer gab das Zeichen zum Tischgebet, bei dessen Abwesenheit der Großknecht. Die Bäuerin oder die Großmagd betete vor. Das geläufigste Gebet war:

"Komm, Herr Jesu, sei Du unser Gast,
und segne, was Du uns bescheret hast. Amen."

Oder:

"Speise, Vater, Deine Kinder,
tröste die betrübten Sünder.
Segne alle diese Gaben,
die wir jetzt noch vor uns haben,
daß die uns in diesem Leben,
Stärke, Kraft und Nahrung geben,
bis wir endlich mit den Frommen
zu der Himmelsmahlzeit kommen."

Zu Mittag gab es nur Eintopfgemüse. Auftragen war Sache der Großmagd. Der Topf blieb meist auf der Herdkante stehen, nur bei Milchsuppe stand er der Einfachheit halber neben der Großmagd. Bei kleineren Leuten stand der Topf wohl auch auf dem Tisch. Mittagsgerichte an Wochentagen waren Große Bohnen, Erbsen, Sauerkraut, Fitzebohnen, Möhren, Steckrüben, Graupen, im Frühjahr Melde, im Spätherbst Grünkohl und einmal in der Woche Soßekartoffeln. Eingesetzte Fitzebohnen waren Sonntagsessen. Fleisch gab es zu jeder Mittagsmahlzeit. Wer den Speck nicht gern aß,

legte ihn auf ein Stück Schwarzbrot und aß ihn. Pfannekuchen gab es nur abends. Gekochte Eier gab es nicht. Zu Grünkohl und Erbsen wurde Brot gereicht. Salatsoße wurde damals in der Pfanne mit ausgelassenem Speck und Mehl zubereitet ... Andere Rohkost, bzw. als Kompott: Kürbis, Gurken, Rote Beete und als Eingemachtes: nur Bickbeeren. An Freitagen wurde hier keine Ausnahme gemacht. Plattdeutsche Bezeichnungen für die Speisen: Graute Baunen (große Bohnen), Iärften (Erbsen), Steckröüben mit 'n Swinnetein (Steckrüben mit Schweinefüßchen), Suurkaul (Sauerkraut), Gröüne Fiksebaunen (grüne Fitzebohnen), Wuorteln (Möhren), Schellgiärste (Graupen = geschälte Gerste) Meldemous (Melde) und Mous (Grünkohl).

Spülen

In einem Holzspülfaß mit 3 Beinen wurde im "Waskhouk" oder auch wohl in der Wasch- oder Viehküche gespült. Teller und Tassen kamen in das unterste Fach des "Beckenschelft". In den Boden, welcher aus runden Stöcken mit Abstand bestand, wurden die Teller hochkant hineingestellt. Die bunten, irdenen "Näppkes" (wurden) davor auf Haken aufgehängt. Löffel kamen auf den "Liepelspaunt" und wurden senkrecht in die in dem Boden vorhandenen Löcher gesteckt. "Schleef", "Schümer", Fleischbrett und "Stölpen" (Topfdeckel) kamen auf die immer paarweise angebrachten Zinken in der Rückwand.

Unterstunde

Dieser Name ist uns fremd. Nach dem Mittagessen gab es hier allgemein bis 2 Uhr, in der Erntezeit bis 2.30 Uhr "Noune". Bei den Bauern begann diese beim Lengericher Maimarkt (Anfang Mai) und endeten beim Stöppelmarkt (Mitte August). Wenn bei der Ernte bis 20 oder 21 Uhr gearbeitet wurde, gab es um 18 Uhr ein "Sessührken", ein belegtes Butterbrot mit Kaffee. Bei der Kartoffelernte wurde meist um 12 Uhr begonnen und (die Arbeit) dauerte... oft, auch für die helfenden Kinder, bis 20 und 21 Uhr. In der "Noune" mußten die Mädchen ihre Haare neu ordnen.

Vesper

Überwiegend wurde die Vespermahlzeit im Hause eingenommen. Nur bei der Ernte oder sonstigen dringenden Arbeiten wurde sie von der Kleinmagd auf das Feld gebracht. Es gab dazu Kaffee, teils von Zichorien gekocht (später Malz- oder Kornkaffee) und im Hause geschmierte Butterbrote ohne Belag. Manche Bauern brachten den Kaffee in dickbäuchigen Kupferkesseln heraus. Bier gab es nie.

Abendessen

Pünktlich um 19 Uhr wurde zu Abend gegessen. Einmal in der Woche gab es bei Groß- oder Kleinbauern Pfannekuchen aus Kartoffeln oder Buchweizenmehl, seltener von Weizenmehl. Am häufigsten gab es aufgewärmtes oder warm gehaltenes Mittagessen und Milchsuppe. Die Milchsuppe gab es mit Hafergrütze oder mit Knabbeln. Besondere Freitagsgerichte gab es nicht.

Besuch

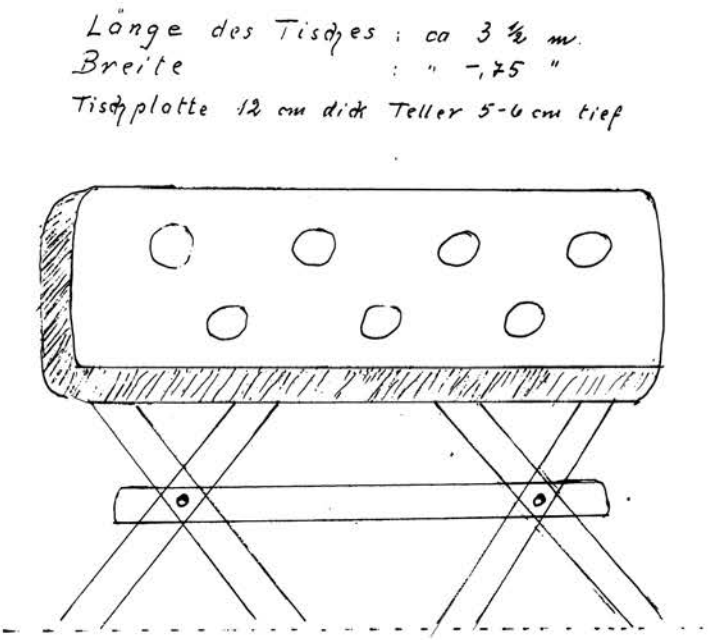
Kam plötzlicher Besuch, so wurde bald ein "Köppken Koffie" mit Zwieback angeboten. Blieb der Besuch länger, gab es Brot und Butter zum Kaffee. Prominente Gäste kamen in die beste Stube. Pastor und Lehrer standen früher in einem besonderen Verhältnis zu den Bauern. Vermutlich wurden Pastor und Lehrer wegen ihrer mäßigen Einkommen von den Bauern mit durchgefuttert. Noch heute heißt es hier im Volksmunde, wenn beim Wurstemachen eine besonders große Wurst anfällt: "Dat is ene vör 'n Pastor" oder "Dat is ene vör den Scholmester". Oft wurden auch in der besten Stube bei Besuchen von benachbarten oder befreundeten Bauern Ehen zusammengeredet. Tabak stand dann auf dem Tisch, auch Äpfel und Walnüsse. Sehr beliebt waren Bratäpfel. Die meisten größeren Bauern hatten ein Fäßchen Schnaps im Keller. Leedens größter Bauer sprach vom "Genever". "Upgesetten" Schnaps kannte man damals hier noch nicht.

Der heutige Tagesverlauf (1968)

Der Bauer ist heute mit seiner Familie allein. Knechte und Mägde gibt es nicht mehr, ebenfalls keine Heuerleute mehr. Mir ist nur ein Fall bekannt, wo die Heuerlingsfrau dem Bauern noch hilft. Selbstverständlich muß auch heute früh am Morgen aufgestanden werden wegen der Milchabgabe. Die vollen Milchkannen müssen rechtzeitig an die Straße gebracht werden. Groß- und Kleinbauern haben Melkmaschinen, nur Kleinbetriebe mit 1 oder 2 Kühen nicht. Hier ist ein Bauer, der früher vielleicht 8 - 10 Milchkühe hatte, der hat heute 30. Das Melken besorgen die Männer, Alt- oder Jungbauer. Die Essenszeit ist heute, wo nur die eigene Familie da ist, nicht so zeitgebunden wie früher. Zu Feld- und Wiesenarbeiten haben alle Bauern ihre Maschinen, daher ist heute fast jeder Hof ein "Einmannbetrieb". Der Bauernhof ist heute kein Bauernhof mehr, sondern ein "Lebensmittelherstellungsbetrieb". Aber auch die Bäuerin muß den Trecker fahren können, und nicht selten sieht man sie bei Erntearbeiten auf dem Bock. Heu- oder Getreideeinfahren war früher eine Arbeit, wo viele Hilfskräfte vorhanden sein mußten. Das Korn wird heute größtenteils mit dem Mähdrescher geerntet, mit offenen Fahrzeugen lose bis an die Einfülltrichter gebracht und auf die Kornböden geblasen. Künstliche Trockenanlagen sind keine Seltenheit mehr. Viel Stroh wird schon auf dem Acker gehäckselt und bleibt als Dünger liegen. Falls es gepreßt wird, müssen die Ballen natürlich auf den Strohboden transportiert werden. Kartoffeln werden meistens bei den Bauern mit Vollerntemaschinen geerntet. Der Anbau der Kartoffel wird aber immer weniger. Es gibt Rübenerntemaschinen für Runkeln, Steckrüben und Stoppelrüben. Wenn früher (im März, wenn der Bauer das Rößlein anspannt) im Frühjahr oder Herbst tage- oder wochenlang mit einem oder sogar mit zwei Gespannen gepflügt wurde, macht das heute der Bauer mit dem Trecker in einem Bruchteil der Zeit. Diese revolutionierende Umwälzung auf dem Bauernhof mußte deswegen kommen, weil man rationalisieren mußte und auch einfach keine Hilfskräfte mehr bekommen konnte. Ob man dieses aber Fortschritt nennen kann? Heute erlebt man, daß trotz der vorhandenen Maschinen bei Lampenschein halbe Nächte hindurch auf dem Acker gepflügt und gewirtschaftet wird. Dem sei die ruhige Sachlichkeit und Pünktlichkeit von früher gegenübergestellt.

Auch im Essen und Trinken hat sich vieles geändert. Mittags gibt es noch nach wie vor den gewohnten Eintopf. Aber was es früher nur abends gab, Kartoffelpfannekuchen, gibt es jetzt auch zu Mittag. Vor allem wird heute besser gegessen als damals, mehr Fleisch, mehr Eier, mehr Nachtisch (Obst). Buchweizenpfannekuchen und Knabbeln gibt es heute nicht mehr, Wurstebrot nur noch selten. Selbst Kleinbauern und Arbeiterfamilien essen kaum noch eine Mahlzeit ohne Fleisch. Fast jeder hat heutzutage seine Getränke, Sprudel, Bier oder Schnaps im eigenen Keller. Zu Abend, wo es früher fast nur aufgewärmtes Mittagessen gab, gibt es jetzt belegte Brote. Gebäck und Kuchen wird vom Bäcker auch an Wochentagen verkauft. Die "kleinen Leute", Arbeiter und Angestellte, haben nur noch ihren Kleingarten oder Ziergarten und ihr Auto. Ziegenhalter gibt es kaum noch, Kuhhalter werden immer weniger. Ställe werden zu Garagen umgebaut. Zur Bewältigung der Freizeit werden Autos geputzt und gefahren. Die Menschen, auch auf dem Lande, leben zu gut und sind sehr viel krank. Und die Jugend beatet, bolzt und rebelliert. Den romantischen, geruhsamen Feierabend auf dem Lande gibt es nicht mehr, die meisten Leute sitzen vor dem Fernseher.

(AwVk Ms. 3375)



Skizze des Eßkuhlentisches im Heimatmuseum Ladbergen

KNECHTE UND MÄGDE

Der Hof Schulte-Herkendorf, von dem ich berichte, ist 250 Morgen groß, dreigeteilt in Acker, Wiese und Wald. Dieser Hof ist der größte im Ort, führt die Hausnummer 1 und war Vorbild für viele andere. 2 Knechte und 3 Mägde waren das Gesinde. Der Name "Gesinde" war hier geläufig, denn noch während des ersten Weltkrieges 1914/18 mußten die Bediensteten ein "Gesindedienstbuch" führen. Benennung: "Graute Maged", "Twedde Maged" und "Klene" oder "Lüttke Maged". Bei Knechten: "Graute Knecht" und "Klene Knecht". Der Ausdruck "Piärejunge" ist oder war hier nicht üblich, dafür sagte man zum Pferdetreiber, das konnte auch irgendein Schuljunge sein, "Swüöpenjunge" (Swüöpe = Peitsche). Jeder hatte seinen eigenen Tischplatz, aber nicht bestimmte Tassen und Teller. Jeder Bauer hatte eigene Kirchplätze, auch für das Gesinde. In der Kutsche fuhren Knechte und Mägde nicht mit. Sie wurden im täglichen Umgang eh und je nur bei Vornamen gerufen. Bei neuen Dienstboten wurden die alten Namen nicht beibehalten, das geschah nur, wenn zwei denselben Vornamen hatten.

Herkunft

Knechte und Mägde stammten fast immer aus Heuerhäusern, aber nur selten aus denen des betreffenden Hofes. Jeder Bauer suchte sich seine Dienstboten, und jeder Dienende suchte sich seinen Bauern so, wie es sich traf. Gemeindegrenzen waren dabei kein Hindernis. Besondere Melker oder Schäfer waren nicht gefragt. Ich selbst habe nicht auf einem Hofe "gewohnt". Als neuntes und jüngstes Kind blieb ich davon verschont zu meinem Nachteil. Denn dort hätte ich mir meine jahrelange Krankheit (und Siechtum) wohl nicht geholt, die ich infolge Unterernährung bei meinem Lehrherrn als Vierzehnjähriger bekam. (Vgl. S. 31)

Es brauchen keine besonderen Vorfälle sein, sondern schon aus der täglichen Arbeitsweise ließ sich die Stellung der Knechte und Mägde deutlich erkennen. (s. u.)

Schlafkammern

Die Schlafkammern der Knechte befanden sich über den Pferdeställen, die der Mägde in der Nähe der Spülküche. Jeder und jede hatte ein eigenes Bett, aber keine eigenen Waschschüsseln, Handtuch usw. Zur Aufbewahrung seiner Utensilien hatte jeder Bedienstete eine Kommode. Schrank und Stuhl waren Eigentum des Bauern. (Raumausschmückungen) wie Blumen usw. gab es kaum. Koffer waren vor 1900, bevor es Kommoden gab, üblich. Allgemein wurden keine Eßwaren (außer Kleinigkeiten wie Äpfel) in der Schlafkammer aufbewahrt.

Dienstwechsel

Dienstwechsel gab es normalerweise am 1. April und am 1. Oktober (Michaelis). Abgehende Dienstboten wurden vom Knecht mit Gespann heimgebracht. Zum Abschied gab es keine besonderen Formalitäten. Wer weiter dienen wollte, hatte sich schon vorher eine neue Stelle durch Anwerbung oder eigene Erkundigung beschafft. Man ging nicht direkt zur neuen Dienststelle, sondern blieb meist einige Tage zu Hause.

Zugegangen, d.h. den Dienst angetreten, wurde meist am Dienstag. Samstag, Sonntag und Montag waren verpönt, denn samstags gingen die Faulen, am Sonntag die Feinen und Schönen,und "Montag wird nicht wochenalt", das heißt, wer montags zugeht, bleibt nicht lange. Am Tage des Zugehens bekam der Zugegangene als erste Mahlzeit (Vesper) Pfannekuchen. Es ist mir kein Fall von fristlosem Fortschicken von Knechten oder Mägden bekannt geworden. Ein vorgekommener Diebstahlsfall von Eiern und Würsten wurde mit dem Mantel der Liebe verdeckt. Beförderungsmittel beim Wechsel war immer die Kommode, nur ein Fall ist bekannt, wo um 1908 noch ein Holzkoffer vorhanden war. Reisekörbe gab es schon, aber nicht für Knecht und Magd.

Persönlicher Besitz

Von einer guten, d.h. älteren Mägd erwartete man an Kleidungsstücken: 12 Schürzen, 13 Hemden (wegen der Vierteljahrswäsche), 1 Paar Schuhe, 3 Paar Strümpfe. An Aussteuer wurde weniger gedacht, vielmehr wurde das Geld zur Sparkasse gebracht. Wenn Aussteuer vorhanden war, dann sorgten die Eltern dafür. Die Möglichkeit der Anschaffung einer guten und reichlichen Aussteuer richtete sich nach dem Alter der Person. Kirchgangskleider gab es in Farbig und Schwarz, auch Wollkleider, sie wurden zeitentsprechend getragen. Weiße Schürzchen gab es auch schon damals mit vielen Spitzen und Stickereien. Man nannte sie "Tändelschürzen". Hüte wurden in Hutschachteln aufbewahrt. Wegen des damaligen regelmäßigen Kirchganges hatte jeder sein Gesangbuch zur Hand, aber Konfirmationsspruch, Bibel, Album usw. waren bei den Eltern in Aufbewahrung.

Großknecht

Der erste Knecht war der Großknecht. Er war die rechte Hand des Bauern, hatte aber keine besonderen Vorrechte. Er wurde mit Vornamen gerufen und kam, wie schon gesagt, aus einem Heuerhaus. Am Tisch saß er vor dem oberen Ende und hatte die ehrenvolle Aufgabe, das Brot zu schneiden. Es war gar nicht so einfach, von den vierkantigen, 30 bis 40 Pfd. schweren Schwarzbroten gleichmäßig dünne (oder dicke) Halbscheiben abzuschneiden. Nicht umsonst hieß es zu damaliger Zeit: Heiratsfähig ist nur derjenige, der brotschneiden kann. Eine Ausbildung brauchte der Großknecht nicht, er mußte sich eben einarbeiten. Seine Schlafkammer war über dem Pferdestall. Bei den Feld- und Erntearbeiten war der Großknecht nach dem Bauern immer der erste Mann. Ob beim Mähen oder Heuen oder Hacken, alles ging in der vorgeschriebenen Reihenfolge: Bauer, Großknecht, zweiter Knecht, erster Heuermann, zweiter Heuermann usw.,

bei den Frauen dasselbe. Wurde mit zwei Gespannen gepflügt, so war der Großknecht natürlich tonangebend. Beim Dreschen mußte der Großknecht das Korn tragen, nicht allein, aber er war dafür verantwortlich.

Arbeitseinteilung beim Getreideeinfahren

Es wird mit "stehendem Wagen" eingefahren, das heißt, ein Wagen wird auf dem Felde vollgeladen, und der zweite steht auf der Diele zum Entladen. Der Bauer und der zweite Knecht, letzterer leitet auch die Pferde, stecken mit der Getreideforke die Garben auf den Wagen. Dort werden diese von der Zweitmagd und der ersten Heuerlingsfrau aufgelegt. Ist der Wagen voll und zugebunden, wird er vom Zweitknecht auf die Diele unter die Bodenluke gefahren. Die Pferde werden umgespannt vor den Zweitwagen, und wieder geht's zum Feld, und in der Zeit, wo der Zweitwagen vollgemacht wird, wird der erste Wagen leergemacht. Der Großknecht muß "abstecken", d.h. er reicht die Garben vom Wagen durch die Bodenluke auf den Strohboden. Der erste Heuermann steht dort am "Schlopp", der Bodenluke, und nimmt mit einer Forke die Garben an. Der zweite Heuermann wirft sie weiter auf das "Fach", den Getreidestapel. Der dritte Heuermann wirft sie nochmals weiter dorthin, wo die Großmagd die Garben in's Fach legt. Das "Insfachlegen" ist eine Spezialarbeit und ist gar nicht so einfach. Die Garben müssen nämlich reihen- und schichtweise so gelegt werden, daß sie beim Dreschen wieder leicht aufzunehmen sind. Auch hier hat der Großknecht wieder die Verantwortung, daß der Wagen früh genug leer ist, wenn der volle Zweitwagen wieder auf den Hof rollt. Beim Abstecken trägt er einen breitrandigen Strohhut, damit ihm nicht Grannen und Körner in den Nacken fallen.

Dienstboten und Bauernfamilie

Der Bauer wurde mit "Buer" angesprochen. Dagegen sprachen die Mägde die junge Bäuerin auch wohl mal mit Vornamen an. Bauernkinder und Dienstboten duzten sich immer. Tochter und Magd schliefen nie zusammen, auch nicht (die) Magd mit Kleinkindern. Gleichartige Kleidung: Teils-teils. Wenn auch die Hosen gleich waren, so trugen die Bauernsöhne nur sehr ungern die Leinenjacken, den blauen Arbeitskittel. Bei der alltäglichen Kleidung der Frauen war kein großer Unterschied festzustellen, dagegen wohl bei der Kirchgangskleidung. Gern trugen die Bauernfrauen und -töchter Federn auf den Hüten. Hier sei eine kleine Begebenheit als Beweisführung erzählt: Es war nach dem ersten Weltkrieg, als sich um etwa 1920 die Verhältnisse wieder normalisiert hatten. Allsonntaglich kamen nach der Kirchzeit um 11.30 Uhr die Bauernfrauen von Leeden im Dorfkrug zusammen, um in einem Hinterstübchen das Neueste durchzusprechen. Da hat dann eine Bauernfrau sinngemäß folgendes gesagt: "Nein, so kann es doch wirklich nicht weitergehen! Man kann ja eine Bauernmagd nicht mehr (in der Kleidung) von einer Bauerntochter unterscheiden!" Beim Essen gab es keinen Unterschied, aber die Dienstboten hatten kein Recht, die Kinder des Hauses zu züchtigen.

Religiöses Leben

Biblische Hausandachten waren nicht üblich, dagegen wurde zur Mittagsmahlzeit meist von der Großmagd, sonst vom Großknecht, das Mittagsgebet gesprochen. Sonntags nahmen die Bediensteten, soweit sie frei hatten, immer am Gottesdienst und auch am Abendmahl teil. Selbst noch in den zwanziger Jahren war ein Sonntag ohne Kirchgang kein richtiger Sonntag, auch bei allen andern Jugendlichen beiderlei Geschlechts.

Besondere Tage auf dem Hof

Bei einer Hochzeit im Bauernhause wurden die Dienstboten zu den Vorbereitungen mit eingespannt. Die Mägde halfen beim Reinigen des Hauses und des Hausgartens. Die Knechte halfen eventuell mit Fuhrwerk beim Birken- und Tannengrünholen und mußten (den) Hochzeitswagen und die Pferde auf Hochglanz bringen. Den Brautwagen fuhr der erste Nachbar. Die Bediensteten saßen bei der Hochzeit am unteren Ende der Hochzeitstafel und brauchten nicht beim Auftragen (zu) helfen. Die Mägde bekamen zur Hochzeit ein Kleid und die Knechte eine Hose oder eine Sommerjacke. Fälle, wo Mägde als Brautführerin oder Patin auftraten, sind nicht bekannt. Dagegen wurde mal eine Magd Bäuerin und (später) ein Knecht Großbauer. Am Beerdigungsnachmittag brauchten Knechte und Mägde keine Hausarbeit zu tun. Selbstverständlich gingen sie mit zum Friedhof und mit zur Kirche. Als Trauerkleidung erhielten die Mägde ein Kleid und einen Hut und trauerten dann 6 Wochen (die Familie ein Jahr). Es sind Fälle passiert, daß Bedienstete, wenn sie kein Trauerstück bekamen, nicht mittrauerten.

Tagewerk

Beim Tagewerk mußten morgens früh die Groß- und Zweitmagd die Kühe melken und füttern. Die Knechte hatten die Pferde zu putzen und zu füttern. Die Kleinmagd half der Hausfrau beim Feuermachen und bei der Vorbereitung des ersten Frühstücks. Nach dem Milchdurchseien machten sich die Mägde zurecht mit Waschen und Kämmen, dann wurde das erste Frühstück, plattdeutsch "Immet" genannt, gegessen. Anschließend (wurde) gebuttert. Zu (jener) Zeit kamen aber schon die ersten Zentrifugen auf, die die Arbeit erleichterten. Der Viehkessel mit Schweinefutter mußte alltäglich gefüllt und gekocht werden, und die Viehställe mußten neu gestreut werden. ... Aber beim Mistfahren und Miststreuen auf dem Acker brauchten die Mägde nicht (mitzufahren). Das taten die Knechte mit den Heuerleuten. Letztere mußten ja immer zur Mithilfe bereitstehen. Wurde z.B. bei der Ernte einmal vom "Tooren" (Turm) geblasen, dann mußte eine Person, und wurde zweimal geblasen, dann mußten 2 Personen zur Hilfeleistung erscheinen. Der Haus- und Gemüsegarten wurde von den Männern umgegraben (rigolt). Zum Pflanzen und Jäten zieht die Bauernfrau die Mägde mit heran. Ackerbearbeitung mit Düngen, Holzfällen, Roden, Gräbenreinigen und Herstellung von Einfriedigungen sind oder waren reine Männerarbeit. Dagegen waren Essenzubereitung, Milchbearbeitung, Viehfutterbearbeitung und Viehfüttern, Hausreinigung, Kleiderflicken und Strümpfestopfen reine Frauenarbeit.

Lohn

Bei Abschluß eines Vermiet-Vertrages wurde der oder dem Dienenden ein Handgeld, der Winkup, zur Besiegelung ausgehändigt. Beispielsweise wurde dann gesagt: "Ik häwwe mi no den Schulten Buren vörmett." (Ich habe mich nach dem Schulten Bauern vermietet). Der Jahreslohn für einen guten Knecht lag um 1910 bei 60-70 Taler jährlich. Eine Ausnahme war der Müllerknecht (mit allerhand Verantwortung), der vor Beginn des ersten Weltkrieges 100 Taler verdiente. Mägde verdienten um 1910 40-50 Taler. Der Lohn wurde halbjährlich ausbezahlt. Die Zeiten, wo den Bediensteten Flachs gesät wurde, den sie nach Feierabend für sich selbst zu Leinen verarbeiten konnten, liegen weiter zurück. Sachwerte erhielten sie kaum, dafür gab es die allgemein üblichen Zuwendungen. Zum Beispiel: Bei einer Hochzeit im Bauernhause, das Erntestück (und) zu Weihnachten. Das waren meist Kleidungsstücke oder Stoffe dafür, selten mal eine Tischdecke oder Bettwäsche. Dann gab es Trinkgelder, beim Verkauf von Großvieh 3 M, bei Kleinvieh 1,50 M, bei der Geburt von Kälbern oder Ferkeln gab es auch 1,50 M Kirmesgeld. Mußte ein Schlachtpferd zum Schlachter in Osnabrück gebracht werden (zu Fuß 18 km), dann bekam der hinbringende Knecht 3 M Trinkgeld und beim Schlachter einen derben Braten. Es ist kein Fall bekannt, daß aus dem Dienstverhältnis wegheiratende Dienstboten größere Geschenke erhielten. Sie zogen auch nicht in das Heuerhaus des Bauern. Meist war es so, daß sich die jungen Leute im Dienstverhältnis kennen- und liebenlernten, waren sie aber heiratswillig, dann suchte sich der Mann schon einige Zeit vorher einen besser bezahlten Arbeitsplatz.

Feierabend

Den Feierabend verbrachten die Dienstboten im Sommer meist draußen. Bei schlechtem Wetter und im Winter war die Spinnstube der Aufenthaltsort. Natürlich mußten die Mädchen ihre Kleider und Strümpfe in Ordnung halten. Manchmals wurde zu den Eltern gegangen, manche oder mancher hatte eine Liebschaft. Für die Bauernfamilie wurde dann nicht gearbeitet. Der Ofen in der Spinnstube war ein "Kochofen", vierkantig und oben mit zwei Kochmöglichkeiten. Er wurde überwiegend mit Holz geheizt. Gesponnen wurde um 1910 nicht mehr. Ja, ich kann mich auf einen Fall besinnen, daß in meinem Elternhause selbst gewebt wurde. Das war im Jahre 1920, als meine jüngste Schwester heiraten wollte. Das Garn dazu lag schon lange bereit und war, soweit ich mich entsinnen kann, schon vor 1914 gesponnen worden. Webstuhl und alle Geräte hatten meine Eltern, seit 1882 verheiratet, noch alle beisammen. Baumwollgarn mußte beschafft werden, und der Webstuhl wurde in der einzigen Stube eines Heuerhauses aufgestellt. Dann wurde wochenlang gewebt (aber nicht abends), und meine Schwester hat dann so etliche Rollen Leinen mit in die Aussteuer bekommen.

Verhältnis zum Vieh

Zum Vieh hatten Knecht und Magd besonders enge Verbindungen, weil sie eben täglich damit umgingen. Besondere Vorfälle kann ich nicht berichten aber es ist eine Selbstverständlichkeit, daß Knechte und Mägde die Tiere nicht nur füttern, sondern auch pflegen und (ihnen) helfen mußten. Bei Geburten von Ferkeln und Kälbern hatte die Großmagd spezielle Aufgaben, sie mußte die Ferkel "annehmen" und beim Kalben die Kuh zurückhalten. Bei bösartigen Sauen mußte oft eine Nacht gewacht werden. Bei der Geburt eines Fohlens braucht nicht geholfen werden, denn ein Pferd will keine Hilfe und das Sonderbare: keine Zuschauer. Ob beim Entlaufen und Verirren oder beim Verkauf oder Schlachten des Viehes, immer mußten die Bediensteten mit dabeisein, denn sie waren ja zum Arbeiten auf den Hof gekommen. Das Verhältnis zwischen Mensch und Vieh richtet sich durchweg nach der Behandlungsweise durch den Menschen. Wie verschiedenartig diese sein kann, will ich kurz an zwei Begebenheiten erläutern: Ein etwa 50 Jahre alter Bauernsohn heiratete eine Witwe... Zwei gute Pferde standen im Stalle. Nach einiger Zeit wurde das eine Pferd ein so arger Beißer, daß man einen weiten Bogen machen mußte, um nicht gebissen zu werden. Das kam davon, daß die Pferde von dem Bauern unbarmherzig, oft ohne eigentlichen Grund, mit dem Peitschenstiel an und vor die Köpfe geschlagen wurden. Die Pferde wurden im Umgang unbequem und widersätzlich. Das eine war und blieb ein Beißer. Der andere Fall: Ein Landjunge aus der Gemeinde, als gelernter Hufschmied im Umgang mit Pferden wohl bewandert, hatte als Soldat im Kriege ein Reitpferd. Er hatte das Pferd so liebevoll angelernt oder dressiert, daß es mit ihm im Ernstfalle "volle Dekkung" nahm.

Verhältnis der Dienstboten zur eigenen Familie

Die Dienstboten gingen an den Sonntagen, wenn sie frei hatten, immer nach dem Elternhause. Das war normalerweise jeder zweite Sonntag. War der Weg nicht allzuweit, dann wurde auch mal wochentags zu Hause vorgesprochen. Besondere Tage zum Elternbesuch gab es nicht.

Krankheit und Tod

Bei leichten Krankheitsfällen blieben die Bediensteten vorerst beim Bauern. War die Krankheit ernster, gingen sie in's Elternhaus. Nicht alle waren zu damaliger Zeit krankenversichert, und ein Arzt wurde nur im äußersten Falle in Anspruch genommen. (Er) wurde dann aber vom Bauern bezahlt. Das Krankenhaus wurde höchst selten benutzt. Ich z.B. wurde im Jahre 1909 im Lengericher Krankenhaus operiert. Dieses kleine Krankenhaus, welches doch fast für den halben Kreis Tecklenburg zuständig war, war so unterbelegt, daß meine drei Zimmergenossen alte Männer waren, die dort ihren Lebensabend verbrachten. Mir sind mehrere Fälle bekannt, daß Dienstboten bis zu ihrem Lebensende auf demselben Hofe blieben. Sie waren, ein taubstummer Mann und eine gehbehinderte Frau, je-

weils um 50 Jahre und ein Witwer etwa 25 Jahre dort. Sie wurden in jeder Weise wie Familienangehörige behandelt. Der Bauer übernahm sämtliche Beerdigungskosten, nahm sie in das Erbbegräbnis und sorgte auch für die Pflege des Grabes.

(AwVk Ms. 4103)

WIE MAN FRÜHER DEN SONNTAG FEIERTE

Vorbereitung auf den Sonntag

Die Vorbereitung auf den Sonntag war nur gering. Natürlich wurde am Samstagabend und am Sonntagmorgen aufgeräumt und gereinigt. Das Schuheputzen geschah mal samstags, mal sonntags morgens, in meinem Elternhaus nur sonntags morgens. Vorbereitungen für die Küche waren wohl Kartoffelschälen, Hereinholen von Gemüse und zur Herbstzeit mal Huhnschlachten und -rupfen. Fensterputzen geschah nicht als Vorbereitung zum Sonntag, sondern meist an Wochentagen. Kuchenbacken und Neubeziehen der Betten gab es nicht. Geschrubbt wurde auch kaum, weil überwiegend in allen Räumen noch Lehmdielen waren. Nur bei bessergestellten Bauern waren im "Ächterkämmet" (Wohn- und Schlafräume im hinteren Teil des Hauses) Holzfußböden. Diese wurden aber nur bei besonderen Anlässen geschrubbt. Um 1910 kamen dann nach und nach Zementdielen auf, die wohl gereinigt, aber selten geschrubbt wurden. Ich weiß aus eigener Erfahrung zu berichten, daß noch um 1930 in einem Bauernhaus die Böden der Wirtschafträume anläßlich eines Todesfalles erst mit Schaufeln und Krätzern abgeschabt werden mußten. In meinem elterlichen Hause wurden von Zeit zu Zeit die täglich benutzten Stubenmöbel, Tisch, Bank und Stühle, mit "Schaffrüsken" und Holzkohle gereinigt. "Schaffrüsken" sind eine Binsenart mit äußerst scharfer Außenhaut. Zu einem Bündel zusammengebunden reinigten diese besser wie die beste Scheuerbürste. Holzasche war bei den offenen Herdfeuern genügend vorhanden und wurde im unteren hohlen Teil des Schornsteines verwahrt. Baden am Samstag als Vorbereitung zum Sonntag gab es kaum. Hier möchte ich eine kleine, wahre Begebenheit einflechten:

In den Jahren 1910 bis 1914 wohnte in meiner Nachbarschaft eine Pächterfamilie, die man wohl als etwas fortschrittlich bezeichnen konnte. Die beiden großen Schulmädchen erzählten dann mal, daß sie samstags nachmittags keine Zeit hätten, denn dann müßten sie alle baden. Meine Tante Lisette, Frau eines wohlgestellten Obstbauern, sagte darauf zu meiner Mutter: "Wat möüt dat doch woll unselige Lüh sien, dat se sik olle Sauterdage baden möüt". (Was müssen das doch wohl schmutzige Leute sein, daß sie alle Samstage baden müssen.)Zum anderen: In Lengerich wurde nach dem ersten Weltkrieg eine Badeanstalt gebaut. Ein Mitglied des Stadtrates, ein Bauer R. aus Wechte, Lengerich, sträubte sich dagegen mit der Äußerung: "Wat bruke wi ne Badeanstalt, ik häwe mi mien Liäwe no nich baad". (Was brauchen wir eine Badeanstalt, ich habe mich mein Lebtag noch nicht gebadet.)

Kirchenbesuch

Fast alle Leute gingen damals am Sonntagmorgen in die Kirche. Mein Vater sagte mal: "Wenn ich nicht in die Kirche komme, ist für mich kein Sonntag". Nachmittags war wohl an hohen Feiertagen Gottesdienst, öfter mit der Vorbereitung zum Heiligen Abendmahl verbunden. An den anderen

Sonntagen war nachmittags immer Kinderlehre. Die Nichtkirchgänger wurden... übergangen, die wurden wohl so wie eine abartige Sorte Menschen betrachtet. Viele Menschen gingen wohl zur, aber nicht in die Kirche. Sie waren nach dem Gottesdienst mit dabei, wenn der Polizeidiener die amtlichen Bekanntmachungen verlas. War ein Soldat im Heimaturlaub, so war es selbstverständlich, daß er sich am Sonntagmorgen beim Kirchgang vorstellte. Die Männer tranken anschließend ihren "Halben", und die besseren Bauernfrauen tranken im Hinterstübchen ihre Tasse Kaffee. In einer der drei Dorfschänken war die Theke noch bis 1914 mit einem verschließbaren Bretterverschlag umgeben. Um dem Andrang nach der Kirche gewappnet zu sein, standen beim Öffnen des Verschlages ganze Reihen gefüllter Schnapsgläser, sogenannte "Halve Öhde", (1 Ohd = 1/4 Ltr.) zum Verzehr bereit.

Kleidung

Zur Kirche wurden grundsätzlich das beste Kleid und der beste Anzug angezogen. Zur Abendmahlsfeier ging man im Gehrock. Trachtenkleidung gab es hier nicht. Um die Jahrhundertwende trugen die Frauen Schultertücher, im Sommer dreieckig und im Winter viereckig zusammengelegt. Man trug dunkle Kleidung und geschwärzte Lederholzschuhe. Die Männer trugen halblange Stiefel, die Schäfte bei gutem Wetter unter und bei schlechtem Wetter über den Hosenbeinen. Das Holzschuhetragen ließ dann bald nach. Hut und Mantel kamen auf, und kleinere Leute trugen ein Cape (Umhang bis an die Hüfte). Nach dem ersten Weltkrieg sah man kaum noch Kapotthüte. Sie waren noch vorhanden, aber man trug sie nicht mehr. Sonntags nachmittags trugen die Frauen Kleider aus "kattun'n Drücksel" (bedrucktem Kattun) und Schürzen mit Latz, aber ohne Träger. Die Männer trugen einen abgetragenen Sonntagsanzug und selbstverständlich alle Holzschuhe.

Essen

Das Essen am Sonntag unterschied sich kaum von dem der Wochentage. Wegen des späteren Aufstehens und der Vorbereitungen zum Gottesdienst gab es kein zweites Frühstück. Zu Mittag gab es nur Eintopf. Als Sonntagsessen galten an erster Stelle grüne Fitzebohnen (Schnippelbohnen) und an zweiter Stelle Sauerkraut. Es gab Fleisch wie üblich, aber nie Braten. Soßekartoffeln gab es vielfach samstags, dann aber ohne Fleisch und dafür als Ausgleich abends Pfannekuchen. Pudding und Eingemachtes waren noch unbekannt. Dicken Reis mit Zimt gab es wohl zu Ostern und Pfingsten und wenn Besuch kam. Kuchen gab es nie, höchstens mal Apfelstuten. 30 Jahre vorher, in den siebziger Jahren, bekam meine Mutter, die bei einem wohlgestellten Bauern diente, zum Sonntagsnachmittagskaffee Stuten, sonst gab es nur Schwarzbrot (Pumpernickel). Bohnenkaffee gab es um 1910 wohl, aber nur gestreckt mit Zichorien oder später mit Malzkaffee oder Kornkaffee. Meines Vaters Vorliebe ... galt Bratäpfeln ..., Äpfeln , von Blume und Kernhäuschen ausgehöhlt, mit Butter gefüllt und dann gebraten. Das Abendessen an Sonntagen war wie alltags, meist weggesetztes Mittagessen. Bei (den) Bauern gab es zur Winterszeit Wurste-

brot. Im Gegensatz zu alltags, wo Wurstebrot in der Pfanne breiig gekocht wurde, wurde es jetzt in Scheiben geschnitten und knusprig gebraten. Brot mit Aufschnitt gab es nicht. Vereinzelt bei guten Bauern bekam auch das Gesinde nach Kuckucksruf ein kleines Stückchen Schinken am Sonntagabend. Sonst aber auch nie.

Verlauf des Sonntags

Der Verlauf des Sonntags war natürlich ruhiger wie alltags. Durchweg wurde eine Stunde länger geschlafen. Wegen des Kirchganges mußten auch die Söhne und Töchter des Bauern beim "Werk", d.h. Viehversorgen, mithelfen. Knechte und Mägde hatten meistens jeden zweiten Sonntag frei. Öfter wurde sonntagsmorgens Gras gemäht. In der Zeit von 3 bis 8 Uhr mähte jeder Mäher mit der Sense ein Scheffelsaat, das ist ein halber Morgen. Das Essen kochte die Hausfrau. Da aber die Bauernfrauen öfter mit zur Kirche fuhren, kochte die Großmagd. Die Bauern fuhren überwiegend mit Kutschwagen zur Kirche. Bei den Wirtschaften im Dorf waren extra Stallungen, wo ausgespannt wurde. Bei kleinen Leuten sprangen zum Essenkochen der Ehemann oder die erwachsenen Töchter mit ein.

Vor der Jahrhundertwende ging mein Vater, der an Wochentagen ja voll ausgelastet war, am Sonntag zu Fuß 12 km nach Osnabrück und kaufte für die Woche ein. Er kam dann gegen Mittag vollbepackt, die Ware trug er in einem "Küssentoch" (Kissenbezug) auf dem Rücken, heim. Nach dem Mittagessen wurde ein wenig geschlafen, in der "None", die es ja im Sommer auch alltags gab. Nach dem Kaffee wurde gern mal um den Acker gegangen, mal mit dem einen, mal mit dem andern Nachbarn geklönt. Hin und wieder wurden, aber nur selten, Besuche arrangiert. Bei schlechtem Wetter oder im Winter wurde auch wohl in Kalendern gelesen, denn der Hundertjährige Kalender wurde früher viel beachtet. Von der reiferen Jugend wurde sonntags nachmittags in der Frühlingszeit viel Schlagball gespielt.

Getanzt wurde bei (der) Kirmes, (zu) Schützen- und Kriegerfesten. Sehr oft gab es bei Tanzfestlichkeiten Schlägereien. Es soll junge Männer gegeben haben, die ein Fest ohne zünftige Keilerei einfach als unvollständig angesehen haben. Das kam wohl daher, daß die jungen Männer sich austoben und auch hervortun wollten. "Diälemusik" oder "Holskenball" waren gang und gäbe. Aber sonderbarerweise immer in denselben Häusern. Mit dem "Dudelsack" (Ziehharmonika) machte ein Bauernknecht die Tanzmusik. Er saß dabei meist auf der Pferdefutterkiste oder auf der Hiele. Damals gängige Lieder waren: "Ach Napoleon, du Schustergeselle", "Hannes, wat en Hout", "Siehste wohl, da kommt er", "Im tiefen Böhmerwald", "Wir gehen jetzt nach Ritzenpiddel mit 'm blauen Kittel, juchhe - juchhe", "Der Graf von Luxemburg hat all sein Geld verjuxt", "Alle Möpse beißen, alle Möpse beißen, nur der kleine Rollmops nicht", davon der andere Vers: "Trink man noch ein Tröpfchen" und als letztes: "Vor Köcheritz und Lügeritz, vor Krachen und vor Hitzenplitz, 'bewahr uns, lieber Herregott". Den weiteren Text der Verse konnte ich leider nicht erkunden. Ein besonderer Tanz war damals der Kegler.

Gerne gingen die jungen Männer in die "stilleken Kniepen" (Ausschank ohne Konzession). Karten gespielt wurde oft bis zum Morgengrauen. Als um 1910 die Fahrräder aufkamen, wurden sonntags oft Radtouren gemacht. Volkstümlich war in damaliger Zeit (und auch noch später) im Dorf das "Fensterln". Wer nicht gerade ein Trottel war, der wußte auch, wo die Bauernmägde schliefen. Nicht selten sollen hinter den Mädchenfenstern Rivalenkämpfe ausgetragen worden sein. Von Folgen entheiligter Sonntage weiß ich leider nichts zu berichten.

Der Verlauf des Sonntages in heutiger Zeit

Gegenüber früher hat sich einiges geändert. Die Zahl der Kirchenbesucher hat sich sehr verringert. Bei einer damaligen Einwohnerzahl von 1200 war vor 50 Jahren die Sonntagskirche voll, heute bei 1700 Einwohnern zählt man 40 - 50 Teilnehmer. Auch in der kleinen katholischen Diasporagemeinde ist der Kirchenbesuch nicht nach Wunsch. Warum? Ist es Zeitmangel, Uninteressiertheit, Kriegsfolgen? Sicher haben die Pfarrer es schwer, in der Zeit der Mondfahrten dem Menschen den Himmel zu erklären. Dazu der Umbruch in der Kirche. Ein älterer Mann sagte vor einigen Wochen zu mir: "Unsere alten abgetretenen Pastoren haben auch den Glauben mitgenommen!" Man fragt sich: Wie lange wird es noch dauern, daß man in der Kirche nach Jazzmusik tanzt. In kirchlichen Nebenräumen tut man es jetzt schon. Jugendliche vom letzten Schuljahr ab "beaten" in Leeden unter Aufsicht des jungen Pastors im Jugendheim direkt an der Kirche, worin schon oft der Sonntagsgottesdienst stattfand und der Fastengottesdienst immer abgehalten wird.

Für die Bauern ist die Viehversorgung an den Sonntagen deshalb schwieriger geworden, weil sie keine Dienstkräfte mehr haben. Obwohl die Milchviehhaltung oft verdoppelt, ja verdreifacht worden ist, müssen auch am Sonntagmorgen ab 7 Uhr die gefüllten Milchkannen an der Straße stehen. Das Melken machen jetzt überwiegend die Männer. Bei den Kleinlandwirten ist es genauso. Daneben müssen auch die Schweine versorgt werden. Beim Vorhandensein von Mixer und Futterwagen ist das ja bedeutend einfacher wie früher, aber es sind auch oft 30 bis 50, auch wohl 80 Schweine vorhanden. Das Entmisten ist vielfach einfach geworden, man schaltet ein, und das Transportband bringt alles nach draußen. Bauern und auch kleine Leute fahren, soweit sie es noch tun, meist mit dem Auto zur Kirche. Die alte Gemütlichkeit, die den Kirchgang zu einer Feier machte, ist vorüber. In einer guten Stunde ist man wieder zu Hause, und die Hausfrau kann noch den Topf kochen. Das Bekanntmachen durch den Dorfpolizisten oder dessen Vertreter ist nicht mehr.

Kino, Radio und Fernsehen haben die Menschen verändert. Die Menschen wollen leben und genießen. Am Sonntagnachmittag sitzt man vor dem Fernsehschirm, oder man unternimmt eine Autofahrt.

Die berufstätige Jugend am Sonntag: Morgens erst recht lange schlafen, dann statt zur Kirche zum Frühschoppen, und nachmittags sieht man mal Grüppchen bei Spaziergängen. Dabei aber, um möglichst flott zu erscheinen, mit dem Koffergerät in der Hand oder am Fahrrad.

Das Sonntagsessen heute: Es gibt wohl kaum noch oder höchst selten eine Familie, wo es nicht zu Mittag Suppe, Braten und sonstiges Zubehör gibt, ebenfalls Kuchen zum Kaffee. Natürlich gibt es hier auf dem Lande noch allerlei Leute, die selbst backen.

Zum Schluß noch etwas von Sonntagsarbeiten. Viele Industriearbeiter sind bei der durchgehenden Arbeit gezwungen, sonntags zu arbeiten. Das kannte man früher nicht. Auch auf dem Lande wird oft bei Ackerbestellung und Ernte sonntags gearbeitet, ohne daß man eine Notwendigkeit sieht.

(AwVk Ms. 3558)

VOM SCHNAPSTRINKEN

Von den alten Germanen wird berichtet, daß sie gern auf der Bärenhaut lagen und ihren selbstbereiteten Schnaps, "Met" genannt, tranken. Das ist mit einigen kleinen Unterschieden bis zur Gegenwart so geblieben, in deutschen Landen wird gern und viel Schnaps getrunken. Um 1905 hat sich ein Bekannter meiner Eltern, er war noch keine 30 Jahre alt und Junggeselle, zu Tode getrunken. Als die Angehörigen die Erbschaft antreten sollten, fanden sie nur Schnapsschulden vor. Er hatte den Beinamen: "Suphiärm" (Saufhermann). Es ist wohl anzunehmen, daß durch den einsetzenden verbesserten Lebensstandard, infolge der Verdienstmöglichkeiten in der Industrie der Schnapskonsum gesteigert wurde. Neben den normalen Wirtshäusern gab es vielerorts sogenannte "Stilleken Kniepen" (Geheimkneipen). Eine solche Kneipe mit Krämerladen befand sich nach der Jahrhundertwende in der Nachbarschaft meines Elternhauses. Dieses Haus nannte man den "Kunzelkasten". Hier herrschte schon zeitentsprechend reger Betrieb. Hierzu eine Besonderheit: Der Schnaps wurde mit Wasser und Pfeffer verlängert. Die Frau dieses Kaufmanns, Mutter von 13 Kindern, wurde bei jeder Kindesgeburt (sehr redselig) und in diesem Zustand plauderte sie alle Geheimnisse aus. So hat sie mal zu meiner Mutter gesagt:"Jau jau, dat is et jä man, do versünnige wi us jä auk immer dran"(da versündigen wir uns ja auch man immer dran). Eine andere Geheimkneipe befand sich in dem Leedener Ortsteil "Brockschmiede". Später, nach dem ersten Weltkrieg, hatte dieses Haus den Zunamen "Hotel zum schmierigen Löffel". An dem Weg Leeden-Tecklenburg über die Margarethenegge befand sich jahrzehntelang ein solcher Ausschank...

Es folgt nun die Aufzeichnung einiger wahrer Begebenheiten aus damaliger Zeit in Plattdeutsch.

Et was to Anfang van düt Johrhunnert. De erste Wärt in Lee'n de drünk sau gäden Schluck (Schnaps), dat he vaaken dagelang, jau sogar wekenlang nich ut den Tran kweim. He drünk enfach den ganzen Dag un was sau wiet, dat he kein Glas un keine Flasken mer in sine Hande haulen konnde. He slürde dann ganz langsam de Träppen dale in sinen Keller, wo up en paar Bücke en Fättken Schluck laig. De Kran toun Uttappen sat an dem enen Ende. Weil he nu kein Glas mer haulen konnde, buckede he sik un drünk ut den Kran. Doch enmol was de Katte 'ne Hexe. He was ol sau beniewelt, dat he, os he sik unner den Kran bucken woll, derdale göng un risk up den Rügg to liggen kweim. He hadde mit het Dalebucken den Schluckskran ol lösdrägget,un akeraut unner den Straul kweim he to liggen,un de Schluck löüp em olle män sau üöwer det Gesichte. Erst makede he den Mund lös un slüörpede sik den Hals vull. Ober baule hadde he genoug, hadde öber nich den Völüll (Verstand), den Kran toudedräggen. Dau, os de Schluck gar nich uphören woll to loupen, rakede he sik immer mit den enen Arm üöwer dat Gesichte un segg: "Ik mag nich mer", un dann no enmaul: "Ik mag nich mer", un sau göng dat immer wieder.

Dat horde sine Fruwe, os de in den Keller keik. Se hadde sik oll sauwat ähnlikes dacht, un os se nu dat: "Ik mag nich mer" horde, dau schummelde se rask de Kellerträppen dale und löüp hen un dräggede den Kran tou. Wenn se nich jüst dorup tou kuomen was, dann hadde iähr Mann saulange "Ik mag nich mer" roupen, bet dat Schlucksfatt lieg loupen was. Ene ännere wohre Begiebenheit beliäwede ik in datsülweste Wärtshus: Ümme 1925 kweim ik es in desülwesten Wärtskup mit enen ölleren Buren ut de Naubergemende an' t vertellen. Wie seß Jungens hadden up den Saal radföhrt, un achternau göngen wie no iäben an de Teke. De öllere Mann, et was de Broer van de Wärtsfruwe, woll sik gäden mit us unnerhaulen, un wie drünken auk tohaupe. Os wie nu us 'ne tietlang mit em wat vertellt hadden, segg he up enmoul to us: "Kieket mi doch es achter in den Halz, häwe ik do Schrammen drinne?" Wie keiken olle de Riege nau in sinnen Mund, säugen ober nix. Toulest segg he dann ganz ahrdaunen: "Me soll et baule nich gläuwen, ober do is en ganzen Burenhof dürgaun." Sein großer schöner Bauernhof war ihm wegen der vielen Schnapsschulden zwangsverkauft worden. Ein Fall ist mir bekannt, daß ein Alkoholiker ein größeres Grundstück für Schnapsschulden hergeben mußte.
"Quartalssäufer" nannte man früher die Männer, die zeitweise, in gewissen Abständen ihren Schnapsdurst bekamen und dann mehrere Tage lang, manchmal sogar eine Woche lang sich derart betranken, daß sie arbeitsunfähig waren, nichts aßen, herumlungerten und herumlagen. Einen solchen Mann habe ich gekannt, er kam aus einer Nachbargemeinde, der sich Pfennige und Groschen zusammenbettelte, um an Schnaps zu kommen. Er war so heruntergekommen, daß er sich wie ein Kleinkind vollmachte. Der Straßengraben war sein Sterbebett. Ein anderer arbeitsamer Zimmermann bekam seinen Branntweindurst meist durch irgendeine Trinkgelegenheit (Richtfeste usw.). Dieser Zustand dauerte 2 - 3 Tage, und einen Tag gebrauchte er zur Umkehr. An diesem letzten Tag nahm er auch noch Schnaps zu sich, denn er handelte nach dem Sprichwort: "De Rüe, de di bieten häf, mot di auk wer lecken"...

Stowers Heinrich (Name geändert) was en Mann in de mittleren Johre. He was woll en Burensüöhne, ober weil he de Maged hierauten mosse, wörd he Arbeter un Hürmann bi en änneren Buren. Arbeten dä he jüst nich gäden, ober Schluck drünk he fürchterlik veel, wo he em blos packen of kriegen konnde. Wenn he es geliägendlik ut arbeten göng, dann wörd dat meeste Geld verdrunken. Enes Dages was et nu auk werr sau wiet. Heinrich konnde dat leste Ende van sinen Weg nich mehr schaffen. Van de Schassee was he glücklich herunner, un osse he nu an de haugen Haböükenhiegde langes göng, üöwerkwaim em doch up enmaul so 'ne Mödigkeet. He konn nich mehr wieder, un do, wo de graute Kiödelbiedenbaum stönd, strumpelde he d' rdale. He hadde dat Gat sau vull, he auhnde nich Grummeln of Löchten, un he laig, os wenn he daut was. Olle Lüe, de vörbiekwaimen, löüten 'n ruhig liggen. Doch sin Nauber Friech röp sine Fruwe Mariechen üöwer de Niendüren to: "Du, Din Heinrich ligg do an de Hiegde, ik gläuwe, he is daut". "O Lüe, o Lüe", föng Mariechen an to jesebellen, "wenn dat wohr is, min Heinrich daut?" Se smeit iähren Üöwerbinsfüörk weg un löüp den Weg langes bet an de Hiegde. Do laig nu iähr Heinrich, un et säug würklich sau ut, os wenn he

daut was. Beede Ames wiet utenänner un mit dat Gesichte no unnern. Mariechen föng an to jammer un smeit sik in de Knee. Iähr Heinrich liäwede jä no, ober se glowde ganz sicher, dat sien Ende baule kweim. Se näum Heinrich sinen Kopp in iähre Hande un segg grienensmaude: "Ach Heinrich, nu segge mi doch no en Word". Heinrich de in sienen Dussel ol wat miärket hadde, segg ganz langsam un sinnige: "Brannewien". Dau wüsse Mariechen, dat iähr Heinrich no nich daut göng.

Ich habe Männer gekannt, die in ihrer 10- bzw. 8-stündigen Arbeitszeit eine Flasche Schnaps (meist 1 l) tranken und dann auf dem Nachhauseweg noch einkehrten oder einen Flachmann füllen ließen. Daß von jeher bei besonderen Anlässen Schnaps getrunken wurde, war und ist eine Selbstverständlichkeit. Das war bei Familienfestlichkeiten, Freistellung vom Militärdienst usw. Gut befunden wurde ein Trunk bei schwerer landwirtschaftlicher Arbeit, wie Mähen mit der Sense oder beim Dreschen. Wohlhabende Bauern hatten auch damals schon (vor 1914) ein Fäßchen Schnaps im Keller liegen. Viel Alkohol wurde früher getrunken, aber heute ist es wenig besser, aber unauffälliger...Einem Kleinbauern...starb frühzeitig die Frau. Mit seinen 2 Söhnen verstand er sich nicht. Der eine heiratete aus dem Haus, und der andere wollte nicht so,wie der Vater wollte. Der Vater begann zu trinken, der Hof verlotterte. Gleich neben ihm wohnte ein Krämer, dieser nahm sich außergewöhnlich gut des Mannes an. Fast täglich besuchte er oder die Frau ihn und stellte ihm beim Abschied eine Flasche Schnaps auf den Tisch. Bezahlung wurde nicht gefordert, aber der Anschreibestift war an beiden Enden spitz. Der Mann hatte es auf den Hof des Kleinbauern abgesehen. Aber rechtzeitig durchschaute der Sohn den Plan. Der Vater kam in die Entwöhnung, der Sohn heiratete eine resolute Frau, und der Hof war gerettet. Auf diese oder ähnliche Art ist schon mancher Hof unter den Hammer gekommen...

Leeden war von jeher und ist es größtenteils auch heute noch, eine Landgemeinde. Die einzige Erwerbsmöglichkeit im Ort bot außer der Landwirtschaft der Staatsforst Habichtswald. Dort war in den Wintermonaten immer eine Anzahl Männer, meist Landwirte, beschäftigt. Daß in solch einer Arbeiterkolonne mal gelegentlich ein Tropfen getrunken wurde, ist verständlich. Wie es einer solchen Arbeitergruppe, 5 Männern, auf dem Nachhausewege mal ergangen ist, will ich nun...berichten: Dat Wärtshus, wo düsse Geschichte passeert is, lig do achter de Hakswelde un was daumols, vör 'ne 50 Johr, so'n hänniget Burenfakwiärkhus. Van de Schassee ut kwaim ma dür de Sietdüren in de grauten Küöken. Do was foot rechts de Teike, de soll woll sau ungefähr 3 Meter lang sien. An de Ächterwand stönd son Ding, dat was unnern en flacket Schapp, do wörn paar Riegen Trecken drinne,un buoben wör et en Schelft, do stönnen up de Fäcker de Flasken un Gliäser. De Schluck wörd daumols van de Wärte in Fättkes koft un in nen Keller upwahrt. Veel göng in düüsen Huse nich ümmesettet, et göngen Dage vörbi, wo kien Mensk herin kwaim. Midden in de Küöken brännde winterdags up de Härdstie meist immer en Füer. De besten Kunden wören in düssen Huse de Holthöwwers ut de Hakswelde, de folden sik in düsse Räukerbude sau richtig wohl. Mindesten enmaul in de Wieke gön-

gen se dor herin. Sau was et auk hüde wer. Buten was et döukerskault,un os se bi Düsterwäden Fierauwend maket hadden, wolln se sik no en bietken upwiärmen. Erst drünken sik düsse fief Manslüe en paar "Halwe" an de Teike,un dann sedden se sik rund ümme dat Härdfüer tou. En klen Ölgelämpken stönd up de Müren an ' Schottsteen. Auk de Wärtsfruwe seddede sik mit in de Riege,un dann wörd sik wat vertellt. Liese, de Wärtsfruwe, hadde den Schlucksbuddel giegen sik staun un suorgede dorvör, dat de Gliäser af un tou vull maket wörn. Se hadden oll üöwer 'ne Stunde do siäten, dau wörd Liese möh. Dat Menske was sau faste inslaupen, dat se van Grummeln of Löchten nix mer aunde. Se sat up en sien Stoul un hadde de Knee hauge stellt De Mannslüe wolln no Hus,un osse betahlen wolln, konn'n se Liese nich wach kriegen. En Schalk was drbi, de göng wer trügge. Ganz sinnige trök he Liese iähre Klärrock bet üöwer de Knee, leg dann en Stock twäs üöwer bede Knee un häng dat Ölgelämpken doran. Olle legget se dat Geld vör den Schluck up den Trehsen un goht no Hus. Dat Ölgelämpken kann Liese nix doun,un se slöpp, dat se snuorket. Ne Wieke laater goht de Holthöwwers wer up desülweste Aort un Wiese in iähre Stammkniepen. Se drünken iähren Schluck un sedden sik an dat Härdfüer. Et was wer sau richtig gemütlik,un nau 'ne Tiedlang göng Liese in den Keller un halde 'ne friske Flaske Schluck. Os de Gliäser nu wer lieg wör'n, makede Liese se wer vull. Ober - o jeh - o jeh - de erste drünk, vertröck den Mund, segg ober nix. De twedde drünk, kneip de Augen to un schüddede sik, genau sau de drüdde un de veerde. Doch de leste drünk iäben an, kippede den Schluck weg un fönk an de schandalen un segg!"Liese, wat häst Du do vör Schluck inguoten, den kann jä kein Menske drinken!" "Jau", segg Liese,"dat is de Schluck ut dat Fättken, wo Gie vörige Wieken dat Ölgelämpken vör hangen hät. De Mannslüe follden sik schüllig,un mit sure Gesichten göngen se no Hus.

Düsse Geschichte is würklik passeert. Heinken, en klenen Bur nich wiet van'n Duorpe, was ollsienliäwedage en Wisepinn. He kratzede tohaupe, wat he kriegen konnde un achter jeden Grössen sat he hiär os de Düwel achter de Seele. Enmaul was he in'n Winterdag an't Holthowen in sinen Busk. Naubars Willem hölp em. Se hadden sik jüst üöwerleggt, wu se am besten an'n Drüppen to drinken kwaimen. Et was kault,un son Drüppen Schluck hade iähr woll guod daun. Wu et sik nu dräpp, kümp Iärwed, de junge Bur van 'n Nauberhuowe, do vöbi. De mott no'n Duorpe un will inkaupen. Plasseerlik osse beede sind, kuomt se düchtig an't vertellen,un os Iärwet dann wer wieder geit, röp Heinken em nau: "Brenk woll es 'n Drüppen mit, wenn du trüggekümmst". "Jau", segg Iäwerd,"dat will ik woll doun". Un richtig, os he nau 'ne guode halwe Stunde wer trügge kümp, häf he 'ne Flaske Doppelkorn mitbracht. Wu Heinken sik fröwwede, kann me sik denken. Iärwed gaiv em den Buddel un göng wieder. "Ober nee", segg Heinken,"Du häst den Buddel Schluck utdaun, dann sast Du auk mitdrinken". "Wusau", segg Iärwed, "utdaun? Ik häwwe Ju den Schluck mitbracht; ober wo Du den bi mi bestellt häst, häwwe ik den up Dinen Namen anschriewen lauten". Dat dumme Gesichte van Heinken ha Gi es sehn moßt?

(AwVk Ms. 5640)

ADVENTS- UND WEIHNACHTSBRAUCHTUM

Verhalten in der Adventszeit

Das Verhalten in der Adventszeit war früher (vor 1914) still, besinnlich, heimlich und für die Kinder voll freudiger Erwartung. Bußzeit oder Fastenzeit war unbekannt. Hochzeiten und Festlichkeiten gab es kaum, das ist auf dem Dorfe jetzt noch so. Heute, wo die Menschen viel oberflächlicher sind, unterläßt man dieses nicht wegen der eigentlichen Adventszeit, sondern weil wegen des bevorstehenden Weihnachtsfestes die Veranstaltungen unrentabel wären.

Adventsblasen war und ist hier im Ort unbekannt.

Adventskranz

Adventskränze gab es hier früher nicht. Sie sind erst in der Nachkriegszeit (um 1950) hier aufgekommen. Mit roten Bändern und 4 Kerzen, von denen am ersten Advent die erste, am zweiten die zweite usw. angesteckt werden. Befestigung: Meist Ständer, aber auch wohl aufgehängt im Zimmer (unter der Lampe). Selbstgebunden werden sie heute, genau wie Beerdigungskränze, nicht mehr, damals wohl. Auch in unserer Kirche gibt es...einen Adventskranz mit Kerzen, die an den Adventssonntagen jeweils eine, zwei, drei oder vier angesteckt werden. In meinen Kinderjahren wurde in meinem elterlichen Hause, wie überall viel gesungen in der Vorweihnachtszeit. Es waren aber schon Weihnachtslieder, und bei dem schönsten Singen reichte schon mal das Christkind eine Tüte herein.

Barbara- und Thomastag

Barbara- und Thomastag sind und waren hier unbekannt. Wohl werden Anfang Dezember Kirschenzweige gepflückt und in Vasen oder Gläser gestellt, um Weihnachten einen Blütenzweig zu haben.

Weihnachtsbäckerei

Als Weihnachtsbäckerei wurden und werden hier einige Wochen vor Weihnachten Plätzchen (plattdeutsch: Bieskes) gebacken. Während meiner Kindheit wurde das heimlich in einem Nachbarhause gemacht. Heute dürfen die Kinder mit dabeisein, sie haben das nach einigen Wochen wieder vergessen. Das ist genau wie bei Weihnachtsbäumen, die ich neben meinem Hause verkaufe. Selbst wenn am letzten Tage noch ein Baum verkauft wird, gebracht wird er nach Meinung meiner drei Enkelkinder vom Christkind. Besondere oder gar geheime Rezepte sind mir und den Befragten nicht bekannt. Weihnachts- oder Christstollen gab es hier früher nicht. Heute werden sie in jeder Bäckerei gebacken.

Nikolaus

Der Nikolaus (wird hier nur so genannt) brachte oder bringt die Gaben persönlich, mal in die Wohnung, mal an die Haustür nach Anklopfen an das Fenster meist nach Anbruch der Dunkelheit. Der rot gekleidete Nikolaus kam seltener als der Knecht Ruprecht, der meist in einen Schafspelzmantel gekleidet war. Oft waren die Kinder so verängstigt, daß ein persönliches Betreten der Wohnung nicht zu verantworten war. Kam er schon mal nach kurzem Bösesein friedlich und freundlich, dann beteten oder sangen die Kinder. Als einzigstes Lied ist mir seit der Nachkriegszeit bekannt:

"Nikolaus, komm in unser Haus,
pack die große Tasche aus.
Stell den Schimmel unter'n Tisch,
daß er Heu und Hafer frißt.
Heu und Hafer frißt er nicht,
Zuckerplätzchen kriegt er nicht".

Wenn der Nikolaus kommt, sitzen alle bei Lampenschein in der Wohnküche, weil er ja unvorhergesehen kommt. Die Kinder werden ermahnt, auch wohl mal mit der Rute, und beschenkt. Stiefel oder Schuhe werden aber trotzdem noch vor die Haustür gestellt. Wegen der Entfernung der einzelnen Behausungen hat jeder seinen Nikolaus. Im Stiefel oder Schuh finden die Kinder Weihnachtssüßigkeiten. Nikolausjagen ist hier unbekannt. Einen Nikolausumzug gab und gibt es hier nicht.

Das Backen von Stutenkerlen nach der von Ihnen beschriebenen Art mit Rosinenaugen und Tonpfeife ist hier alter Brauch, sie werden aber vom Bäkker gebacken. Die hölzerne Backform ist etwa 3 cm dick, 30 - 35 cm lang und 12 cm breit. In diesem Holzbrett befinden sich meist 10 Formen.

Eine Verehrung des hl. Nikolaus ist in hiesiger Gegend unbekannt.

Weihnachtskrippe und Weihnachtsbaum

Eine Weihnachtskrippe gab und gibt es nicht in meinem Hause, und ich weiß auch kein Haus in Leeden und näherer Umgebung, wo eine solche steht. Wohl sah ich eine solche bei einem Krippenspiel in der Kirche. Einen Weihnachtsbaum gab es in meinem Zuhause immer, ob mit oder ohne Kleinkinder. Hier ein Gegenbeispiel: In ein Haus in Leeden-Loose heiratete im vorigen Sommer eine junge Frau aus einer Nachbargemeinde. Diese junge Frau kaufte kurz vor Weihnachten bei mir einen Weihnachtsbaum. (Ich hörte), daß diese junge Frau sich mit aller ihr zur Verfügung stehenden Energie hat durchsetzen müssen, um einen Weihnachtsbaum kaufen und aufstellen zu dürfen. Ehemann und Schwiegervater hätten gesagt, sie hätten noch nie einen Weihnachtsbaum gehabt. Geschehen im Jahre... 1968. Eine 93jährige Frau hat mir gesagt, daß in ihrem Elternhause auch schon seit ihrer frühesten Kindheit ein Weihnachtsbaum vorhanden gewesen wäre. Ein 88jähriger Gewährsmann sagte mir, daß nicht alle kleinen Leute einen Baum

gehabt hätten. Man hätte sich dann aber dort zusammengefunden, wo ein Baum gebrannt hätte. Früher wurden die Bäume...von (den) Bauern gekauft. Das geschieht teilweise auch jetzt noch, aber es gibt jetzt zentrale Verkaufsstellen und Märkte. Selbst beim Verkauf von Weihnachtsbäumen kann man den Wohlstand und den höheren Wohnkomfort der Menschen beobachten, denn von Jahr zu Jahr werden größere und bessere Bäume (Edelfichten) verlangt. Holen und Schmücken der Weihnachtsbäume ist wohl meist Sache der Eltern. In früheren Jahren war der Christbaumschmuck wohl bunter und billiger als heute, wo es nur noch weiße Kerzen, silberne Kugeln und Lametta gibt. Leider setzt sich nach und nach die kalte und unfreundliche elektrische Beleuchtung durch. Aufgestellt wurde der Baum in der besten Stube, natürlich vorher vor den Kindern geheimgehalten. Schon früher war es Brauch, daß der Baum Neujahr nochmal angemacht wurde. Bald danach wurde er geplündert. Heute kann der Baum kaum so lange stehen, da die meisten Leute Zentralheizung haben,und die Nadeln frühzeitig abfallen. Edeltannen nadeln nicht, das ist auch ein Grund, daß diese mehr verlangt werden. Von der Zeit vor 1875-80 kann ich leider nichts berichten.

Der Heilige Abend

Der 24. Dezember heißt auch hier Heiliger Abend oder Weihnachtsabend. Eingesungen und eingeblasen wurde und wird er nicht. Der Heilige Abend verlief in meiner Familie in der Zeit von 1900 - 1914 still und ruhig ohne Fasten. Wir Kinder setzten einen gewöhnlichen Teller auf den Tisch und gingen früh schlafen. Wir schliefen so lange, bis (wir) geweckt wurden, denn dann war die Bescherung. Der Weihnachtsbaum wurde erst am Abend des ersten Festtages angesteckt. Die Bescherung für uns Kinder bestand aus einem Teller mit Nüssen und Plätzchen, dem Tannenbaum und, wenn es gut ging, ein Paar Holzschuhen und regelmäßig einem kleinen Holzkästchen mit 10 Griffeln für die Schule. Ich kann mich an ein einziges Mal erinnern, daß ich auf meinen besonderen Wunsch ein ganz kleines Musikinstrument bekam, worauf ich mit einem Holzhämmerchen eine Melodie spielen konnte. Ich möchte aber wohl behaupten, daß unsere Freude damals größer war als bei den Kindern, die heute einen ganzen Tisch voll Geschenke bekommen.

Dann ging es im Trab zur Kirche, der "Uchte", wohin wir eine halbe Stunde Weg hatten. Vor lauter Aufregung bekamen wir kaum zu essen, und einmal passierte es, daß wir drei Kinder uns in der Uhrzeit geirrt hatten und eine Stunde zu früh, um 5 Uhr, schon frierend vor oder in der kaum geheizten Kirche waren. Hier hat sich nun in der Nachkriegszeit vieles geändert. Heute ist um 17 Uhr Christvesper in der Kirche, wohin fast alle Kinder gehen. Kommen die Kinder mit den begleitenden Angehörigen heim, ist bei strahlendem Weihnachtsbaum die Bescherung. Ich finde diese Einrichtung sehr gut. Abends um 23 Uhr ist seit einigen Jahren nochmal Gottesdienst, dafür ist die Uchte am Weihnachtsmorgen weggefallen. Das Sprengen mit Weihwasser ist wohl konfessionsbedingt und hier unbekannt. Ein Bündchen Heu vor die Tür gelegt, ja, das tat mein Vater auch wohl, und sonderbarerweise war es am nächsten Morgen vom Esel des Christkinds aufgefressen.

Zwischen Weihnachten und Epiphanias und Stephanstag

Hiervon kann ich nichts berichten, weil hier von dem Geschilderten nichts bekannt ist.

Jahreswechsel

Der Abend des 31. Dezember heißt hier: Sylvesterabend. Am Nachmittag wird kaum noch gearbeitet. Um 17 Uhr ist (und war) Gottesdienst. Abends gibt es ein besonders gutes Essen. Getrunken wird nur dort, wo gefeiert wird. Das neue Jahr wird auch jetzt im Dorf und in der Bauerschaft mit Feuerwerk und Spektakel empfangen. Ich schätze, daß knapp die Hälfte der Bewohner bis 24 Uhr aufbleibt. Dann wünscht man sich natürlich Glück zum neuen Jahre oder ruft sich (leider) "Prosit Neujahr" zu. Früher wurde, und jeder versuchte dem anderen zuvorzukommen: "Vi-ele Glück in' t nigge Joahr" gewünscht.

Vom Dreikönigstag kann ich nichts berichten.

(AwVk Ms. 3474)

FASTNACHTSBRÄUCHE UND NACHBARSCHAFT

Nur in einem Falle kann ich von einer Erwachsenengruppe berichten, die, maskiert und verkleidet, durch die Gemeinde zog. Etwa um 1907 oder 1908 kamen drei erwachsene maskierte Männer mit Korb und Fleischgaffel in mein Elternhaus, machten allerlei Hokuspokus und bekamen dann von meiner Mutter eine Mettwurst.

In der Zeit um 1910 gingen am Fastensonntag, -montag und -dienstag des öfteren verkleidete Kindergruppen durch die Gemeinde. Ich selbst war immer mit dabei. Verkleidet und maskiert hatten wir als Musikinstrumente wohl mal eine Mundharmonika, sonst immer nur zwei Topfdeckel. Wir sangen oder sprachen:

"Ich bin der kleine König,
gebt mir nicht zu wenig,
eine Wurst oder ein Ei,
ist mir ganz einerlei."

Wurden wir gefragt, woher wir kämen, antworteten wir:

"Aus Sachsen,
wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen."

In dem Korb wurden die geschenkten Eier (sehr selten eine Mettwurst) gesammelt. Nach dem Umzug wurden die Sachen unter den Kindern geteilt. Es gab schon damals Tiermasken. Ich kann mich erinnern, daß ich mal eine Kalbskopfmaske und ein Nachbarjunge eine Hundekopfmaske trug. Erst später, nach dem ersten Weltkrieg, gab es Teufelsgeigen, die ich selbst mehrfach gemacht habe. Eine Skizze einer solchen Teufelsgeige liegt bei. (Vgl. S. 125) Britsche, "Fastnachtskerl" oder Tanzbär gab es nicht, auch kein Wassernachgießen. Etliche verriegelten wohl die Türen oder schickten auch wohl mal die "Fastnachtsgecks" unverrichteter Dinge wieder zur Tür hinaus. Auch nach 1945 sah man noch vereinzelte Fastnachtskindergruppen, aber in der heutigen Wohlstandszeit genieren sich die Menschen, diese schöne alte Sitte zu erhalten, da sie eventuell als Bettelei angesehen werden könnte. Meine drei Enkelkinder, 9, 7 und 5 Jahre alt, bereiten sich schon jetzt darauf vor. Sie freuen sich königlich, wenn sie in den paar Nachbarhäusern nicht erkannt worden sind. Natürlich bekommen sie etwas geschenkt, heute meist Süßigkeiten oder eine Münze.

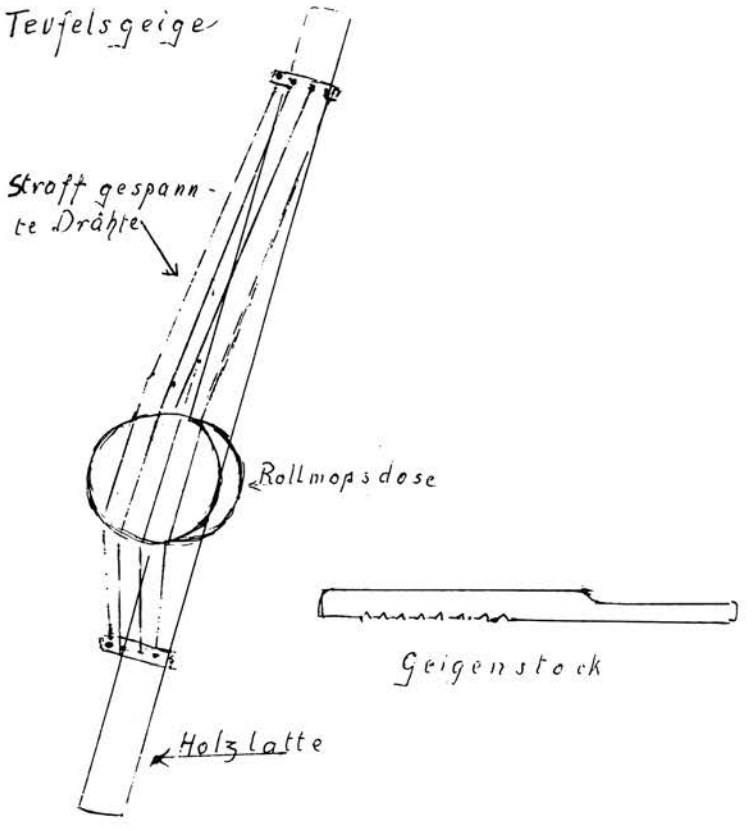
Nachbarfest

Nachbarschaften bestanden hier schon immer und bestehen auch jetzt noch. Die Jüngeren rebellieren zwar schon dagegen, aber vorläufig wird es so bleiben. Daß Nachbarschaften auch heute noch notwendig sind, zeigt folgender Vorfall. Ein Neubauer (Ostvertriebener) in der Leedener Siedlung glaubte,ohne Nachbarn auskommen zu können. Im vorigen Sommer hatte

ein Sohn Hochzeit. Natürlich wollte der nicht auf die ortsübliche Schmükkung der Wohnung und Zugänge nebst Frageabend usw. verzichten. (Vgl. S.65) Nachbarn waren keine vorhanden. Er versuchte, von Arbeitskameraden die Hochzeitsbräuche durchführen zu lassen, aber die wohnten 5 - 8 km entfernt. Somit zerschlug sich auch dieses. Endlich übernahm dann sein Gesangverein diese Aufgaben.

(1931/32 habe ich) in meinem Wohnbereich eine Nachbarschaft... gegründet. Alljährlich in der ersten Hälfte des Monats Januar findet in einem der Nachbarhäuser, jährlich wechselnd, ein Nachbarschaftsabend statt. Der gewählte Nachbarschaftsälteste ladet dazu ein. Es sind schriftliche "Richtlinien" vorhanden, deren Vorschriften straff durchgeführt werden. Beginn des Abends ist um 20 Uhr, spätestens beim Glockenschlag 8 ist der letzte Nachbar da. Kommt einer zu spät, muß er Strafe zahlen. Nach der Eröffnung streift der Nachbarschaftsälteste die Vorkommnisse des letzten Jahres, insbesondere Todesfälle (mit stillem Gedenken), Geburten, Verlobungen und Hochzeiten. Auch ein Kassenbericht wird gegeben. Die (Kasse) darf normalerweise nicht mehr Bestand aufweisen, wie zu dem nächsten Nachbarschaftsabend benötigt wird. Alle Nachbarschaftsangelegenheiten werden durchgesprochen. Falls notwendig, werden neue Beschlüsse gefaßt und die Richtlinien evtl. ergänzt oder geändert. Beispielsweise wird seit etwa zehn Jahren bei Beerdigungen ein Gemeinschaftskranz und bei Verlobungen und Hochzeiten ein Gemeinschaftsgeschenk gegeben. Auch wird neuerdings ein Beerdigungsinstitut mit herangezogen, aber die Nachbarn stellen die Sargträger. Sind alle Angelegenheiten durchgesprochen, wird geklönt. Einige Flaschen Korn werden geleert, und belegte Brötchen (werden) gereicht. Jugendliche nehmen an dem Nachbarschaftsabend nur dann teil, wenn ein Elternteil nicht mehr lebt. Normalerweise nehmen alle Nachbarschaftsehepaare daran teil. Schon bei Beginn des Abends wird das Ende auf 23 Uhr festgelegt. Auch der nächstjährige Nachbarschaftsabend wird festgemacht. Finanziert werden die Abende zeitweise durch Jahresbeiträge, aber überwiegend durch amerikanische Versteigerungen und Strafgelder ...

(AwVk Ms. 4184)



Ein Gerät könnte ich noch erwähnen, das ist die Teufelsgeige. Ich habe selbst in den 20er Jahren eine solche gebaut und auch benutzt. Bei turbulenten Angelegenheiten, selten auch mal bei Vereinsständchen, wurde sie als Schlagzeug zur Ziehharmonika benutzt. Die Herstellung einer Teufelsgeige war sehr einfach. Ein Lattenstück, etwa 1,50 m lang, am unteren Drittel eine Rollmopsdose angenagelt, vier Drähte straff darüber gespannt und auf dem oberen Ende Blechdeckel und kleine Dosen befestigt, und die Geige war fertig. Als Geigenstock diente ein etwa 3 cm dicker eingekerbter Stock oder ein solches Lattenstück.
Kinder als "Fastaumendsgecks" begnügten sich mit Topfdeckeln.

(AwVk Ms. 4184)

1962 geänderte und ergänzte Richtlinien der Nachbarschaft Fangberg-Süd

Auf der ersten Nachbarschaftsversammlung, die am 26. 12. 1953 beim Nachbarn Dunkmann stattfand,wurde beschlossen, durch alljährliche Zusammenkünfte der Nachbarn das Band der Nachbarschaft zu festigen. Anschließend wurden dann alle Nachbarschaftsangelegenheiten, wie sie auch bisher schon bestanden, eingehend durchgesprochen. Nach Einverständnis aller Anwesenden wurden diese Vereinbarungen in festere Formen gefaßt und schriftlich niedergelegt:

Sinn und Zweck der Nachbarschaft ist, sich bei besonderen Familienereignissen (Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen u.a.) durch gegenseitige Hilfeleistungen beizustehen und sich an dieser Hilfeleistung vollzählig, pünktlich und fleißig zu beteiligen.

Die Nachbarschaft Fangberg-Süd umfaßt die Häuser:
Hemesath: 1 Familie; Lagemann: 1 Familie; Schwermann: 2 Familien; Dunkmann: 2 Familien; Schnatbaum: 2 Familien; Höweler und Mieter: 2 Familien.

Zum Nachbarschaftsältesten wird bis auf weiteres der Nachbar Friedrich Schnatbaum gewählt, ab 1962 Rudolf Dunkmann.

Nachbar Höweler ist Fahrnachbar. Auf Beschluß der Nachbarschaftsversammlung 1963 nicht mehr bei Beerdigungen.

Neuaufnahmen erfolgen durch Mehrheitsbeschluß. Ein Austritt oder Ausschluß kann nur nach begründetem Antrag von der Nachbarschaftsversammlung anerkannt und genehmigt werden. Eine Neuaufnahme erfolgt kostenlos, wenn eine Nachbarschaftseinladung erfolgt. Erfolgt keine Einladung, wird eine Aufnahmegebühr von 5,-- DM erhoben.

Bei Hilfeleistungsfällen hat jeder Nachbar nach Bedarf und Vereinbarung ein oder zwei Personen (auch Frauen) zu stellen. Der erste Nachbar bestellt und organisiert den Arbeitseinsatz. Der Fahrnachbar ist von den andern üblichen Arbeiten befreit, kann sich aber daran beteiligen.

Wer unentschuldigt zu bestellter Hilfe fehlt, zahlt 5,--DM Strafe. Wer zu spät kommt, zahlt 50 Pfg., wer über eine Stunde zu spät kommt, zahlt 2,--DM und für jede weitere Stunde 1,--DM. Diese Vereinbarung gilt auch für die Nachbarschaftszusammenkünfte.

Der Nachbarschaftsälteste hat das Recht, die Strafgelder einzuziehen. Außerdem ist er berechtigt, besonders auffallende Verfehlungen Einzelner mit einer Geldbuße zu belegen. Ist es einem Nachbarn nicht möglich, die verlangte Hilfe zu stellen, ist die Stellung einer Ersatzperson gestattet.

Bei Todesfällen sind die neuen Beschlüsse in Kraft getreten, das sind folgende:

1. Das Einkleiden und das In-den-Sarg-Legen übernimmt Schreiner Friedrich Lagemann oder dessen Stellvertreter Willy Lagemann (Fang) evtl. in Verbindung mit einem Beerdigungsinstitut.
2. Leichenbitter werden abgeschafft. Jede Trauerfamilie besorgt die Benachrichtigung durch Trauer (Toten-)briefe.
3. Die Nachbarschaft stiftet einen großen gemeinschaftlichen Kranz. Auch die Acht auf dem Sarg wird vom Gärtner angefertigt.
4. Das Leichenauto wird von der Trauerfamilie selbst gestellt.

Werden die Nachbarn zu einer Familienfeier (Geburtstag oder dergl.) eingeladen, geben sie ein Gemeinschaftsgeschenk. Werden sie dazu nicht eingeladen, kann jeder Nachbar nach eigenem Gutdünken handeln.

Wenn jemand aus der Nachbarschaft nach auswärts fortheiratet und zur Hochzeit keine Nachbarn nimmt, sind 15,-- DM an die Nachbarschaft zu zahlen. Bleibt er aber in der Nachbarschaft und nimmt die Nachbarn nicht, sind 50,-- DM zu zahlen.

Einmal im Jahr findet ein Nachbarschaftsabend bei jeweils wechselndem Nachbarn statt. Der Termin wird nach Möglichkeit Weihnachten und Neujahr vorgeplant, wird aber in dem vorhergehenden Nachbarschaftsabend festgelegt. Der Nachbarschaftsabend soll in mäßigem Rahmen und ohne Kaffeetrinken vonstatten gehen. Die Kosten für etwaige Getränke und belegte Brötchen werden gemeinschaftlich getragen.

An jedem Nachbarschaftsabend wird Beschluß gefaßt, ob und in welcher Höhe ein Jahresbeitrag gezahlt werden soll.

Jeder Nachbarschaftsabend beginnt pünktlich um 20.00 Uhr und endet um 24.00 Uhr. Alle Nachbarn sind für einen angenehmen Verlauf des Abends mitverantwortlich. Ein Sichabsondern oder frühzeitiges Verlassen wird mit einer Geldbuße in Höhe von 1,-- DM geahndet.

(AwVk K 237)

Das Nachbarschaftslied

Woa an' n Fangbiärg stoaht dei Hüser blank un kloar,
wo dei Sünne schinnt dat leiwe lange Joahr,
wo dei Westwind fiäget olltiet mit Gebruus:
doa is mine Heimat, doa bin ik tou Huus.

Woa dei Äcker ligget immer freit un göün,
woa dat Obst up Bäume sitt sau prall un schön,
woa in jeden Goaren blöüht ein Bloumenstruuß:
doa is mine Heimat, doa bin ik tou Huus.

Woa dei Mensken friedlik bi-eneine wuohnt,
sik einänner helpt sau gued os sei et küönt,
woa dei Kinner segget fröndlik einen Gruß:
doa is mine Heimat, doa bin ik tou Huus.

Brenk man mi dann einmaul no den Kiärkhof hen,
kann ik van doa auk no mine schönen Heimat sehn,
un herunner schick ik auk no manchen Gruß:
häwwe nu 'ne ännere Heimat, wo ik bin tou Huus.

Dies ist das Lied unserer Nachbarschaft seit 1952. Es ist von mir geschrieben und wird bei jedem alljährlichen Nachbarabend von allen Nachbarn gesungen. - Wer nicht mitsingt, bezahlt Strafe.

(AwVk K 237)

KONFIRMATION FRÜHER UND HEUTE

Die Vorbereitungszeit

In Leeden wurden bis 1918 alle Kinder im Alter von 15 Jahren konfirmiert, d.h., nach der Schulentlassung gingen sie noch ein Jahr in den Konfirmandenunterricht. Einer meiner Brüder wurde an Palmsonntag 1915 konfirmiert, am 9. Oktober desselben Jahres wurde er 16 Jahre alt. Der Antrag der Eltern auf Vorverlegung der Konfirmation wurde vom Presbyterium abgelehnt. In den späteren Jahren wurden auf Antrag (wegen Beginn der Handwerkerlehre) ab und zu 14jährige konfirmiert. Es gab damals und es gibt heute noch 2 Jahre Katechumenen- und 1 Jahr Konfirmandenunterricht. Um die jetzt 14jährigen konfirmieren zu können, beginnt der Unterricht mit 11 Jahren. Konfirmanden (selbst Konfirmierte) nahmen an keinen Festlichkeiten teil. Der kirchliche Unterricht durch den Pfarrer war so intensiv, daß die Konfirmanden gar nicht an solche Sachen dachten. Der allsonntägliche Gottesdienst, d.h. die Teilnahme daran, war Pflicht. Die Katechumenen gingen sonntagnachmittags zur Kirche. Wurde einem Konfirmanden die Konfirmation vom Pfarrer verweigert, so war das eine größere Schande als heute eine Gefängnisstrafe. Da damals in der Leedener Kirche jeder Ortsansässige seinen meist beschrifteten Platz hatte, konnten die Kinder nicht in den vorderen Reihen sitzen. Nach dem ersten Weltkrieg wurde das nicht mehr so genau genommen, und seitdem sitzen die Konfirmanden vorn in den ersten Bänken mit dem Unterschied, daß heute von den etwa 30 Kindern kaum 10 anwesend sind. Die Konfirmanden, die zu der Zeit den Unterrichtsstoff in ein Büchlein zu schreiben hatten (ich habe Ihnen ein solches vorgelegt) wurden im wöchentlichen Unterricht oft nach dem Inhalt der Sonntagspredigt gefragt. Die Prüfung der Konfirmanden, an der die Eltern immer und auch wohl (die) Geschwister teilnahmen, war am Mittwoch vor Palmsonntag.

Die Einsegnung

Die Konfirmation war bis zur jüngsten Vergangenheit immer am Palmsonntag. Die Konfirmanden sammelten sich im Pfarrhaus, welches etwa 150 m von der Kirche entfernt lag. Von dort geleitete sie der Pfarrer zur Kirche. Wir Konfirmanden sangen vor der eigentlichen Einsegnung den Choral: "Mein Schöpfer steh mir bei". Oder ein sonst passendes Kirchenlied wurde gesungen. Der Kirchenchor auf der Empore sang: "Herr, sie sind Dein". Jedes Kind erhielt bei der Einsegnung einen Spruch, den "Denkspruch". Dieser wurde später ausgehändigt. Heute bekommen sie ihn gleich eingerahmt mit. Eine oder einer der Lieblingskonfirmanden erhielt immer den Spruch: "Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben". Bei meiner Konfirmation erhielt ein elternloser Konfirmand den Spruch: "Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf". Ein anderes Mal erhielt ein kleiner Bösewicht den Spruch: "Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehn? Wenn er sich hält nach seinem Wort".

So geschah es öfter, daß der Pfarrer, der ja die Sprüche aussuchte, diese in etwa auf den Empfänger zuschnitt.

Die Kirche wurde zu Palmsonntag mit Grüngirlanden geschmückt. Vor der Kirchentür und meist auch vor dem Eingangstor zum Kirchplatz wurde ein Ehrenbogen aufgestellt. Der Weg vom Pfarrhaus bis zur Kirche war beiderseits mit Wacholder bepflanzt.

Die Kleidung

Besondere Speisen gab es an diesem Tage nicht. Als Kleidung für Konfirmandinnen und Konfirmanden wurden nur schwarze Kleider und Anzüge getragen. Zur Prüfung trugen die Konfirmandinnen ihr zweites, nicht schwarzes Kleid, während die Jungen ihren Konfirmationsanzug anzogen. Trachtenkleider gab es hier nicht. Meine Schwester trug 1911 ein Kleid mit Stehbörtchen und Tüll am Hals. Auch jetzt sind Konfirmationskleider noch schwarz, dagegen sind die Anzüge mal blau oder grau. Schmuck wurde nicht getragen, wohl Gesangbuch mit Spitzentaschentuch. Das Gesangbuch wurde meist selbst gekauft, selten geschenkt (mit Widmung). Die Mädchen trugen lange Zöpfe, die Jungen trugen zum schwarzen Anzug mit Ärmelmanschetten schwarzen Schlips und schwarzen Hut. Heute tragen sie keinen Hut mehr, aber dafür lange Haare. Die Eltern trugen ihre Festtagskleidung, die Väter Frackanzug.

Der Konfirmationstag in der Familie

War die kirchliche Feier beendet, war auch für die meisten der damaligen Konfirmierten der Festakt vorbei. Gefeiert wurde damals überhaupt nicht. Mir ist ein Fall bekannt, daß um die Jahrhundertwende ein großer Bauer nicht einmal zur Konfirmation seines Sohnes...mit zur Kirche ging. Eine häusliche Feier, wie sie im Fragebogen beschrieben ist, (war damals unbekannt). Mir hat bei meiner Konfirmation 1917 niemand die Hand zur Gratulation gedrückt. Ich war ganz erstaunt, als ich dieses in späteren Jahren sah.

Nach der Konfirmation

Der damalige Leedener Pfarrer Florens Smend lud vor 1910 die Neukonfirmierten am Palmsonntagnachmittag zu Kaffee und Kuchen zu sich in die Wohnung ein. Es wurde gespielt, und dann ging er mit ihnen durch Garten und Feld, besonders durch den Obstgarten. Eindringlich erklärte er ihnen alles, was kreucht und fleugt. Insbesondere legte er ihnen an's Herz: Pflanzt Bäume, pflanzt einen Baum zu jeder außergewöhnlichen Begebenheit, sei es ein Familienfeiertag, Hochzeit, Geburt oder Todestag oder auch sonst zu einer weltlichen Begebenheit. Ihr werdet später Eure Freude daran haben. Viele haben diesen Rat befolgt. Meine Schwester (geb. 1885) hat bei Beendigung des letzten Krieges 1946 eine "Friedenskastanie" auf ihrem Hof gepflanzt. Diese ist jetzt schon zu einem ansehnlichen Baum geworden, und gerne weist sie jeden Besucher darauf hin.

Im Laufe des Sommers trafen sich die Konfirmierten noch wohl ein- oder zweimal, sei es zu einem Ausflug oder sonstigen (Unternehmungen). Die Mädchen schlossen sich meist dem von der Pfarrersfrau geleiteten Jungmädchenverein an. Die Jungen hatten aber kaum noch einen Zusammenhalt. Natürlich wurde jeden Sonntag zur Kirche gegangen.

Heute sieht man die Konfirmierten kaum noch in der Kirche. Die Konfirmation ist heute viel weltlicher und freier. Die Konfirmation wird heute wie eine kleine Hochzeit gefeiert. Die vielen Geschenke und die vielen Gratulationskarten, durchschnittlich etwa 120, sind den Kindern das Wichtigste. Von der Kirche bekamen sie keine Geschenke, außer dem Denkspruch. Aber heute werden die Kinder von den Paten und von der gesamten Verwandtschaft und Nachbarschaft beschenkt. Der Denkspruch wird wohl noch vorerst schön verwahrt, aber man sieht keinen mehr an der Wand hängen, wie es früher war.

Sicher gehörten die Konfirmierten zu den Erwachsenen, aber beispielsweise zum Schützenfest gingen sie nachmittags nur zum Zuschauen. Zum Tanz gingen sie in den ersten Jahren nicht. Rauchen? - nein, oder nur heimlich. (Ein Bekannter) berichtete mir, daß er beim Militär einen nichtkonfirmierten (Kameraden) gehabt hätte, der dort konfirmiert worden wäre.

In Leeden wie in den Nachbardörfern wird etwa seit einem Jahrzehnt Goldene Konfirmation gefeiert. Das ist eine sehr schöne Einrichtung.

Hier sei ein Fall erwähnt, den ich aber nicht beschwören kann: Ein Leedener Mädchen, während des Dritten Reiches aufgewachsen, mußte, um kirchlich getraut werden zu können, erst noch getauft und konfirmiert werden.

(AwVk Ms. 4468)

VERLOBUNG UND HOCHZEIT

Brautwerbung

(Die) Brautwerbung geschah bei den Bauern oft bei sonntäglichen Besuchen. Dabei wurde sehr darauf geachtet, daß die Höfe der Betreffenden gleich groß waren. Ein beauftragter Mittelsmann, "Friggerautsmann" genannt, konnte sich für seine Vermittlung einen Hut verdienen. Brachte er nach längerem Vorgespräch sein Anliegen vor und wurde ihm später Pfannekuchen zum Essen vorgesetzt, so konnte er mit (der) Annahme seiner Werbung rechnen.

Junge Burschen besuchten auch früher schon die Mädchen am Schlafzimmerfenster. Das geschah bei Dienstmädchen natürlich öfter, oder zumindest öffentlicher, als bei Bauerntöchtern. Grund waren die wenigen geselligen Zusammenkünfte, denn Tanzveranstaltungen gab es nur einmal im Jahr. Das Zusammenleben der jungen Leute war damals sittenstrenger und unfreier als heute. Die Jugend wurde strenger erzogen. Wohl wurde auch damals gefreit und geliebt, aber die Jugend war auch nicht so frühreif wie heute, bedingt durch die heutige "Aufklärung" durch Film, Fernsehen und illustrierte Zeitschriften. Damals hielten sich die jungen Männer zurück, weil sie alle Soldat werden mußten, und die Mädchen hatten Angst vor dem Heiratenmüssen. Eine Begebenheit sei hier erwähnt: Um 1908/1909 mußten hier in der Gemeinde 3 junge Mädchen heiraten, weil sie gesegneten Leibes waren. Nach der Anmeldung der Trauung bei dem damaligen Ortspfarrer wurde den drei Bräuten von dem Pfarrer verboten, in Kranz und Schleier vor dem Traualtar zu erscheinen. Sie mußten eben Kranz und Schleier ablegen. Solche Sachen hatten eine tiefe Wirkung in unserer kleinen Gemeinde. So tief, wie es die Illustrierten bringen, sind aber auch heute noch nicht Sitte und Moral in ländlichen Gebieten wie in Leeden gesunken. Heute wie damals gibt es junge Frauen, die vor ihrer Ehe keinen anderen Mann hatten.

Verlobung

Höchst selten wurden Vereinbarungen über eine Mitgift bei der Verlobung geschlossen. Ich habe nur einen Fall erkunden können, wo eine solche Vereinbarung getroffen wurde. Die Verlobung wurde aufgelöst, und die Braut hatte Anspruch auf größere Ländereien. Sie hat diese Ansprüche aber nicht geltend gemacht, da sie sich später noch recht gut verheiratet hat. Die Verlobungszeit dauerte verschieden lang, war aber meistens bis zu einem Jahr üblich. Als Besiegelung einer Verlobung galt das gegebene Wort mit Handschlag. Verlobte galten damals durchaus nicht als verheiratet. Im Gegenteil - Verlobte durften nicht unter einem Dach schlafen.

Als Treuegabe war wohl der Ring anzusehen, den der Bräutigam der Braut schenkte. Dafür schenkte die Braut ein Geldstück. Auch schenkte der Bräutigam der Braut die Mützen.

[Die Mütze, die der Bräutigam der Braut früher schenkte, wurde nach der Jahrhundertwende nicht mehr hergestellt. Meine Mutter, die eine solche Mütze besaß, hat 1881 geheiratet. Ich bin der Meinung, daß man diese Mütze besser "Haube" nennen sollte, denn ich vermute, daß der heute noch gebräuchliche Ausdruck: "Unter die Haube kommen" mit dieser Kopfbedeckung zusammenhängt. Diese Mützen wurden von der Putzmacherin gemacht. Die ziemlich feste oder halbsteife Umrandung war etwa 6 - 8 cm hoch. Der Deckel war eine lockere Tuchbespannung,und innen war die Mütze gefüttert. Die Außenseite der Umrandung war fein mit Perlen bestickt.]

Brautexamen waren hier im Ort nicht bekannt. Das Abkündigen geschah an den 3 Sonntagen vor der Hochzeit in der Kirche. Die Heiratskandidaten hatten dann in der Kirche zu sein.

Gästebitter

Gästebittker oder Hochzeitsbittker hatte der erste Nachbar zu sein. Im Unvermögensfalle sprang aber auch wohl ein Ersatzmann ein. Das war der "Wiesemoorskärl", der Mann der Ortshebamme. Dieser war eine wichtige Person bei Familienfeiern; bei Kindtaufen war er immer, seltener auf Hochzeiten, zugegen. Der Hochzeitsbittker mit buntem Stock und buntem Hut hatte alle Gäste persönlich einzuladen außer den Nachbarn. Natürlich sagte er einen langen Spruch auf. Zwei Reihen davon sind mir noch bekannt, als Mitbringsel wurde gewünscht:"'ne Weggen als en Wagenrad un 'ne Rulle Bottern als en Bükefatt". Die ersten schriftlichen Einladungen sind seit 1902 bekannt.

Vorbereitungen

Die Vorbereitung zur Hochzeit begann zwei, seltener auch drei Tage vor der Hochzeit. Das Hausschmücken ("Buntmachen") war Sache der jungen Generation. Die jungen Männer holten mit viel Hallo und viel Schnaps das Tannengrün aus dem Berg. Die Rückfahrt war meist sehr schwierig. Immer wieder lief ein Rad des mit Tannengrün gefüllten Wagens heiß, und jedesmal mußte eine Flasche mit Flüssigkeit zum Abkühlen vom Brauhause geholt werden. Weiter hatten sie die Bögen zu binden, Löcher auszuheben und die Bögen aufzustellen. Der Fahrknecht hatte Pferde (auch deren Hufe) und Pferdegeschirre auf Hochglanz zu bringen. Birken wurden gepflanzt und am Hoftor angebracht. Die Mädchen hatten die große Diele gründlich zu säubern, Girlanden zu binden, Papierrosen zu machen und den Hochzeitswagen zu schmücken. Einige Nachbarsfrauen kamen am Tage vor der Hochzeit als Küchenhilfe zum Kartoffelschälen und Hühnerrupfen (jeder Nachbar brachte ein Huhn mit). Die Papierrosen, die auch heute noch auf dieselbe Art gemacht werden, hatten keinen besonderen Namen und waren sehr leicht zu machen. Die Dielentür wurde mit einer

Tannengrüngirlande rundum geschmückt. Besondere Stühle für das Brautpaar gab es nicht. Es saß in Sesseln oder Stühlen mit hohen Rückenlehnen, mit Efeu und weißen Papierrosen geschmückt. Wurde ein Hochzeitshaus und -hof nicht geschmückt,dann schenkten die Nachbarn einen "Sorgenstuhl" mit Seitenlehnen und hoher Rückenlehne...

Möbelaussteuer

Die Aussteuermöbel wurden beim Schreiner gemacht. Zur Aussteuer gehörten: Leinenkoffer, später Wäscheschrank, Kommode, Glasschrank, Spinnrad. Über besondere Formen und Schnitzereien kann mir selbst mein fast 82 Jahre alter Gewährsmann, Schreiner von Beruf, nichts sagen. Wäschetruhen aus damaliger Zeit gibt es heute noch. Sie wurden meist Kisten genannt und werden heute (auch bei mir) als Kornkiste benutzt. Ich sah vor Jahren eine solche Kiste als Häckselkiste auf einer Bauerndiele stehen, in der an der Vorderseite der Name "Sentmeier" groß eingeschnitzt war. Meine Kiste ist ziemlich schlicht gemacht, war verschließbar und hatte innen eine Lade mit Geheimfach. Die Leinenkoffer hatten einen gewölbten Deckel. Der oben angebrachte Ring zum Aufheben des Deckels hatte eine Herzform. Eine Uhr hatte eine Braut nicht mitzubringen, da eine solche (Standuhr) in jedem Bauernhause vorhanden war. Standuhren waren allgemein üblich, aber es kamen in der Berichtszeit auch schon Regulatoren auf. Grundsätzlich gab es damals nur ein einteiliges Doppelbett. Als Schmuck kann man allenfalls die gedrehten Köpfe auf den Eckposten ansehen. Sonstiger Schmuck, auch am Brautkleid, gab es nicht. Erwähnt sei noch, daß es vor der Jahrhundertwende vereinzelt ein Himmelbett als Brautbett gab. Polstermöbel und Teppiche kamen in der Berichtszeit bei reichen Bauern in Mode. Beim größten Leedener Bauern stand damals ein Sofa, welches mit starkem Damast bezogen war.

Leinenaussteuer

Zur Aussteuer einer Bauerntochter eines 25 - 30 ha großen Hofes gehört ein Koffer voll Leinen, das waren 30 bis 50 Rollen. Gingen mehrere Töchter ab, dann verringerte sich natürlich die Aussteuer bei jeder einzelnen. Genähte Hemden bekam die Braut mindestens 13 mit. 13 mußten es sein, weil nur einmal vierteljährlich gewaschen wurde...Die Frauenhemden waren ziemlich lang und mit kurzen Ärmeln. "Weenlaschen" wurden als viereckige Achselstücke eingesetzt. Zur Verbreiterung nach unten wurden beiderseitig "Spielen", das sind lange, keilförmige Einsätze, eingesetzt. Die Brauthemden waren für beide verziert. Das Hemd des Bräutigams war an der vergrößerten Halspasse, den Schultern und den Ärmelbündchen durch mit rotem Garn ausgeführtem Kreuzstichmuster verziert. Die Brauthemden wurden später nur noch als Leichenhemd benutzt. Die Braut brachte auch Hemden für den Bräutigam mit. Ein Totenlaken, das meine Mutter als Aussteuer mitbekommen hatte, wurde in meinem Elternhause zweimal bei Beerdigungen meiner Geschwister unter den Sarg gelegt. Die beiden Anfangsbuchstaben des Namens der Braut waren schlicht weiß in die Ecken der Bettwäsche und Tischdecken eingestickt. Allem Anschein nach hatte man damals schon Vorlagen. Sticktücher sind nicht mehr aufzutreiben. Die Nä-

herin nähte die Aussteuer auf dem Hofe der Braut. Ihr wurde dort eine der vorhandenen Stuben zum Arbeiten zugewiesen. Gern zeigte die Braut ihre Aussteuer (den) Frauen aus der Nachbarschaft und der Verwandtschaft. Daran anschließend gab es dann ein "Köppken Koffei" mit Zwieback. Vereinzelt wurde mal ein Leinenkoffer von innen mit Stoff ausgeschlagen.

Oft bekam die Braut als Mitgift ein Stück Vieh, meist Kuh oder Rind, mit. Dieses Tier wurde ungeschmückt hinter dem Kistenwagen mitgeführt. Heute hat man das nicht mehr. Die Braut brachte dem Gesinde des Hofes ein "Gebestück" mit, den Knechten eine Hose und den Mägden ein Kleid.

Aussteuerwagen

Der Aussteuerwagen wird hier meist als Brautwagen bezeichnet...Beim Be- und Entladen halfen die jeweiligen Nachbarn. Der Wagen wurde oft angehalten, und manche Flasche wurde geleert. Auch nicht dazu gehörende Sachen wurden mit aufgeladen. So wurde bei einem hiesigen mittleren Bauern neben anderem auch das Ochsengeschirr mit aufgeladen. Als am anderen Morgen der Ochse angespannt werden sollte, fehlte das Geschirr. Nach langem Suchen fand man es beim Hochzeitshause wieder. Natürlich mußte es eingelöst werden. Waren die Aussteuermöbel mit Hilfe der Nachbarn eingeräumt, begann die Braut mit evtl. Großmagd oder Näherin mit dem Einlegen der Wäsche in den Wäscheschrank. Hierauf wurde besondere Sorgfalt gelegt. Spitzenborten gehörten mit dazu. Ein noch bekannter Spruch für den Wäscheschrank lautet: "Die Wäsche fein und zart - im Schranke aufbewahrt - ist guter Frauen Art."

Der Vorabend

Der Abend vor der Hochzeit hieß hier: Hochzeitsabend. Die Nachbarn gaben schon am Tage vor der Hochzeit je ein Huhn und für den Hochzeitstag die Milch. Die Verwandten brachten meist Eßbares mit, und das wurde vom Hochzeitshaus mit einkalkuliert. Diejenigen, die zu Fuß kamen, trugen in einem bunt karierten Kissenbezug, mit dem Spazierstock über der Schulter gehalten, eine Wegge, eine Rolle (etwa 1 kg) fein geschmückter Butter, Zucker, Zwiebäcke, Kaffee, wertmäßig abgestimmt. Am Hochzeitsabend wurde nicht gepoltert und nicht getanzt. Briefliche Gratulationen gab es damals noch nicht.

Die Trauung

Bei Großbauern wurden die Hochzeiten vom Mittwoch bis Freitag (also 3 Tage), bei mittleren am Donnerstag und Freitag und bei Kleinbauern am Freitag gefeiert.[Ich selbst habe diese Dreitagefeiern nicht miterlebt. Mein 82-jähriger Gewährsmann Fr. Lagemann machte mir diese Angaben. Ich nehme an, daß es vor Zeiten so gewesen ist, dann aber, wo man zu Einzeltagen überging, es bei der Verschiedenheit der Tage beließ, um "besser oder zumindest anders" zu sein wie die niedriger Stehenden. Solche Ansichten bestehen auch jetzt noch.] In der Fastenzeit waren keine Hochzeiten üblich. Zum Kiste- oder Brautwagen muß noch gesagt werden, daß er am

Nachmittag des Vorhochzeitstages angefahren wurde. Der erste Nachbar hatte mitzufahren. Vor dem Tor des Hochzeitshofes wurde angehalten, und es mußte gefragt werden, ob der Wagen hineinfahren dürfe. An der Rückseite des Wagens war an einem Möbelstück das Spinnrad ziemlich hoch quer davor gebunden, ohne Geld. Der Name Wockenstock ist hier vollkommen fremd. Ich nehme an, daß damit die auf dem Spinnrad befestigte Flachsrolle gemeint ist. Diese nennt man hier: "Dießen".

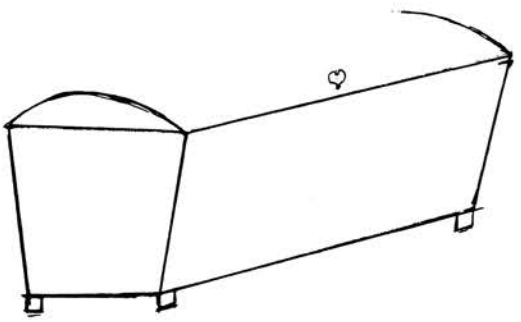
Die kirchliche Trauung fand am Nachmittag statt ohne Elternsegen und Sakramente. Es nahmen nur Brautführerpaare, Trauzeugen, daran teil. Die Kirche wurde und wird nicht dazu geschmückt. Seit zwei Jahrzehnten wird wohl mal der Weg zur Kirche gestreut. Der Brautführer führte die Braut, und als nächstes folgten Führerin und Bräutigam zum Altartisch. Wurde ein Choral gespielt, dann war: "So nimm denn meine Hände" der beliebteste. Schriftlicher Aufzeichnungen über Hochzeitsbräuche kann ich nicht habhaft werden. Die Brautleute fuhren damals in ungeschmückten Kutschwagen zur Trauung, und dieser hatte den traditionellen Hochzeits- oder Leichenweg zu fahren. Selbstverständlich wurde der Wagen öfter von Erwachsenen angehalten. Wir Kinder warfen damals mit Steinen oder sonst was vor den Pferden her und bekamen dafür Kupfermünzen zugeworfen.

Kleidung

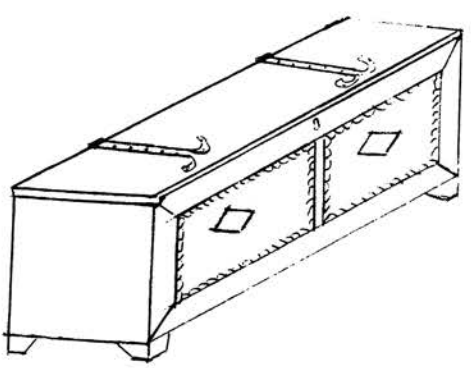
Die Braut wurde von der Näherin angekleidet und trug zum schwarzen Kleid Kranz und Schleier... (Trauung ohne Kranz und Schleier) ...Diese Bekleidung der Braut galt auch für den Nachmittag. Ob vereinzelt Zusätzliches getragen wurde, ist nicht bekannt. Blumensträuße bei der Trauung nimmt man erst seit der letzten Nachkriegszeit. Meine Frau trug bei der Trauung 1926 einen Blumenstrauß, den sie nach der Trauung am Elterngrab in einer kleinen Gedenkfeier niederlegte. Der Bräutigam trug einen Gehrock mit einem Myrtensträußchen am Revers. Um 1910 trugen Bräute auch schon mal ein weißes Brautkleid und die Brautführerinnen hellere Kleider.

Nach der Trauung

Auf Bauernhöfen fand die standesamtliche Trauung morgens statt. Vorher, gegen 10.00 Uhr, wurde gefrühstückt. Um 11. 00 Uhr war die Trauung, bis 2.00 Uhr Mittagessen (es gab Eintopf, meistens grüne Schnippelbohnen) und gegen 3.00 Uhr war die kirchliche Trauung. Nach der Rückkehr wurde das Brautpaar an der Nientür (Dielentür) mit einem Trunk empfangen. Ein bedienendes junges Mädchen hatte dazu ein Verslein zu sagen. Als Zeremonienmeister fungierte der erste Nachbar. Der Brauttanz fand später statt. Bald nach der Ankunft des Hochzeitspaares wurde zu Tisch gebeten. Gegessen wurde am lang über die Diele aufgestellten Hochzeitstisch. Am oberen Ende (saßen) die Brautleute in mit Efeu geschmückten Sesseln oder Stühlen mit hoher Rückenlehne. Der erste Nachbar und Gästebittker regelte die Platzordnung und nötigt zu Tisch. Zum Nachmittagskaffee gab es Wegge und Zwieback, vereinzelt Platenkuchen. Für die Bedienung am Tisch hatten die Nachbarinnen zu sorgen. Die erste Nachbarin hatte zu kochen. Jeder Gast brachte sein Besteck mit.



Leinen koffer 1900 - 1910



Aussteuer Wäschetruhe 1900 - 1910

Nach dem recht gemütlichen und langen Kaffeetrinken wurden Haus und Hof besichtigt. Später kam dann der Brauttanz an die Reihe. Dabei tanzte die Braut zuerst mit ihrem Ehemann, dann mit dem Brautführer, dann mit Schwiegervater und Vater. Bier wurde aus dem Faß eingezapft. Zum Abendessen gab es immer eine warme Mahlzeit. Hühnersuppe gehörte unbedingt dazu, auch Reis mit Pflaumen. Gekocht wurde im Hause. Meist wurde von einem talentierten Verwandten eine kleine Tischrede gehalten. Reime und Sprüche sind unbekannt. Lieder wurden nicht gesungen. Sicher wurden die fein gezierten Butterwellen auf den Tisch gebracht, worin oben ein Geldstück gesteckt war als Spende für die Köchin. Für den Musiker, einem Handharmonikaspieler, wurde im Hut gesammelt. Vor und nach dem Essen wurde gebetet. Während des Abends wurden gerne Gesellschaftsspiele, beispielsweise Körbchentanz und Spiegeltanz, gemacht. Alte Tänze, wie Kegler, kamen zu Ehren. Gegen Mitternacht wurde die Braut entführt, und der junge Ehemann mußte oft recht lange suchen, um sie wiederzufinden. Der Schleier wurde zu Mitternacht, wenn die Braut ihn nicht schon vorher beiseite geschafft hatte, zerschnitten oder zerrissen. Die Reste teilten sich die Hochzeitsgäste als Andenken.

Nachfeier

Der zweite Tag wurde hier nicht gefeiert, dafür kamen aber die Verwandten am nächsten Sonntag nochmals zum Knochenablecken, heute sagt man: Restevertilgen, dazu gehört auch das Trinken. Kam ein Fremder zufällig während der Hochzeit oder kurz vor- oder nachher auf den Hof, so wurde er selbstverständlich reichlich bewirtet.

Der erste Kirchgang nach der Hochzeit wurde in der Hochzeitskleidung gemacht. Ein Zeremoniell zum Einführen in die Familienbank fand nicht statt. Erst nach 6 Wochen durfte die junge Frau den ersten Besuch im Elternhaus machen.

Nun zum Schluß noch die Erwähnung einer kleinen Begebenheit: Die Braut bekam zur Hochzeit ein halbes Dutzend Nachtjacken geschenkt. Nach 6 Wochen kam die junge Frau zum erstenmal in's Elternhaus. Die Mutter, die die Nachtjacken geschenkt hatte, fragte ihre Tochter: "Wie gefallen Dir denn die Nachtjacken?" Die Antwort: "Ganz gut, aber mein Wilhelm hat gestern gesagt, ich solle man wieder das Hemd darunter anziehen, denn die Jacken wären reichlich kurz."

(AwVk Ms. 4047)

BRAUCHTUM UM TOD UND BEGRÄBNIS

Beim Sterben

Der Berichtsort Leeden war bis zum Einströmen der Ostvertriebenen eine rein evangelische Gemeinde und danach waren auch die Sitten und Gebräuche. Bei einem Sterbenden, der das Heilige Abendmahl bekam, wurde das mit wenig Getue bewerkstelligt. Nur bei weit vom Dorf entfernt Wohnenden wurde der Pfarrer mit einem Fahrzeug (Kutschwagen) geholt. Als Versehtisch wurde im Ersatzfalle auch wohl ein mit einer kleinen Decke belegter Stuhl genommen, von einem Angehörigen bereitet. Nachbarn waren bei der Feier nicht zugegen, aber immer der nächste Angehörige. (Ab und zu) nahmen auch (andere) Angehörige an der Feier teil. Der Pfarrer sprach die Gebete.

Todesnachricht

War der Tod eingetreten, wurde zunächst der erste Nachbar benachrichtigt. Dieser übernahm dann nach Vereinbarung mit den Angehörigen die weiter anfallenden Arbeiten. Pfarrer, Küster, Totengräber und Standesamt wurden in Kenntnis gesetzt. Zum Abend wurden alle Nachbarn in das Sterbehaus beordert. Dort wurde dann alles besprochen. Auswärts wohnenden Verwandten wurde meist von einem Familienangehörigen Bescheid gesagt. Die Beerdigung fand immer nachmittags statt. Am Morgen des vorhergehenden Tages wurde die Bauernsprache losgesagt. Diese machte dann die Runde durch die betreffende Bauerschaft (nicht ganze Gemeinde). In den andern vorhandenen Bauerschaften und in den gewünschten Randgebieten benachbarter Gemeinden mußten die Nachbarn als Leichen- oder Totenbitter ansagen. Auch Verwandte in Nachbargemeinden wurden ehedem so benachrichtigt. Um 1905 - 1910 kamen dann bei bessergestellten Bauern die sogen. Totenbriefe auf, aber davon wurden nur wenige benötigt. Parallel damit kamen auch die Todesanzeigen in die Zeitungen. Durch diese gute Benachrichtigung, die manchmal auch doppelt geschah, kamen dann große Leichenzüge zustande. Dieses System wurde nach dem ersten Weltkrieg erst allgemeiner. Zur selben Zeit kamen dann auch die Beileidsbekundungen mit Karten auf.

Der Tote

War der Tod eines Menschen eingetreten, so wurde meistens ein kurzes Gebet gesprochen. Die Pflegeperson oder ein Angehöriger drückte ihm die Augen zu. Öfter wurde auch ein Zweipfennigstück auf die Augenlider gelegt. Um den Mund zu schließen, wurde ein Tuch oder (eine) Binde um Kopf und Kinn gebunden. Bei meiner 1907 gestorbenen 15jährigen Schwester legte mein Vater eine alte Bibel unter das Kinn der Toten. Die Nachbarfrauen kamen bald (vor dem Eintreten der Totenstarre) zum Einkleiden. Dann wurde der Tote im Sterbebette liegen gelassen und mit dem fast überall vorhandenen Leichentuch zugedeckt.

[Das Leichentuch aus meinem Elternhause, welches noch jetzt im Besitz meiner Schwester in Lengerich ist, ist aus weißem selbstgewirktem Leinen hergestellt und hat die Größe 2,20 m x 2,00 m. In einer Ecke ist rot eingestickt: "Bernhardine Bovenschulte 1883".]

Am Morgen des Beerdigungstages wurde der Tote in den Sarg gelegt. Im Normalfalle wurden Bett, Bettstelle usw. wohl kaum vernichtet, aber im Falle meiner Schwester, die an Schwindsucht gestorben war, wurde alles verbrannt. Dem ist wohl zu verdanken, daß keines der Geschwister, die Gestorbene war die mittelste von neun, angesteckt wurde ...

Um 1906 mußte meine Mutter als Nachbarin zu einer Toten in ein Bauernhaus. Mich nahm sie an der Hand mit. Dort angekommen, gingen die Frauen in das Totenzimmer, welches stark abgedunkelt war. Das ganze Zimmer war mit Brennesseln ausgelegt. Daß es Brennesseln waren, weiß ich (noch deshalb, weil) ich barfuß war und sich bekanntlich bloße Haut mit Brennesseln nicht gut verträgt. Später habe ich erfahren, daß Brennesseln Leichengeruch hemmen.

Durch eine Berührung der Leiche wurde Abhilfe von Leiden gesucht. Allgemein wurden einer Toten Ringe und Schmuck abgenommen. Doch bekam meine Mutter 1942 Trauring und Mutterkreuz mit in das Grab. Erst nach dem Hinaustragen der Leiche wurden das Sterbezimmer und (das) Haus gründlich gereinigt.

Totenkleid

Die Nachbarn besorgten das Ankleiden des Toten. Falls das Hochzeitshemd noch vorhanden war, wurde dieses angezogen. Meist wurde aber von den Nachbarn ein Totenhemd aus ganz feinem Hemdentuch, dem sogenannten "Schirting", genäht. Dieses wurde auch wohl unter der Bekleidung angezogen (Kleid oder Gehrock). Ein weißer Kragen wurde wohl umgelegt, aber kein Tuch. Ebenfalls (wurde) schwarze Spitze mit langen Bändern zur Schleife gebunden. Trauermütze ist nicht bekannt. Das schon genannte Totenlaken wurde auch im offenen Sarg noch übergedeckt. Papierhemden für Tote sind erst seit 1918/19 bekannt. Am Morgen des Beerdigungstages wurde die Leiche in den Sarg gelegt, im Sommer mit Blumen in der Hand und (von ihnen) umgeben, im Winter mit Preiselbeersträuchern. Vereinzelt wurden junge, aber schon konfirmierte Mädchen als Braut geschmückt, aber ohne Schleier. Ältere Jungfrauen galten als Frauen.

Totenkammer

Die Totenkammer war meistens das Sterbezimmer. (Das Abdunkeln des) Zimmers ist (mir) nur einmal bekannt (geworden). Der Sarg wurde in einem Vorraum aufgebahrt (große Mittelküche oder Diele). Schon vor der Jahrhundertwende wurden von Verwandten Trauersträuße und Kränze gebracht. Kerzen und Weihwasser waren nicht üblich, doch lagen Gesangbücher aus. Bei einem Todesfalle sprachen immer Verwandte oder Bekannte vor. Die Kranzspenden waren zu damaliger Zeit sehr spärlich. Eine Totenwache gab es nicht...

Der Sarg

Den Sarg machte der Schreiner. Bis zum ersten Weltkrieg wurde er bei Bauern auf dem Hofe in (der) eigenen Werkstatt und aus eigenem Holz gemacht. Nach 1946 gab es die ersten fabrikfertigen Särge. Die allerersten waren als Latten mit Pappe hergestellt (und) kamen von Beerdigungsinstituten. Unterschiede bei den Särgen gab es nur bei Erwachsenen und Kindern. Kindersärge waren weiß gestrichen. Beschläge waren und sind aus Eisen (mit dem Bronzeton).

Die Aufbahrung geschah durch den Schreiner mit Hilfe der Nachbarn. Der Sarg stand auf Böcken. Seit 1900 sind die Bahren abgeschafft. Diese waren aus Eichenholz gezimmert, schwarz gestrichen und hatten 50 cm hohe Füße. Um 1900 wurde an der Haustür als Zeichen der Trauer ein Trauerflor angebracht.

Trauerfeier

Eine schlichte Trauerfeier gab es am Sarge vor dem Hinaustragen. Vor dem Schließen des Sarges wurden die Trauernden herangeholt, und der Schreiner oder (eine andere Person) sprach ein paar Worte und stimmte einen Choral an, meist: "Jesus meine Zuversicht". Nach dem ersten Weltkrieg wurden diese Trauerfeiern am offenen Sarg vergrößert. Meist war es ein Lehrer oder sonst ein Redegewandter, der eine Andacht mit Gesang und Gebet hielt. Nach der Feier wurde der Sarg mit Sargschrauben zugeschraubt. Eisennägel gab es nicht. Von den Trägern, den Nachbarn, wurde der Sarg hinausgetragen und in den Leichenwagen gestellt. Totenträgergruppen gab es damals nicht. Bei Junggestorbenen wurden und werden nach Möglichkeit auch junge, ledige Männer als Sargträger genommen. Erstmalig und einmalig habe ich 1917 als 15jähriger Träger erlebt, daß in die 6 Griffe am Sarg weiße Taschentücher eingeknotet waren. Diese Taschentücher wurden, wenn der Sarg über der Gruft stand, abgenommen und von den Trägern eingesteckt. Seit etwa 20 Jahren tragen die Träger weiße Handschuhe, aber nur leihweise. Träger trugen und tragen immer Zylinder. Vor 1900 wurden Barttragende auch von Barttragenden getragen.

Der Sarg wurde auf den Schultern getragen. War der Weg weiter als 500 m bis zum Friedhof, dann wurde der Sarg mit dem Erntewagen bis 200 m vor den Friedhof gefahren und dann das letzte Stück auf der Bahre getragen. Besonders ausgestattet waren diese Erntewagen nicht. In Leeden gab es einen richtigen Leichenwagen im Jahre 1900. Bezahlt wurde er durch Spenden der Gemeindemitglieder . Wer nicht spendete, sollte auch nicht den Wagen benutzen können, und daher wurde reichlich gespendet. Es blieb noch Geld übrig zur Anschaffung von 2 schwarzen Pferdedecken mit langen Fransen und Kopfhauben. Alle Einwohner waren froh, nicht mehr den Sarg so weit tragen zu müssen, denn der Wagen fuhr nun bis vor das Friedhofstor. Die beiden Pferde für den Leichenwagen hatte der Fahrnachbar zu stellen. Leichenautos, von Beerdigungsinstituten gestellt, gibt es hier erst (seit) 5 - 6 Jahren.

Begräbniszug

Man benutzte immer den kürzesten Weg. Mir ist ein Leichenweg bekannt, der über freies Gelände, Wiesen und Ackerraine führte. Dieser wurde aber seit 1914 nicht mehr benutzt (und)...gerät allmählich in Vergessenheit. Im Begräbniszuge wurde der Sarg mit dem Fußende vorn vorangetragen. Früher folgten dann erst die Männer, dann die Frauen, dann die Angehörigen (?). Heute gehen erst die nächsten Angehörigen, Frauen und Männer, dann die Männer und dann die Frauen. Vor der Jahrhundertwende sind die Schulkinder vom Trauerhause aus dem Leichenzug vorangegangen und haben gesungen, geistliche Volkslieder. Aus Natrup-Hagen...geschah dieses noch bis 1914. [Der evangelische Teil der zur Samtgemeinde Hagen (Provinz Hannover) gehörenden Gemeinde war kirchlich Leeden angeschlossen. Die Kinder der evangelischen Schule Natrup-Hagen gingen bei einer Beerdigung vor dem Leichenwagen her und sangen in Abständen einige Trauerchöre. An der Gemeindegrenze schwenkten die Kinder mit ihrem Lehrer in einen Seitenweg und gingen nach dem Vorbeigehen des Leichenzuges zurück.]

Seit dem ersten Weltkrieg gehen Vereine oder Musikkorps dem Leichenwagen vorauf. Letztere aber nur bei besonderen Personen, wie beispielsweise 1915 bei der Beerdigung eines in der Heimat gestorbenen Soldaten. Die Musiker spielten dann Trauerchoräle, wie "Jesus meine Zuversicht" oder "Was Gott tut, das ist wohlgetan". Kinder gingen nicht im Trauergefolge. Es war wohl Sitte, aber keine Pflicht der Armen, an der Beerdigung teilzunehmen. Alles andere: Fehlanzeige.

Ankunft bei der Kirche

Ein Mann ging dem Leichenzug etwa 10 Minuten voraus und sagte an bei Küster und Pfarrer. Der Küster begann zu läuten, wenn der Leichenzug in Sicht war. Der Pfarrer kam aus der Wohnung und ging das letzte Stück des Weges dem Zug voraus.

Bei Ankunft bei der Kirche ging es gleich zum Friedhof. Als Trauerkleidung dienten bei Frauen immer schwarzes Kleid, schwarze Strümpfe, schwarzer Trauerhut (Krepphut), bei Männern Gehrock und Zylinder, (bei) Jünglingen dunkler Anzug, dunkler Hut und schwarze Krawatte.

Auf dem Friedhof

Die Nachbarn trugen den Sarg zum Grabe. Der Geistliche ging voran. Man ging nicht um das Grab herum. Am Grabe (folgte die) Leichenrede mit Gebet. Früher sprachen keine anderen (Personen) am Grab als der Geistliche. Erde und Blumen (werden) erst seit jüngster Vergangenheit auf den Sarg geworfen. Witwen gingen immer mit zum Grabe.

Trauergottesdienst

Der Trauergottesdienst fand auf Wunsch der Angehörigen an jedem Wochentag, sogar sonntags, statt, im Winter gegen 14 bis 14.30 Uhr und im Sommer gegen 16 Uhr immer im Anschluß an einen Gottesdienst. Nur der Sarg

eines Geistlichen wurde in der Kirche aufgestellt. Sicher wurde eine Predigt gehalten, wobei die Trauernden einen bevorzugten Platz hatten. Totenzettel gab und gibt es hier nicht.

Totengeläute

Geläutet wurde und wird nur am Beerdigungstage mittags von 12 bis 13 Uhr in drei Zeitabschnitten und bei der Ankunft des Trauerzuges. Das letztere (Geläut) beginnt, wenn der Zug etwa 150 m vor dem Friedhof ist und endet nach dem Hinablassen des Sarges in die Gruft. Bei allen Begräbnissen wurde geläutet, und dieses mußte bezahlt werden.

Nach der Beerdigung

Nach der Beerdigung ging das Leichengefolge nicht denselben Leichenweg zurück. Da die weiteren Fragestellungen fast nur auf Vormittagsbestattungen zugeschnitten sind, muß ich hierzu einen völlig neuen Bericht geben. Weit angereiste Verwandte kamen schon zu Mittag. Es gab zum Mittagessen entweder grüne Schnippelbohnen oder Sauerkraut (so war das damalige Sonntagsessen). Später ankommende Verwandte bekamen, wenn die Beerdigung beispielsweise um 3 oder 4 Uhr war, vorher Kaffee mit Zwieback. Nach der Beerdigung gingen Verwandte und Nachbarn noch mit zum Trauerhause. Die Frau vom ersten Nachbarn war zu Hause zum Einhüten geblieben und hatte schon vorgearbeitet. Es wurde dann Kaffee getrunken, und es gab Zwieback (Beschüte) und Weißbrot dazu. Die Nachbarn brachten dazu, wie damals üblich, die Milch. Alle, die mitgearbeitet hatten, wurden geladen, aber nicht der Geistliche. Zusätzlich gab es auch wohl mal, aber nicht immer, Schnaps eingeschenkt. Oft kehrten die Beerdigungsteilnehmer (die sonstigen) anschließend in eine Wirtschaft ein und tranken sich voll. Es wurde dann "das Fell versoffen" (vor ca. 50 Jahren). Noch heute wird ein "Spätheimkehrer" gefragt: "Häw gie dat Fell versuopen?" oder: "Häw he en tau Fell hat?" (Hat er ein zähes Fell gehabt?) Das Kaffeetrinken ist erst nach dem zweiten Weltkrieg so nach und nach in Mode gekommen. Das hängt wohl mit dem gestiegenen Lebensstandard zusammen. An dem Nachmittag besorgten die Nachbarfrauen die häuslichen Arbeiten. Auch die Männer sorgten dafür, daß alles wieder an den rechten Platz kam. War ein Testament gemacht, dann wurde das 6 Wochen nach dem Tode des Erblassers vom Gericht geöffnet. Oft sind Streitigkeiten zwischen den Geschwistern wegen des Nachlasses eines Verstorbenen entstanden. Getrauert wurde beim Tod der Eltern 1 Jahr, für Großeltern im Trauerhaus 6 Wochen und außerhalb des Trauerhauses 8 Tage. Bei Halbtrauer trugen die Männer wohl einen schwarz-weißen Schlips und die Frauen zur schwarzen Kleidung eine durchbrochene oder später eine weiße Bluse. Trauernde durften an keinen Vergnügungen teilnehmen.

Sonderfälle

Totgeborene oder Kleinstkinder wurden in aller Stille oder beim Abendläuten begraben, ohne Pastor. Zwei Nachbarjünglinge trugen den kleinen Sarg. Klar ersichtliche Selbstmörder wurden auch in aller Stille ohne Pastor meist an der Kirchhofsmauer begraben. War dieser geistig behindert, ging der Pastor mit, im Zweifelsfalle ohne Talar. Hierbei wurde natürlich gebetet. Heute gibt es solche Beerdigungen nicht mehr, denn alle Selbstmörder werden irgendwie geistig krank angesehen. Ortsfremde bekamen eine normale Beerdigung. Diese mußte ja gezwungenerweise wohl aus öffentlichen Mitteln bezahlt werden,es gab ja auch damals schon eine Armenkasse. Sicher fanden sich bei Bekanntmachung einige Beerdigungsteilnehmer. Glaubens- oder Kirchenlose gab es hier in der Berichtszeit nicht, und von einer solchen Beerdigung weiß niemand. Später, in den 30er Jahren, wurden auch hier einige Glaubenslose (Tannenbergbund, Freidenker) begraben. Bei der Trauerfeier, eigentlich kann man sie gar nicht so nennen, wurden Volkslieder gesungen, und es sprach ein freier Redner. Die Feier fand draußen meist im Wald statt. Die Beerdigung mußte ja auf dem Friedhof sein, aber es durfte ohne Genehmigung der Kirchenbehörde am Grabe kein Redner sprechen.

Gebühren mußten bezahlt werden bei einer Beerdigung im Jahre 1908 für den Totengräber, für Glockengeläut und Leichenwagen 7 Mark. Andere Kosten entstanden nicht, denn es gab ja Nachbarschaften.

(AwVk Ms. 4385)

SCHÜTZENBRAUCHTUM

Der Schützenverein Leeden von 1665 ist der älteste Verein in Leeden und einer der ältesten im Kreise Tecklenburg. Die Inschrift des ersten und ältesten Schildes an der Leedener Schützenkette lautet: "Emanuel Mindrup 1665". Im Festbuch der 900-Jahrfeier Leedens steht geschrieben, daß bereits um 1630 oder schon früher in Leeden eine Schützengemeinschaft bestanden hat. Damals nannte man diese Gemeinschaft "Schützenkorps". Dieses vom Grafen in Tecklenburg aufgestellte und geförderte Schützenkorps ist wohl eine Art Wehrmannschaft gewesen, die den Schutz der Stiftsinsassinnen und der Bevölkerung zu übernehmen hatte. In den Festbüchern "900 Jahre Leeden" und "300 Jahre Schützenverein Leeden"...steht die Geschichte des Leedener Schützenvereins ausführlich beschrieben...

Nach den Freiheitskriegen um 1815 scheint das Schützenwesen neuen Auftrieb erhalten zu haben. Daß der Schützenverein oder die Schützenbruderschaft, wie sie sich damals nannte, auch in der Zwischenzeit existiert hat, ist daraus zu erkennen, daß die Schützenkette nach Aussagen des Großvaters vom Ehrenvorsitzenden Ernst Horstmeier vor etwa 100 Jahren so lang war, daß sie dreimal um ein Wagenrad reichte...

Der Leedener Verein zählt z. Zt. gut 100 Mitglieder, deren Namen vom Schriftführer in einer Mitgliederliste geführt werden. Im Hinblick darauf, daß bei einer Einwohnerzahl von 2000 in Leeden 12 Vereine bestehen, ist dieses eine stattliche Zahl. Um oder vor 1800 waren nur Bauern oder Landwirte Schützenvereinsmitglieder. Nur Kolone, deren Söhne oder sonstige Grundbesitzer wurden zum Königschießen zugelassen. Es scheint dann, daß sich diese starre Regel später gelockert hat. Nach 1870 trat eine Wendung ein. Die Bauern und Bessergestellten traten alle in den Kriegerverein ein, und dadurch wurde der Schützenverein anfänglich geschwächt. Das änderte sich aber bald durch den Bevölkerungszuwachs infolge der einsetzenden Industrialisierung. Leider ist es aber bis jetzt so geblieben, daß kaum ein Leedener Bauer in den Schützenverein gehört.

Die Ostvertriebenen haben sich in der Nachkriegszeit sehr gut in den Verein eingegliedert. Der Vereinsvorstand, der früher alljährlich neu gewählt wurde, bleibt jetzt drei Jahre in seinem Amt. Der Vorsitzende ist ein Schmiedemeister, ein Offizierskorps ist, bis auf den Obersten, nicht vorhanden. Der Kassierer besorgt die Kassengeschäfte, und der Schriftführer führt die Mitgliederliste und macht alle schriftlichen Arbeiten. Natürlich bezahlen alle Mitglieder einen festgesetzten gleichen Jahresbeitrag. Der Verein hat ein festes Vereinslokal, in dem die Vereinsutensilien, Vereinsschrank mit Fahne, Pokalschränke, Gewehre und Schießgeräte, untergebracht sind. Jedoch wechseln bei Versammlungen die Lokale. Es ist anzunehmen, daß auch hier ursprünglich auf einen Vogel geschossen wurde, aber seit Menschengedenken geschieht das nicht mehr. Man schießt heute auf eine 12-Ring-Papp-

scheibe. Die Holzscheibe, die am Hausgiebel des Schützenkönigs Jahrzehnte hängt, wird vom Schreiner extra dafür angefertigt. In den ersten Nachkriegsjahren, wo man keine Gewehre haben durfte, wurde auf einigen Schützenfesten mit Pfeil und Bogen geschossen. Ein ostvertriebener Schreiner stellte diese her, doch (ging) ihm sein letztes Stück auf einem großen Kreisheimatschützenfest (verloren)...

Der Leedener Schützenverein hat seit einigen Jahren 2 Fahnen. Die im Jahre 1899 beschaffte Fahne wurde brüchig, und so wurde eine neue angeschafft. Dargestellt ist auf der ersten Seite der Vereinsname, in der Mitte das Leedener Wappen mit Eichenlaub und darüber ein Adler mit geöffneten Schwingen. An der Rückseite eine mit Eichenlaub umkränzte Ringscheibe mit 2 gekreuzten Gewehren und das westfälische Wappen... Die Fahnen werden in einem großen vereinseigenen Schrank aufbewahrt und nur bei besonderen Anlässen, wie Schützenfest, Beteiligung an auswärtigen Festen, Volkstrauertag und Beerdigungen von Schützenbrüdern, dem Schrank entnommen. Die Fahne wird vom uniformierten Fahnenträger, dem 2 Fahnenbegleiter (auch Fahnenoffiziere genannt) zur Seite gehen, getragen. Alle tragen Schärpen.

Die Königskette hat von den ehemals vielen nur noch 74 Schilder. Viele Schilder sind im Laufe der Jahre verlorengegangen. So hat beispielsweise der jetzige Ehrenvorsitzende mal am Tage nach dem Schützenfest die Schilder im Saal zusammengesucht, die bei einer Rauferei abgerissen worden waren...

Die alte Schützenkette wurde zu wertvoll und vielleicht auch zu schwer, und so wurde im Jahre 1970 zusammen mit der neuen Fahne auch eine neue Schützenkette angeschafft...Die Schilder lassen die Schützenkönige beim Juwelier in Lengerich anfertigen. Sie werden mit Namen und Jahreszahl beschriftet. Ein Schild an der Leedener Königskette verdient es, besonders erwähnt zu werden, denn es ist aus Gold. Der Jubiläumsschützenkönig des Jahres 1965, Friedel Diersmann, war im letzten Kriege mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden. Da sich die innere Fläche des Ordens dazu eignete, ließ er sein Königsschild daraus machen. Das kann man wohl eine wirklich ideale Verwendung einer Kriegsauszeichnung nennen. Unten an der Königskette hängt ein silberner Vogel, der einst vom Tecklenburger Grafen gestiftet sein soll. Der jeweilige König ist für das Jahr seiner Regierung für die Schützenkette verantwortlich. Die alte Kette wird besonders aufbewahrt. Schützensilber oder -zinn in der gefragten Art ist nicht vorhanden. Dagegen ist der Pokalschrank gefüllt mit über 100 Pokalen neuerer Zeit. 20-30 kommen alljährlich hinzu. Alte Waffen, Rüstungen und Schwerter sind nicht vorhanden. Die alten Gewehre (71er) mußten 1945 abgegeben werden. Jetzt besitzt der Verein 2 K.K.-Gewehre und 2 Luftgewehre schwerer Art. Mit letzteren findet heute das Königschießen statt.

Ein großer Teil der Schützen (und das werden immer mehr) trägt seit etwa einem Jahrzehnt grüne Schützenjacken. Selbstverständlich tragen alle Schützenmützen, grüne Schirmmützen mit rotem Band und Schützenkokarde, dazu ein Schützenabzeichen als Anstecknadel. In der Nachkriegszeit hat man damit begonnen, einen festen Termin für das Schützenfest festzulegen, und zwar auf Pfingsten. Am Pfingstsamstag und -sonntag wird gefeiert. Der Termin wird natürlich auf jeder Jahreshauptversammlung neu festgelegt. Vorbereitungen zum Fest sind das Schmücken des Dorfes mit Transparenten, Ehrenbogen und Birken und das Schmücken des Königswagens. Alle Mitglieder sollen zumindest sich daran beteiligen, auch die Frauen... Am Königschießen beteiligen sich nur die Vereinsmitglieder. Die Schützenfeste sind und waren immer öffentlich, und zur Deckung der Unkosten wird von Nichtmitgliedern ein Eintrittsgeld erhoben. Vor Jahren hat man auch hier in Leeden mal versucht, ein Auto als Königswagen zu nehmen. Da das aber einfach nicht zu einem ländlichen Schützenzug paßte, ist man wieder zu einem Pferdegespann zurückgekommen. Ein bestimmter Bauer, der noch Pferde hat, wird alljährlich damit beauftragt.

Schützenfest 1924

Der Schützenverein trat um 15 Uhr beim Festwirt im Dorf an. Wir marschierten in Formation zum vorjährigen Schützenkönig, vorweg die Musikkapelle, dann die Fahnenabordnung, bestehend aus dem Fahnenträger und den beiden Fahnenoffizieren, dann das Fußvolk, etwa 60 Männer mit Schützenmützen. Der König wurde vor seiner Wohnung feierlich mit Musik und Worten begrüßt. Im Schatten alter Buchen wurden dann etliche Flaschen geleert, und nach etwa einer halben Stunde wurde abmarschiert. Am Scheibenstand angelangt, hatten wir schon 5 km hinter uns gebracht. Der alte Schützenkönig bekam die ersten Schüsse. Es wurde mit alten Militärgewehren, soviel mir bewußt ist, waren es 71er, geschossen. Sonstige Ehrenschüsse gab es nicht. Jeder Schütze bezahlte seine Schüsse. Nach etwa zweieinhalb Stunden hatten alle durchgeschossen, und es war noch kein König ermittelt. Man nahm sich Zeit... Mir fiel auf, daß einer der Herren sich auffällig frei neben den Schießstand stellte und sich lange mit einem weißen Taschentuch die Nase putzte. Es wurde wieder weiter geschossen, und auf einmal hatte man den besten Schützen und somit den neuen Schützenkönig. Die Kapelle schmetterte einen Tusch, und der neue König wurde dadurch proklamiert, daß der Oberst nach einer Ansprache dem alten König die Kette abnahm und (sie) dem neuen umhing. Sofort wurden zwei Boten auf bunten Fahrrädern zur auserkorenen Schützenkönigin geschickt. Es gab natürlich auch noch einen zweiten König, der aber mehr den Hofstaat bildete oder leitete. Nach einigem Bum-bum und Trara ging's dann zum benachbarten Festlokal. Im Saal angekommen, tanzte der König den Königstanz meist mit der jungen Wirtin, da die Königin noch nicht da war. Inzwischen war es dann Abend geworden, und die Musik spielte für's "allgemeine Wohl". Es wurde getanzt und viel getrunken, und mancher bekam Schlagseite. Diese Abende arteten oft wüst aus. Es war damals kein öffentlicher Ball, wie es jetzt ist. Die Schützen waren unter sich, bis auf eine Anzahl Zugelaufener, die sich überall einfindet. Am andern Tag, dem Sonntag, ging es weiter.

Geweckt wurde nicht, und es gab auch keinen Kirchgang. Um 13 Uhr wurde wieder angetreten zum Ausholen der Königin. Unter den Klängen des Präsentiermarsches schritt der König die Front ab und stieg mit dem zweiten Königspaar in den Wagen. Der Schützenzug marschierte los, von 2 Reitern begleitet. Die Schützen trugen ihre Schützenmützen, aber keine Uniformen und keine Gewehre. Die Fahnenabordnung trug grün-weiße Schärpen. Beim Haus der Königin angekommen, gab es einen Freitrunk. Nach etwa halbstündiger Dauer stieg das Königspaar beim Spielen des Präsentiermarsches ein, und zurück ging der Marsch zum Festlokal.

Auf dem Rückmarsch wurde etwa 1 km vor dem Dorf der benachbarte Looser Schützenverein empfangen. Dieser schloß sich dann dem Festzug an. Im Festsaal hatten Königspaar und Hofstaat ihren eigenen Tisch. Natürlich gab es auch hier wieder einen Königstanz, und damit waren dann die Zeremonien beendet. Der König bekam damals einen guten Zuschuß (zu Repräsentationszwecken) aus der Vereinskasse. Dadurch konnte jeder König werden. Ein Ortsfremder, der nicht Mitglied des Vereins war, konnte kein König werden. (Das) Mindestalter für den König war 18 Jahre. Schützenkönigin wurde immer die Braut oder Ehefrau des Königs. Besondere Bilder wurden nicht gemacht... Besondere Speisen gab es nicht, auch keine Beteiligung der Kinder. Zum Ball, der meist um 18 Uhr begann und um 2 Uhr endete, wurden keine Ballkleider und keine schwarzen Anzüge getragen. Ein besonderes Programm für den Abend und ein Heimbringen des Königs um Mitternacht gab es nicht. Die Musik für Marsch und Tanz stellte eine gewöhnliche Blasmusikkapelle mit "Pauke und Trompeten". Wohl gab es vereinzelt uniformierte Musiker bei Feuerwehr-, Eisenbahn- oder Hüttenkapellen, die auch wohl auf Schützenfesten spielten. Unter denen gab es welche, die in vorgerückter Stunde auch mal ohne Noten spielten. Da sagte der Kapellmeister: Nu van Blatt elwe: "Waldeslust", den konnten alle auswendig. Alle andern Fragen über Schützen- und Jagdlieder muß ich mit "Fehlanzeige" beantworten. Eine Schützenfestnachfeier am Tage nach Schützenfest gab und gibt es hier nicht. Die Nachfeier, ein kleiner Ball, wird im Herbst gefeiert.

Unter der Rubrik Schützen im Brauchtum des Jahreslaufs kann ich folgendes berichten: Der Verein hat eine Jahreshauptversammlung und meist drei sonstige Versammlungen. Am Volkstrauertag im November jeden Jahres beteiligt sich der Verein mit Fahne und in Uniform an der Feier am Ehrenmal, an der gemeinschaftlichen Kranzspende und am Trauergottesdienst in der Stiftskirche. Stirbt ein Vereinskamerad, geht der Verein geschlossen mit Fahne mit, stiftet einen großen Kranz und stellt die Träger. Alljährlich nimmt der Verein am Himmelfahrtstage am Schützenfest des Nachbarvereins Loose und im Juli am Schützenfest des Nachbarvereins Schollbruch (Lengerich) teil.

Schützenfest heute

Seit 1948 wird nur noch ein Schützenkönig ausgeschossen. Heute wird nur die Fahne ausgeholt und nicht der vorjährige König. Dieser macht den Hofstaat. Der König bekommt keinen finanziellen Zuschuß mehr. Der Verein bezahlt alles aus der Vereinskasse. Das Königschießen geschieht nur noch mit Luftgewehren im Schießstand. Die Schützen tragen überwiegend grüne Schützenjacken. Die Kerntruppe des Vereins ist seit etlichen Jahren die Schießgruppe, die sehr aktiv ist und viele Pokale hereinholt.

Kinderschützenfest

Um 1950 wurde zum erstenmal in Leeden ein Kinderschützenfest gefeiert. Es wurde am Nachmittag des ersten Schützenfest-Tages durchgeführt. Sogar eine eigene Fahne wurde (für die) Kinderschützen nach einigen Jahren von einer Nähstube angefertigt. Die Kinder, Mädchen und Jungen über 10 Jahre, versammelten sich auf einer Wiese beim Festlokal. Einige fähige Schützen leiteten das Königschießen. Die Jungen schossen mit einem Luftgewehr, die Mädchen schlugen bei verbundenen Augen mit einer langen Holzstange auf einen an der Erde liegenden Blechtopf. Nach langem Kampf wurden dann König und Königin proklamiert. War der Nachmittag noch nicht ausgefüllt, wurden kleine Wettspiele ausgetragen, wobei es zur Belohnung Süßigkeiten gab. Dem Festzug der Großen am Sonntag schloß sich der Kinderschützenverein an. Leider stand dem Kinderkönigspaar kein Wagen zur Verfügung, aber sie gingen des Spaßes wegen gern zu Fuß.

Scheibenhängen

[Das Scheibenhängen ist in Leeden erst in der letzten Nachkriegszeit aufgekommen. Das ist eine ziemlich einfache Sache. Eine Gruppe um 10 Mann bringt die Scheibe zum Hause des Schützenkönigs meist mit kleiner Musikbegleitung, Handharmonika oder Schifferklavier. Die Scheibe wird am Giebel aufgehängt, dabei wird so allerlei Hokus-pokus betrieben. Bei reichlichem Alkohol wird wohl mal die Scheibe versteckt oder die Leiter fortgetragen. Alles nur deswegen, um einen Grund zum Trinken zu haben.]

Aktenmaterial und Schrifttum sind leider nur spärlich vorhanden. Die alten Vereinsstatuten, etwa um 1910 geschrieben, sind verloren gegangen. Neuere, die bei der Gleichschaltung der Vereine nach 1933 angelegt wurden, sind noch da. Protokollbücher gibt es erst seit 1920. Alte Chroniken hat der Verein nicht in seinem Besitz. Wohl sind allerlei Bilder aus jüngerer Vergangenheit vorhanden.

Begebenheiten

Der Nachbarverein Exterheide/Lengerich, dessen Gebiet etwa 1 km vom Dorf Leeden beginnt, hat kein Festlokal. Will er sein Schützenfest feiern, muß er sich ein Festzelt und auch einen Festwirt hereinholen. Der Einfachheit halber machte der gen. Verein das Königschießen zu Hause. Zum Tanzen und Feiern kamen aber der Verein und fast die gesamte Einwohnerschaft in ein Leedener Festlokal. So feierte er auch mal vor einer Reihe

von Jahren die Schützenfestnachfeier im Dorf Leeden. Beide Vereine trafen eine Vereinbarung: Ehe der Verein in Leeden feiern konnte, mußte er das Dorf Leeden erstürmen. Alles verlief programmäßig. Der Exterheider Verein rückte in den Nachmittagsstunden mit Kampftruppen und Troß an. Der Leedener Verein bezog in Feindrichtung Stellung hinter Büschen und Gräben und Häusern. Auf einer Erhöhung unweit des Dorfes brachten die Exterheider Schützen ein Geschütz in Stellung. Das war ein halber Ackerwagen, auf dem ein etwa 30 cm ∅ messendes Blechrohr befestigt war. In diesem Blechrohr wurde jeweils ein gasgefüllter Kinderluftballon zum Platzen gebracht. Das gab einen derart dröhnenden Knall, der kilometerweit zu hören war. Das währte nun eine Zeitlang. Die Leedener verteidigten sich tapfer, aber durch die Übermacht des Geschützes siegten natürlich die Angreifer (sie mußten ja zu guter Letzt gewinnen). Im Festlokal mußte zuerst der Verlierer seine Kriegsschulden bezahlen, danach revanchierten sich auch die Sieger. Anschließend wurde in bestem Einvernehmen brüderlich gefeiert.

Um Lengerich herum liegen viele Bauerschaften, und jede hat ihren Schützenverein. Das Schöne bei den Bauerschaftsvereinen ist, daß fast alle, ob Bauer, ob Kötter oder Arbeiter, mitmachen. In der Bauerschaft Wechte passierte vor Jahren folgendes: Bei einem Schützenfest einer andern Bauerschaft holte sich der König seine Königin aus Wechte. Das war für die Wechter Schützen ein Grund, dagegen einzuschreiten. Als der Königswagen die Königin aus deren Behausung abgeholt hatte, wurde er unterwegs festgehalten und die ganze Gesellschaft gefangengenommen . Eine Anzahl Schützen des zuständigen Vereins, natürlich wie Räuber verkleidet und schwer bewaffnet, sorgten für ihr Hausrecht. Nach langer Verhandlung mußten sich die Gefangenen loskaufen, und etliche Flaschen wurden dabei geleert.

(AwVk Ms. 4552)

Anmerkung:
Ergänzungen aus Nachträgen und Briefen sind beim Abdruck der Berichte durch eckige Klammern gekennzeichnet (S. 96-98, 133, 135, 140, 142, 149).

Verzeichnis
der Manuskripte und beantworteten Fragebogen Rudolf Dunkmanns im Archiv für westfälische Volkskunde

Manuskript-Nummer	Thema	Datum der Niederschrift
3192	Heuwiese und Heuernte (Fl. 15)	23. 6. 1968
3375	Der Tageslauf im Haushalt (Fl. 5)	3. 11. 1968
3474	Advents- und Weihnachtsbrauchtum (Fl. 25)	30. 12. 1968
3558	Wie man früher den Sonntag feierte (Fl. 4)	12. 3. 1969
3817	Arbeitsgerät zur Feldbestellung (Siuts I)	Januar 1970
3840	Lagern und Dreschen des Getreides um 1900 (ADV NF II)	
3938	Vom Singen und Musizieren (Fl. 7)	Januar 1970
4047	Verlobung und Hochzeit (Fl. 8)	6. 10. 1970
4103	Knechte und Mägde (Fl. 18)	29. 11. 1970
4104	Geräte zur Einbringung und Weiterverarbeitung der Ernte (Siuts II)	November 1970
4184	Fastnachtsbräuche und Nachbarschaft (Fl. 11)	23. 1. 1971
4247	Wohnen, Transport, Viehzucht, Nahrung und anderes aus der alten bäuerlichen Welt um 1910 (ADV NF III)	
4248	Das Volksleben der Gegenwart (ADV NF)	
4385	Brauchtum um Tod und Begräbnis (Fl. 6)	14. 4. 1971
4386	Die Stube im Bauernhaus (Fl. 26)	26. 4. 1971
4438	Irdenware (Fl. 41)	24. 9. 1971
4467	Geräte zur Milchwirtschaft (Siuts III)	14. 10. 1971
4468	Konfirmation früher und heute (Fl. 2)	29. 8. 1971
4552	Schützenbrauchtum (Fl. 33)	25. 10. 1971
4683	Öfen und Heizgeräte (Fl. 24)	11. 1. 1972
4721	Geräte zur Flachs- und Wollverarbeitung und bei der Wäschepflege (Siuts IV)	8. 4. 1972

Manuskript-Nummer	Thema	Datum der Niederschrift
4792	Geräte zum Schlachten (Siuts V)	24. 5. 1972
4871	Geräte zum Backen (Siuts VII)	Oktober 1972
4872	Geräte zur Anspannung (Siuts VI)	Oktober 1972
4939	Über Schäfer und Schafzucht (Fl. 9)	28. 1. 1973
4940	Vom Brotbacken in früherer Zeit (Fl. 1)	8. 2. 1973
4941	Von Holzschuhmachern und Holzschuhen (Fl. 10)	16. 3. 1973
4942	Bienenstand und Bienenhaltung (Fl. 12)	20. 4. 1973
4947	Wagenmakerigge üme dat Johr 1910	1975
5025	Sagen von gespenstischen Erscheinungen (Fl. 16)	18. 7. 1973
5026	Die Getreideernte (Fl. 14)	16. 7. 1973
5061	Zweites Gesicht (Fl. 23)	29. 9. 1973
5062	Brunnen (Fl. 28)	30. 9. 1973
5123	Totengedächtnistage im Jahreslauf (Fl. 31)	2. 12. 1973
5124	Sonntagmorgen	15. 1. 1974
5434	Geburt und Taufe (Fl. 29)	15. 1. 1974
5639	Leeden als Grenzland	3. 4. 1974
5640	Vom Schnapstrinken	Juni 1974
5641	Mai- und Pfingstbräuche (Fl. 20)	28. 4. 1974
5642	Karwoche und Ostern (Fl. 19)	30. 4. 1974
5643	Fahrende Leute (Fl. 42)	28. 4. 1974
5757	Sitzgeräte (Fl. 30)	5. 12. 1974
5758	Fußböden (Fl. 22)	28. 2. 1975
5759	Ballspiele (Fl. 17)	28. 2. 1975
5794	Dörfliche Kleidung (Fl. 40)	10. 1. 1976
5821	Musik- und Lärminstrumente (Fl. 43)	12. 3. 1976
5884	Anredeformen (Fl. 39)	15. 5. 1976
5900	Christliches Brauchtum im Handwerk (Fl. 13)	18. 10. 1976

Verzeichnis der Gewährsleute

von Rudolf Dunkmann

	Geburts-jahr	Beruf	Zahl der Berichte
Gustav Auffahrt Lienen	1898		1
Emma Bischoff Leeden	1894	Bäuerin	1
Auguste Blömker Leeden, geb. in Gaste	1895	Handwerkerfrau	2
Heinrich Büneker Leeden	1892	Bauer	7
Heinrich Dunkmann Loose	1889	Arbeiter	4
Wilhelmine Dunkmann Lengerich	1889	Beamtenwitwe	1
Emma Höweler Leeden, geb. in Lengerich	1895	Bäuerin	1
Ernst Horstmeier	1896	Landwirt	1
Wilhelm Kreimeier Leeden	1900	Schuhmachermeister	1
Friedrich Lagemann Leeden	1889	Schreinermeister	10
Henrich Osterhaus Natrup-Hagener Grenz-gebiet	1908	Bauer	1
Gerhard Schmiemann Leeden	1919	Schmiedemeister	1
Friedrich Schnatbaum Leeden	1895	Eisenbahn-Pensionär	7
Wilhelmine Schnatbaum Leeden	1897	Hausfrau	2
Wilhelm Schroer Leeden	1893		1
Wilhelmine Schwermann Leeden	1875		1

Heinrich Sendmeier Schollbruch-Lengerich	1870	Bauer	3
Auguste Surkamp Lengerich	1897	Hausfrau	10
Gustav Teckemeier Leeden	1896	Eisenbahn-Pensionär	1
Minna Tiemann Leeden	1897	Hausfrau	1

III.

RUDOLF DUNKMANN
ALS GELEGENHEITSDICHTER

Up de Dunk

Du Urväter Heimat, Du Hof: Up de Dunk,
Dir gilt mein Gedenken. Erinnerung
an ferne Zeiten durchzieht mein Gemüt.
So, wie die Wolke vorüberzieht,
zieht vorbei die Zeit in flüchtigen Jahren
an denen, die heut' sind und die vor uns waren.

Schon einst auf des Dunkhofes weitem Gefild'
bestellte der Bauer das Ackerfeld.
Und Dunkmanns Geschlechter lebten dort
lange durch die Jahrhunderte fort.
Karg war die Zeit, oft litten sie Not,
mußten mühsam sich plagen für's tägliche Brot.

Viel hat sich seitdem verändert die Welt,
doch auch jetzt noch zieht der Pflug durch's Feld.
Und so wie der Bauer in uralter Zeit
macht auch heut' er den Acker zur Saat bereit
und sät und erntet zu früher Stund',
und der Hof ward der beste in weiter Rund'.

Der Dunkbach, der müde durch Sumpf und Ried
einst suchte den Weg durch des Hofes Gebiet,
der führt sein Gewässer nun allemal
hurtig von dannen durch's fruchtbare Tal.
Durch feste Brücken sein Lauf jetzt führt,
wo einst nur vorhanden 'ne steinige Furt.

Wohl ist's ein andrer, der den Hof jetzt führt,
doch der Dunkmann's Name den Giebel noch ziert.
Daß der Dunkhof die Urquell', das wißt
und die Heimat aller Dunkmann's ist.
Drum grüßen Dich alle, ob alt, ob jung,
Du Urväter Heimat, Du Hof: "Up de Dunk".

"Das Gedicht 'Up de Dunk' ist Bestandteil meiner Familienchronik und entstand kurz nach dem letzten Kriege. 8 Dunkmänner wanderten nach U.S.A. aus. Meine Linie zweigte 1793 vom Hof ab."

Mein Heimatdorf

Wie bist Du schön, mein Heimatort,
wie bin ich Dir ergeben.
Du bist für mich ein liebes Wort,
mein Heimatdorf, mein Leeden.

Wo ich auch in der Ferne bin,
in Ost, in West, ob Süden,
die Sehnsucht zieht zu Dir mich hin,
mein Heimatort, mein Leeden.

Und bist Du auch im Lauf der Ding'
jahrtausendalt geworden,
für mich bleibst Du doch ewig jung,
mein Heimatdorf, mein Leeden.

Drum sei gegrüßt mir allezeit,
erhalt Dir Gott den Frieden.
Ich bin zu dienen gern bereit
Dir Heimatland, mein Leeden.

Dieses Lied wurde 1958 anläßlich der 900-Jahrfeier von Leeden geschrieben und vom Gesangverein bei der Jubiläumsfeier vorgetragen.

900 Jahre Leeden

Aus altersgrauer Vergangenheit
steigst Du aus dem Dunkel empor.
Dein Ruf klingt freudig jederzeit,
Du schöne Heimatflur.
900 Jahre gingen ins Land
im ruhlosen Wandel der Welt.
Geschlechter boten einander die Hand,
auf Gedeih und Verderb Dir gesellt.

Wo einstmals Sumpf und Heide man fand
im heimatlich weiten Gefild',
da zieht die Pflugschar nun durch's Land,
zu bestellen das Ackerfeld,
daß reichlich spendet die Erde
nach ewigem Gottesgebot
durch tausendfach Stirb und Werde
das notwendige tägliche Brot.

Hell klingt der Glöcklein Geläute
über Täler und Höhen dahin
und ruft zur Andacht die Leute,
zu Einkehr und friedlichem Sinn.
Für Weib und Kinder zu schaffen,
zu besiegen Schicksal und Not,
dem Frieden und Wohlstand zu dienen,
ist ewig der Heimat Gebot.

Mög' immer, o Heimatflur, grünen
auf Dir die kräftige Saat,
wo Gottes reichlicher Segen
vor Hunger und Not uns bewahrt!
Aus Himmels Gefilden die Ahnen,
sie schauen zur Erde herab.
Der Heimat die Treue - sie mahnen -
die Treue bis an das Grab!

(900 Jahre Leeden. 1058 - 1958. Festschrift zur 900-Jahrfeier und zum Tecklenburger Kreisheimattag, Leeden 1958, S. 8)

Das Leedener Spritzenhaus

Wohl einst vor vielen Jahren, war unser Dorf noch klein,
da gab es nur 3 Wirtshäuser und noch 'n paar Häuser drein.
Kaum in dem Dorfe drinnen, war man schon wieder 'raus,
doch das schönste Haus im Dorfe, war stets das Spritzenhaus.
Hei dideldideldideldumda, heidi, heido,
hei dideldideldideldumda, heidi, heido.

Doch in dem letzten Kriege viel Unheil ist passiert,
da wurde unser Dörfchen vom Tommi bombardiert.
Viel Häuser mußten fallen, es sah ganz schaurig aus,
doch eins blieb gut erhalten, das war das Spritzenhaus.

Der Krieg, der ging zu Ende, es kamen neu zu stehn,
die Kirche und die Schule und Häuser wunderschön.
Und Straßen, auch so hübsche, es ist ein Augenschmaus -
doch friedlich steht auch weiter, das alte Spritzenhaus.

Die Zeiten gingen weiter, die Siedlung bald entstand,
und viele Häuser wuchsen dort an des Dorfes Rand.
In des neuen Dorfes Mitte, ich sag es frei heraus,
steht das allerschönste Häuschen, das alte Spritzenhaus.

Das Alte soll man ehren, das Neue taugt oft nicht viel.
Es wird noch lange währen, zu kommen an das Ziel.
Wir woll'n andächtig wandeln, ehrfürchtig schauen aus
und tief den Hut dann ziehen, vor' m alten Spritzenhaus.

Wenn einst nach vielen Jahren, die Autobahn führt vorbei,
dann wird man eifrig fragen, was hier wohl alles sei.
Die Antwort freudig lautet: "Der allerschönste Strauß
in unserm Dörfchen Leeden ist unser Spritzenhaus".

Doch heute ist es anders, mein Liedchen ist nun aus,
sehr hurtig und behende, verschwand das Spritzenhaus,
und auch die Arrestzellen die hab'n gedienet aus,
Doch woll'n wir nochmal denken, ans alte Spritzenhaus.

"Das Leedener Spritzenhaus stand einst als Schandfleck mitten im Dorf. Es standen in dessen Großraum die Brandspritze und der Leichenwagen. Daneben waren auch noch zwei Arrestzellen vorhanden. Das Haus war abbruchreif, aber die Gemeindearbeiter kamen nicht dazu. Nach einer Wanderung des Heimatvereins, an der auch der Ortsbürgermeister teilnahm, trug ich dieses Gedicht vor. Prompt kamen drei Tage später die Gemeindearbeiter und brachen das Haus ab."

Widmung

Der Volkstanzgruppe Lotte

Aus Liebe und Freude am Tanz und am Spiel
erstreben wir beide das gleiche Ziel:
Das Schöne zu wahren, das Gute erhalten,
was uns nach Jahren noch blieb vom Alten.

So wollen wir's halten heut' und nach Zeiten
und Jungen und Alten stets Freude bereiten,
mit Frohsinn und Singen woll'n Vorbild wir sein,
wollen tanzen und springen in den Frühling hinein.

Als Pfand unsrer Freundschaft, Euch allen zur Freud',
ein Angebinde überreichen wir heut'.
Zum heutigen Feste wünschen wir jedem
das Allerbeste. - Die Volkstanzgruppe Leeden.

"Die Lotteraner hatten die Leedener Volkstanzgruppe zu einer Feier eingeladen. Meine Tochter, die auch zu der letzteren gehörte, bat mich, etwas dafür zu schreiben. Ich tat das, und meine Tochter mußte dieses vortragen."

50 Jahre Radfahrer-Verein Leeden

Ein halbes Jahrhundert ist nun vergangen,
da einige Radfahrer sind angefangen
und gründeten in Leeden einen Verein,
doch nur Wanderfreudige konnten es sein.
Inmitten der Berge, es war eine Lust,
man nannte ihn: Radfahrer-Verein "Bergeslust".

Recht wenige hatten in damaligen Jahren
das Glück, mit einem Fahrrad zu fahren.
Die Zeit verging, es wuchs der Verein,
er radelte froh in die Welt hinein.
Man genoß die Natur in vollen Zügen,
das Radfahren allein war ein großes Vergnügen.

Viel Schweres hat in den folgenden Jahren
der Verein in den Kriegszeiten erfahren.
Zwei Weltkriege brachten viel Leid und Not
und manchem Radler den bitteren Tod.
Doch immer wieder kam der Verein
mit Schwung in ein neues Tempo hinein.

Wird scheinbar die Welt heut' sehr modern
und fährt mit dem Fahrrad nicht mehr gern.
Ein Auto - zumindest 'nen Roller man hat. -
Nur Ruhe: Schon mancher fährt wieder Rad.
Das Fahrrad wird bleiben - wenn wir nicht mehr sind,
und wird noch erfreuen Kind und Kindeskind.

Drum wollen wir gute Radfahrer sein,
die Treue stets halten dem Verein.
Dem Radsport dienen, Freundschaft halten,
ein liebes Wort bei Jungen und Alten.
Und wählen des Lebens besten Teil
und sagen freudig: Dem Radsport "All Heil".

(1960)

Zum 40jährigen Arbeitsjubiläum

Schon früh zwang Dich des Lebens Gebot,
Dir zu verdienen Dein tägliches Brot.
Als Jüngling kamst Du nach Werk II
und arbeitetest dort in der Ziegelei.
Dort hast Du in den Arbeitsjahren
den einen Finger Dir abgefahren.
Und weil Dir die Arbeit dort war lieber,
Wechseltest Du zum Ofenhaus 'rüber.
Du warst dort immer ein fleiß' ger Gesell',
humorvoll und lustig und immer zur Stell'.
Doch dann kam für uns allesamt
die Zeit, wo wir gingen zum Arbeitsamt,
und langsam erst ging es wieder zur Höh',
als wir uns nannten: Dyckerhoff A.G.
Dann hast Du Dich mit aller Kraft
zur Arbeit gestellt und gut geschafft
und hast Dich dann gerackert ab
im Steinbruch oben am Galgenknapp.
Du wurdest Obmann, und von früh bis spat
warst Du ein Vorbild als Kamerad.
Was es auch war, zu jeder Zeit,
warest Du jedem Mann hilfsbereit.

Als nun der große Krieg begann,
stelltest Du als Soldat Deinen Mann
und reihtest Dich, wo Du kamst heim,
schnell in den Arbeitsprozeß wieder ein.
Seitdem bist Du nun fleißig und treu
bei jeder Arbeit allezeit dabei.

Nun sind es 40 Jahre schon,
wo Du bei Dyckerhoff stehst in Arbeit und Lohn.
40 Jahre, wo sind sie hin,
wenn sie an uns vorüberziehn.
Doch, Heinrich, wir alle wünschen Dir heute
für's weitere Leben viel Glück und viel Freude.
Du magst sein, solang' wir ziehn unsre Pfade,
ein Arbeitskamerad noch für viele Jahre.
Bleib', wie Du warst, stets froh und heiter,
das wünschen Dir Deine Mitarbeiter.

Denunziere nie

Wo Dich auch hinstellt des Lebens Gebot,
um zu erwerben Dein täglich Brot,
betrachte die Arbeit als Deine Pflicht,
faß hurtig an und säume nicht.
Und will auch die Arbeit Dir schmecken 'mal nicht,
sei ein Kamerad, verzweifle nicht.

Stehst Du mal mit vielen in einer Reih'
und ist mal ein Schwächling mit dabei,
sei ihm nicht böse, und setz ihm nicht zu,
denn er hat wohl die Kräfte nicht so wie Du,
und meutern die andern, besänftige sie,
sei ein Kamerad, denunziere nie.

Geht Dir ein Werkstück der Arbeit mal fehl,
sei nicht verdrossen und schaue nicht scheel.
Braus nicht, wenn Du was versäumet hast,
denn einer trägt mit des anderen Last.
Und steht Dir der Kopf auch wer weiß wie,
sei ein Kamerad, denunziere nie.

Doch wenn der Versucher Dir Fragen stellt,
wie dieser oder jener zur Arbeit sich stellt,
hüt' Deine Zunge, das rate ich Dir,
denn morgen fragt man den andern nach Dir.
Dreh' ihn'n den Rücken, ignoriere sie,
sei ein Kamerad, denunziere nie.

Das möcht' ich nun rufen laut jedem in 's Ohr:
Mit Freude an die Arbeit, macht' s mit Humor.
Doch die Philister, das kann ich Euch sagen,
möcht' ich am liebsten zum Teufel jagen.
Denn der größte Lump im ganzen Land,
das ist und bleibt der Denunziant.

"Dieses Gedicht habe ich 1955 als Betriebsratsmitglied geschrieben und ausgehängt."

"Ich war 1941 Luftwaffensoldat bei Den Helder in Holland. An einem sonnigen Sonntagnachmittag ging ich auf die Dünen, die dort an der Küste entlang kleine Berge darstellen. An einer schönen grasbewachsenen Stelle fand ich ein sonniges Sitzplätzchen und schaute von dort auf die See, auf die Stadt und zum Flughafen. Ich dachte an Zuhause, wo meine kranke Mutter, meine Frau und meine zwei Kinder weilten. Meine Mutter war nach einem Schlaganfall sehr pflegebedürftig. Es reimten sich dann so ganz von selbst bei mir die Worte zu einem Gedicht, das ich dann meiner Mutter schickte. Diese war darüber so erfreut, daß sie jedem Besucher als erstes das Blatt mit dem Gedicht zeigte."

Meiner lieben Mutter

zum 80. Geburtstag.

1. Heut' saß ich am Meeresstrande
und gedachte dein.
Fern von dir in fremden Lande,
kann ich nicht bei dir sein.
Die brausende See, wie sie schäumt und schwillt
mit dem Winde kämpfend die Möwe schrillt.
Doch schön war's hier oben, so ganz allein
denn mein Gedanken. galt dir, mein Mütterlein

2. Du warst es, Mutter, die mir gab das Leben
machtest alle Wege mir grad' und eben.
Du hattest nur Mühe, und Sorgen und Plagen,
hast dein langes Leben mit Gleichmut getragen.
Nun, Mutter, sei ruhig und ganz ergeben,
denn es naht der Abend in deinem Leben.

3. Drum freu' dich mit mir, Mutter,
sei stille,.... ganz still ....
Gott schickt es uns so,
wie er's haben will.
Schaue zurück auf dein reiches Leben
daß dir so vieles Gute gegeben.
Ich denk oft an dich, lieb' Mütterlein,
gedenke auch du des Jüngsten dein.

Zur Hochzeit von M.

An einem schönen Frühlingstag, schneeweiß die Bäume standen,
da kam in's Haus der Osterhas' und bracht' 'nen kleinen Jungen.
Er war so winzig, klein und zart,
man glaubte kaum, daß 'n Mann draus ward.
Doch ist es den Eltern gelungen,
er wurde zum kräftigen Jungen.

Der Walter wuchs zum Jüngling 'ran, ward kräftig und stabile.
Beim Vater fragt' er dann mal an: "Papi, was ist Liebe?"
Der sprach begeistert: "Sieh mal an,
schaff' Dir man schnell ein Mädchen an.
Du wirst es schon bald erfahren
in Deinen jungen Jahren."

Da traf es sich von ungefähr, daß er in's Schwyzerlande fuhr.
Er wollte, ach er fand es schön, doch auch einmal in Urlaub gehn.
Als er die Jutta dort fand,
sein Herz in hellen Flammen stand.
Zu Hause sagt er: "Muttilein,
ich fand ein Mädchen hübsch und fein."

Wo Walter war so fern von hier, die Sehnsucht beide plagte.
Da muß ein Volkswagen her, der Vater "ja" schon sagte.
Nun waren sie glücklich und froh dabei,
und schön war die junge Liebe,
denn nur einmal blüht im Jahr der Mai,
nur einmal im Leben die Liebe.

Nun ist's geschehn, vorm Traualtar nun Walter und Jutta stunden,
wo beide jetzt als Ehepaar ihr Lebensglück gefunden.
Sie schaun so glücklich und denken dabei:
Ach, wenn es doch immer so bliebe!
Nur einmal blüht im Jahr der Mai,
nur einmal im Leben die Liebe.

Es kommt nun bald die Abschiedsstund von Euren lieben Eltern.
Nichts mag Euch nehmen Euren Mut, das Leben selbst zu meistern.
Drum macht Euch auf den Weg, Ihr zwei,
am eignen Herd zu leben.
Nur einmal blüht im Jahr der Mai,
nur einmal im Leben die Liebe.

Nun mag auf Eurem Lebensweg das Glück Euch stets begleiten
und Eurer jungen Liebe Band den Lebensweg bereiten.
Gesundheit wünschen wir dabei,
und nichts das Leben Euch trübe.
In langen Jahren soll blühen der Mai,
und lange soll währen die Liebe.

Zu Augustens 70. Geburtstag

Auguste, welch' großer Tag ist heuer, zu dem Du alle uns geladen hast.
Wir danken Dir für diese Feier und sind bei Dir so gerne nun zu Gast.
An Rahen-Straße steht ein großes, schönes Haus,
da geht Auguste schon so lange ein und aus.

Du fielst in'n Bach und schon warst Du verschwunden,
der war so tief, und Du warst noch sehr klein.
Doch hätt' der Vater Dich nicht bald gefunden,
dann könnte diese Feier heut nicht sein...

Du wuchst heran, 'ne Maid mit hellen Haaren,
an der Schule warst Du mächtig intressiert.
Und wenn die andern auch mal neidisch waren,
so'n biss'l hast Du mit 'm Lehrer doch poussiert...

Mit zwanzig Jahr'n, es waren Kriegeszeiten,
da warst Du Bahnsteigschaffnerin.
Du konntest morsen und den Fahrdienst leiten,
machtest in Fahrkart'n kleine Löcher drin...

Dann kam für Dich der schöne Liebesfrühling.
Fand'st Surkamps Ernst, Ihr war't ein glücklich Paar.
Zur Freude stellt' sich ein der Sprößling,
Als einz'ger kam der Fritz nach ein paar Jahr'...

Viel' schöne Jahre waren Euch beschieden
in Eintracht, Wohlstand und im Eheglück.
Doch nichts währt ewig auf der alten Erden,
der Ernst ging heim und ließ Dich hier zurück...

Du warst nun Witwe, es waren schwere Zeiten.
Du mußt'st Dich müh'n, doch stehst Du Deinen Mann.
Doch Fritz und Marga standen Dir zur Seiten,
und alles bracht't Ihr in die rechte Bahn...

Die Zeit vergeht, nun bist Du siebzig Jahre.
Doch Du bleibst ewig jung und voll Humor.
Ich wünsch', daß lange es so bleiben möge.
Und alle sing'n wir im Gemeinschaftschor:
An Rahen-Straße steht ein großes, schönes Haus,
da mag noch lange gehn die Guste ein und aus.

Zum 75. Geburtstag meines Bruders Wilhelm

Wo einst Du als Knäblein kamest zur Welt,
wurd' st Du als sechster in die Runde gestellt.
Du warst geschnitzt aus kernigem Holz
und wuchsest heran und warest stolz
der vielen Geschwister und dachtest dabei:
Ein bißchen Liebe, ein bißchen Liebe gehört mit dabei.

Schnell ging vorüber die Jugendzeit.
Du wurdest erwachsen, und es war dann so weit,
daß für Dich auch galt des Lebens Gebot
und selbst mußtest sorgen für Dein tägliches Brot.
Warst oft in der Ferne, doch der Heimat treu:
Denn ein bißchen Liebe, ein bißchen Liebe war mit dabei.

Dann kam der Krieg, du wurdest Soldat,
der auch Dich nicht verschonet hat.
Du kehrtest dann heim und wußtest genau:
Jetzt wird es bald Zeit, ich nehm' mir 'ne Frau.
Und fandest die Emmi, sie war für Dich frei:
Denn sehr viel Liebe, viel Liebe war mit dabei.

Hin ging die Zeit, doch eins rat' ich Dir:
Laß Dir nicht merken des Lebens Beschwer.
Komm ich mal zu Dir, besteh' ich darauf,
wir beide machen 'nen Tausendmeterlauf.
Wir gehen dann langsam, weil 's besser wohl sei,
denn ein bißchen Liebe zum Leben gehört mit dabei.

Nun fei're Geburtstag, ich wünsch' Dir viel Glück.
Dreivierteljahrhundert kannst schaun Du zurück.
Doch nun zeige Courage, was macht' s Dir schon aus,
das letzte Viertel hält' st Du schon noch aus.
Mitsamt Deiner Emmi, sie gehört mit dabei:
Denn ein bißchen Liebe, ein bißchen Liebe gehört mit dabei.

Kinderkarneval in Leeden

Heut' ist es in Leeden doch einmal gescheh'n,
da dürfen wir Kinder zum Karneval geh'n.
Wir alle wollen heute recht lustig sein,
heut' wird gefeiert, das finden wir fein.
Sind alle erschienen, mal rot, mal blau
in bunten Kostümen. Leeden - Helau.

Die Lehrer, die werden heut' abgesetzt.
Da schaut her, jetzt sind sie entsetzt.
Die haben uns heute mal nichts zu fragen,
heut' sind wir die Herren, wir haben's zu sagen.
Wir werden regieren, ob dumm oder schlau,
drum her mit dem Schlüssel. Leeden - Helau.

Geh'n schnell nun die tollen Tage vorbei,
sind morgen wir folgsam, sind wieder dabei.
Für's erste, das haben wir nun geseh'n,
ist unser Karneval doch recht schön.
Denn übermorgen, wir wissen's genau,
ist Aschermittwoch: Leeden - Helau.

"Mit diesem von mir geschriebenen Liedchen haben meine Enkelkinder allerhand Aufsehen erregt."

Die weiße Aster

In einem kleinen Fenster,
da blüht ein Blümelein.
Es ist 'ne weiße Aster,
die dort so steht allein.

Von Kinderhand gepflücket
steckt sie der Vater ein,
der stellte sie beglücket
in's Fenster dort hinein.

In diese Fensterlücke
da schaun am Tage viel
sinnende Männerblicke:
Das Blümlein ist ihr Ziel.

Und mancher sieht' s und staunet
dies kleine Blümlein an
und wird dann froh gelaunet:
Wie' s Wunder wirken kann.

Uns Menschen zu erfreuen
steht dieses Blümlein dort.
Drum blühe, liebe Blume,
noch lange, lange fort.

" 'Die weiße Aster' ist wieder ein Erlebnisbericht von mir. 1952, ich mußte zur Nachtschicht, beim Abschied von Frau und Tochter steckte mir die Sechsjährige ein Blümchen an die Brust. Nach 6 Wegkilometern kam ich an meinem Arbeitsplatz an, zog mich um, und dabei tat es mir leid, das Blümchen wegzuwerfen. Ich nahm es mit an meinen direkten Arbeitsplatz, suchte und fand ein kleines Fläschchen, füllte es mit Wasser und stellte das Blümchen dort hinein. In Ermangelung eines besseren stellte ich beides in ein Fenster des großen Toilettenraumes. Wiederum formten sich meine Worte zu einem Gedichtchen, und andern Tags hängte ich ein Papier mit diesem Gedicht an das schwarze Brett im Eßsaal. Der genannte Toilettenraum wurde täglich wohl hundertmal von Männern betreten. Bei Soldaten und Arbeitern herrscht bekanntlich ein rauher, aber herzlicher Ton. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn anderen Tags die Blume weggeworfen wäre. Der Zettel mit dem Gedicht hatte einiges Aufsehen erregt, denn ich stellte fest, daß der Zettel schon am ersten Tage entfernt und wieder angeheftet worden war, wahrscheinlich zur Abschrift. Die Blume blieb unbehelligt, denn sie stand mindestens einen Monat lang an ihrem Platz. Erst als sie lilablau und grau wurde, habe ich sie fortgenommen. Sie hatte ihren Zweck erfüllt."

Der Minnesänger
Mel.: Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar

Als fahrender Sänger zieh ich durch die Welt
und geh' meine Wege, wie' s mir gefällt.
In Burgen und Städten war oft ich zu Haus,
die Lieder, sie klangen so freudig hinaus.
Ich sang von der Kindheit, von Jugend und Freud',
ich sang von der Liebe, von Sehnsucht und Leid.

Ich zog durch die Lande so weit umher
durch Wälder und Fluren bis weit an das Meer.
Nun bin ich hier wieder in fröhlichem Kreis
und sing' meine Lieder dem Liede zum Preis.

Die Lieder zu singen, ist mir eine Lust,
sie erwecken Erbauung und Mut in der Brust.
Ich sing' früh am Morgen, wenn der Tag erst erwacht,
sing' weiter am Tage bis in die Nacht.
Und wenn mich im Leben das Leid auch mal fand,
dann nahm ich wieder die Harfe zur Hand,
dann rauscht es und klingt es in meinem Gemüt,
zurück kehrt' die Freude in meinem Lied.
Drum sind meine Lieder mir singenswert
und auch das Leben noch lebenswert.

Will weiter nun singen, weils mir beliebt
und weil es auf Erden nichts Schöneres gibt.
Die Schönheit der Frauen besinge ich gern,
besinge die Sonne, den Mond und die Stern'.
Ich sing' und bewund're die schöne Natur
und ziehe nun weiter durch Wälder und Flur.
Drum lasset uns singen, stimmt alle mit ein,
wir wollen noch zeitig des Lebens uns freu'n.
Denn rasch kommt der Tag, da schweiget der Mund,
drum freuet Euch alle der heutigen Stund'.

"Dieses öfter von mir vorgetragene Lied kam immer gut an, natürlich als Minnesänger mit wallendem Haupthaar, weitem Mantel und imitierter Harfe."

Min Handstock

Dat is min Handstock, sau knorrig un scheif,
un knorrig bin auk ik, wie beide häf us leif.
Dei Stock geit mit mit, wo ik auk hengoh,
un bliff auk bi mi, wo ik goh un stoh.
Wi goht sau vaken biärgup un biärgdale,
un ik bin en aulen knorrigen Westfalen.

Hei weit, dat ik up em mi stütte
un an em mi haule, dotou is hei nütte.
Ik mot mi wieden küönen, wännt düster wätt
un ik mot mi haulen küönen bi'n unsachten Trätt.
Hei geiht auk mit mi, wänn 'k mi 'n Drüppen hale.
jau, ik bin ein aulen knorrigen Leesken Westfale.

Un röpp eines Dages dei Herrgott mi an:
"Nu moßt Du trügge kuomen", ik folge dann.
Dann segge ik: "Kumm Frönd Hein, nimm mi bi de Hand,
ik mott nu verlauten min Westfalenland."
Doch minen Stock, den legget bi mi dale un segget:
" Dat was Rudolf, ein echten Leesken knorrigen Westfale."

REGISTER

Aachen 69, 73
Abend, hl. 121
Abendessen 94, 100
Abendmahl, hl. 139
Acht (Kranz für den Sarg eines Nachbarn) 127
Adoption 58 f.
Adventskranz 119
Adventszeit 119
Ahlen (Stadt) 73
Akkordarbeit 37
Ankleiden (am Morgen) 92, 96
Anrede 105
Arbeiten, landwirtschaftliche 15, 18f., 104 ff.
Arbeitsjubiläum 162
Arbeitskameraden 40
Arbeitskameradschaft 163
Arbeitskleidung 96 f.
Arbeitslosigkeit 35, 51
Arbeitsplatzverhältnisse 36
Arbeitszeit 40
Aufbahrung 141
Aufnahme in die Nachbarschaft 66
Auftreten des Gesangvereins in der Öffentlichkeit 79 f.
Aurich 15
Ausfegen 98
Aussteuer 16, 50, 104, 134 f.

Badeanstalt 110
Baden 110
Bäcker 24
Bäume pflanzen 130
Balkan 38
Ballsportverein 81
Barbarazweige 119
Bauer und Knecht 91
Bauern 74f., 145
Bauernhäuser 42
Bauernsprache (Bursprake, festgelegte Weitergabe von mündlichen Nachrichten in einer Bauerschaft) 63, 139
Bayern 69
Beerdigung 62 f.
Begräbnis Glaubensloser 144
Beleuchtung, elektrische 49
Berufsausbildung 25
Berufsausbildung der Tochter 60
Berufswettkampf vgl. Reichsberufswettkampf
Besen 98
Besuch 95, 101
Betriebskantine 40
Betriebsrat 36, 39 f.
Blumen 46
Brauttanz 136
Brautwagen 135
Brautwerber 132
Brautwerbung 132
Brennesseln (bei Beerdigungen) 140
Brieftaubenverein 82
Brotbacken 24
Brotschneiden 104
Bücher 29 f.
Butterbrote 97

Chorleiter 78

Denkspruch (zur Konfirmation) 129, 131
Dienstmädchen 50
Dienstwechsel 104
Dortmund 27, 48
Dreschen 31
Dresden 15
Drittes Reich 36, 74
Dümmer See 77
Dunk (Flurname i. Leeden) 157
Dunkbach (Bach i. Leeden) 15
Duttich (wandfestes Bett) 45
Dyckerhoff (Zementwerk i. Lengerich) 36, 162

Eichhörnchenjagd 48
Eier 98
Eigentum 25, 27, 35
Einkleiden der Leiche 127, 139

Eintopf 99, 111
Eisenbahn 27, 35, 76
Elternhaus 15
Emsdetten (Stadt i. Münsterland) 97
Enkelkinder 59
Erbbegräbnis 109
Erdbeeren 15
Erdkunde 28
Erhaltung von Sitte und Brauch 81
Erntemaschinen 101
"Erntestück" (Trinkgeld für das Gesinde bei Ernteabschluß) 107
Eßbesteck 98
Essen und Trinken 92, 94
Essensvorbereitung 99
Eßkuhlentisch 98
Evakuierte 39

Fahnen (des Schützenvereins) 146
Fahrnachbar (der Nachbar, der Pferd und Wagen hat) 126, 141
Fahrräder 69
Fahrt zur Arbeit 4o f.
Familie 28
Familienchronik 15
Familienfeste 48 f., 127
Familienname 58 f., 157
Fastnachtsgeck 123
Feierabend 102, 107
Feldarbeit 41
das Fell versaufen (Wirtshausbesuch nach der Beerdigung) 143
Fensterln 113
Feste des Radsportvereins 72
Feste der Vereine i. Leeden 76
Frauen in Vereinen 83
Frauenarbeit i.d. Landwirtschaft 106
Freiwillige Feuerwehr 82
Friedhofsgärtner 59
Frühstück, Erstes 92, 96
Frühstück, Zweites 93, 97
Fußboden 110

Gärtner 58 f.
Gärtner (Familienname) 18
Gastwirt 24
Geburtshaus 17
Geburtstag 48
Geburtstagsgedicht 167 f.
Geheimkneipen ("Stilleke Kniepen") 113, 115
Gelegenheitsgedichte 84 ff.
Gelenkrheuma 31
Gemütlichkeitsverein 74
Georgsmarienhütte (Industrieort bei Osnabrück) 27
Gesangverein 65, 74-76, 78ff., 84
Geschwister 25
Gesindedienst 25 ff., 99, 103
Gesindelohn 107
Getreideeinfahren 105
Gleisbau 35
Grab 142
Gras 17 f.
Großknecht 104 f.
Großmagd 26 f.
Grundstück 33 f., 52
Gymnastikgruppen der Frauen 81

Habichtswald (Forst bei Leeden) 17, 117
Hamburg 36, 69
Hamstern 23
Handgeld (das Geld, das bei Vertragsabschluß zur Bekräftigung des Vertrages bezahlt wird) 107
Handwerk vgl. Landhandwerk
Handwerksarbeiten 19f.
Handwerkslehre 103
Hannover (Königreich) 89
Hannover (Stadt) 48, 69
Hasbergen (Nachbarort von Leeden) 78
Haspel (Gerät, um das Garn von der Spule abzuwickeln und in Strähnen zusammenzufassen) 16
Hausbau 52 ff.
Hausputz 110
Hausschlachtung 23
Heimatverein 80 f.
Heirat 50
Heirat der Tochter 60 f.

Heiratenmüssen 132
Heischegang zu Fastnacht 123
Den Helder (Kriegshafen in den Niederlanden) 164
Herd 16
Herdstelle 24
Herzfehler 31
Heuerhäuser 42 ff.
Heuerleute 33 f., 51, 101, 103, 106
Heuerlingsfrauen 17
Hildesheim 27
Hochzeit 106
Hochzeitsbitter 133
Hochzeitsessen 138
Hochzeitsgedicht 166 f.
Hochzeitsgeschenke 133, 135
Hochzeitskleidung 136
Hochzeitsnachfeier 138
"Hochzeitsstück" (Geschenk für das Gesinde) 106
Hochzeitstermin 135
Hochzeitsvorbereitungen 133
Holland 38, 45
Holzfäller 19
Holzschuhe 22
Hungerjahre 31

"Immet" (Erstes Frühstück) 96
Inflation 35
Invalide 36
Iserlohn (Stadt i. märk. Sauerland) 67, 73

Jazzmusik 113
Jubelhochzeiten 78
Jugendliche 132

Kaffeetrinken bei Beerdigungen 143
Kaiser (Deutscher) 30
Kammern 45
Karneval 84 f.
Kartoffeln 20, 46
Kathreiners Malzkaffee 30
KDF-Reisen ("Kraft durch Freude", staatl. Touristikunternehmen während des Dritten Reiches) 41
Kellerräume 46, 55
Kinderarbeit 31
Kinderkarneval 169
Kinderschützenfest 149
Kinderspiele 30
Kirchenchor 76 ff., 83
Kirchgang 21 f., 106, 110f., 113
Kirchgangskleidung 104 f., 111
Kirchenlied 129
Kittel 97
Klassenunterschied 74
Kleiderschrank 45
Kleidung 105
Kleidung der Schützen 147
Kleidung des Gesindes 104
Kleine Magd 26
Klippschule (Schule mit Elementarunterricht) 15
Knecht Ruprecht 120
Kochen 97
Köln 36
Königskette der Schützen 145 f.
Konfessionen 89 f.
Konfirmation 48 f., 129 ff.
Konfirmation, Goldene 131
Konfirmation (Gratulation) 130
Konfirmation (Häusliche Feier) 130
Konfirmationsgeschenke 131
Konfirmationskleidung 130
Kopftragen 24
Korbwaren 97
Korn in das Fach legen 27, 105
Korsofahren des Radsportvereins 69 ff.
Krankenhaus 108
Krankheit des Gesindes 108
Kriegerverein 74 f., 82, 145
Kriegsbrot (minderwertiges Brot aus Mais, Kartoffeln, z.T. auch mit Sägemehl) 31
Kriegsgefangenschaft 37 f.
Kriegsspiel 30
Kriegszeit 31 f.
Küche 42 f.
Küchenschrank 46, 50
Kühehüten 18, 20
Kunstfahren des Radsportvereins 69 ff.

Ladbergen, Heimatmuseum 98
Lagemann (Familienname) 52
Landesgrenze 89
Landhandwerk 15, 19
Landwirtschaft vgl. Arbeiten, landwirtschaftliche
Landwirtschaftlicher Ortsverein 82
Leichenbitter 139
Leichentuch 140
Leichenwagen 141
Leichenzug 142
Leinenaussteuer 134
Leinenkoffer 16
Leinenrolle 16
Lengerich (Stadt südlich von Leeden) 27, 35, 52, 55, 58, 63, 65, 71, 84 f., 90, 108, 110, 146, 149 f.
Lernen 29
Loose (Ortsteil von Leeden) 51, 81, 120, 148
Lotte(Ort nördlich von Leeden) 16, 27, 160

Männerarbeit in der Landwirtschaft 106
Mahlzeiten 102
Maimarkt (in Lengerich) 100
Masken 123
May, Karl (Schriftsteller) 29
Melken 101
Melkmaschine 101
Menerswerth (Familienbezeichnung) 17
Milchsuppe 25
Milchverarbeitung 26
Mitgift vgl. Aussteuer
Mittagessen 99 f.
Möbelaussteuer 134
Münster (i. Westf.) 36, 39, 84
Mütze (Haube) 133
Museumsdorf (in Arnhem) 45
Musik beim Schützenfest 148
Musikkapelle des Radsportvereins 71
Mutter 15, 164 f.

Nachbar, erster oder nächster 63, 133, 136, 139
Nachbarschaft 62 ff., 124 f.
Nachbarschaftsabend 63 ff., 67 f., 127
Nachbarschaftslied 68, 128
Nachbarschaftssatzung 64-68, 124, 126
Nachkriegszeit 38 f.
Nachmittagskaffee (bei Hochzeit) 136 f.
Natrup- Hagen (Nachbarort von Leeden) 89, 142
900-Jahrfeier Leeden 72, 80 f., 158 f.
Nikolaus (Gabenbringer) 120
Norwegen 41
Noune (Mittagspause) 100

Oldenburger Land 97
Osnabrück 15, 69, 112

Pacht 17
Palmsonntag 129
Papst (Familienname) 17
Pauswerth (Familienbezeichnung) 17
Personenhilfe (im Heuerlingswesen) 17
Petroleumlampe 49
Pfannekuchen 16, 98
Pferdehilfe des Bauern (im Heuerlingswesen) 17
Polterabend vgl. Schmücken des Hauses
Präsentkorb 66
Preußen, Königreich 89
Provinzial-Heilanstalt Lengerich 97

Radballsport 69 f.
Radsportverein 68 ff., 161
Räuchern 23
Reclambücher 29
Rehorst (Gut bei Leeden) 17
Reichsberufswettkampf 36f., 41
Reigenfahren des Radsportvereins 69 ff.
Reigenfahrergruppe 70
Reinigung des Hauses 97
Rhein 41
Robinson Crusoe (Jugendbuch) 29

Rodeln 21
Roggenmähen 17, 20
Rückgratverkrümmung 32
Rußland 58

Säen 2o f.
Sarg 141
In-den-Sarg-legen 127
Sargträger (aus der Nachbarschaft) 141
Sargtragen 67
Scheibenhängen (Aufhängen einer Zierschützenscheibe am Giebel des Hauses) 149
Scheibenschießen 145 f.
Schießgruppe des Schützenvereins 82 f.
Schlafkammer 45 f.
Schlafkammer der Knechte 26, 103
Schlagbaum (an der Grenze) 91
Schmiedearbeit 31 ff.
Schmiedelehre 31 ff.
Schmücken des Hauses am Polterabend ("Buntmachen") 65, 68, 124, 133
Schnaps 115
Schneider (im Haus) 22 f.
Schollbruch (Ortsteil von Lengerich) 148
Schützenfest 147 f.
Schützenverein 74 ff., 145 ff.
Schulbibliothek 29
Schule 25, 28 ff.
Schulfächer 28
Schulfeste 30
Schulte-Herkendorf (größter Hof der Bauerschaft Oberberge in Leeden) 18, 26, 51, 59, 98, 103
Schulweg 22
Schwarzbrot 24 f.
Schwindsucht 27, 140
Sensenschärfen 21
Sessührken (Zwischenmahlzeit bei der Ernte um 18.00 Uhr) 100
Smend, Florens (Pfarrer von Leeden, 1845-1916) 130
Sohn 58
Sonntag 21 f., 110
Sonntagsarbeit 114
Sonntagsessen 111, 113 f.
Sonntagskleidung 22
Speichen (eines Wagenrades) 19
Speisenvorbereitung 94
Spielen 20
Spielzeug-Dynamomotor 30
Spielzeugpistole 30
Spinnen 16, 107
Spinnstube (Aufenthaltsraum des Gesindes) 107
Sportplatz 81 f.
Sportverein 84 f.
Sprachgrenze 90 f.
Spritzenhaus 86, 159 f.
Spülen (des Geschirrs) 94, 100
Stallungen 45, 55 f.
Sterbezimmer 140
Stöppelmarkt (in Lengerich) 100
Stube 44, 56 f.
Stuten (Weißbrot) 24
Stutenkerl (Nikolausgebäck) 120
Sylvesterabend 122

Tänze 112, 138
Tageslauf im Haushalt 18, 92
Tagewerk (bäuerliches) 106
Tanzlieder 112
Tecklenburg (ehemalige Kreisstadt) 39
Teufelsgeige (Lärminstrument) 123, 125
Thüringen 38
Tischgebet 99
Tischordnung 93, 99
Tochter 60
Tod und Begräbnis 139 ff.
Todesnachricht 127, 139
Totengeläut 143
Totenkleid 140
Totenlaken 134
Training im Radsportverein 73
Trauergottesdienst 142 f.
Trauerkleidung 142
"Trauerstück" (Kleidungsstück für die Trauerkleidung des Gesindes) 106
Trauerzeit 143
Trauung 135 f.
Trecker 101

Trinkgelder (für das Gesinde) 107
Truhen 137

Uchte (Frühgottesdienst) 121
Übungsabende des Gesangvereins 78 f.
Unterstunde (Mittagspause) 94
Urlaubsreise 41

Vater 15
Vereinsfestschriften 85
Vereinsschriftführer 70 f.
Verlobung 132 f.
Versteigerung, amerikanische 66
Vesper (Nachmittagskaffee) 94, 100
Vieh 17, 108
Viehfutter 24
Viehversorgung 113
Volkstanz 160
Vorarbeiter 39
Vorgiebel (am Bauernhaus) 90

Wäscheschrank 135
Wagenmacher 15
Wagenmacherei 18
Waldbeeren 52
Wanderhändler 97
Wandschmuck 49
Waskhook (-houk) (Teil des Hauses mit dem Spülstein) 44, 47, 96, 100
Weben 107
Wechselschicht 40, 76
Wechte (Ortsteil von Lengerich) 110, 150
Weihnachtsbäckerei 119
Weihnachtsbaum 47, 61, 119 ff.
Weihnachtsbaumschmuck 121
Weihnachtsbescherung 62, 121
Weihnachtsgeschenke 47
Weihnachtskirche 62
Weihnachtskrippe 120
Welfentum 90
Weltkrieg, zweiter 37 f.
Werbeveranstaltung des Radsportvereins 71
Werkstatt 18
Werkzeug 18
Westfale 171 f.
Wettkämpfe des Radsportvereins 73
Windmöller (Familienname) 17
Winkup (vgl. Handgeld) 107
Wirtschaftskrise 51
Wirtshaus 111
Witten (Stadt a.d. Ruhr) 15
Wohnküche 46
Wohnstube 42, 55, 61
Wohnungseinrichtung 42 ff., 56 f.

Zementfabrik (in Lengerich) 35 ff.
Zementfußboden 44
Zimmerei 18
Zimmermann 15
Zollhäuser 89
Zugabeheftchen 30
Zugehen (des Gesindes) 104
20er Jahre (des 20. Jhs) 35

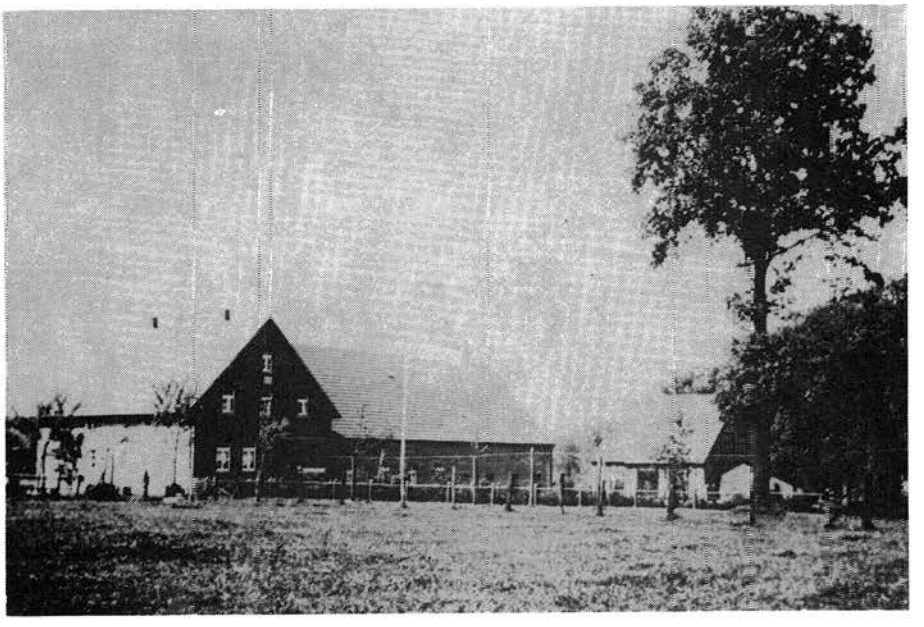


Abb. 1: Stammhof Dunkmann, jetzt Fortmeyer (Leeden-Oberberge 7)

Abb. 2: Geburtshaus von Rudolf Dunkmann in Natrup-Hagen (Aufnahme 1980)

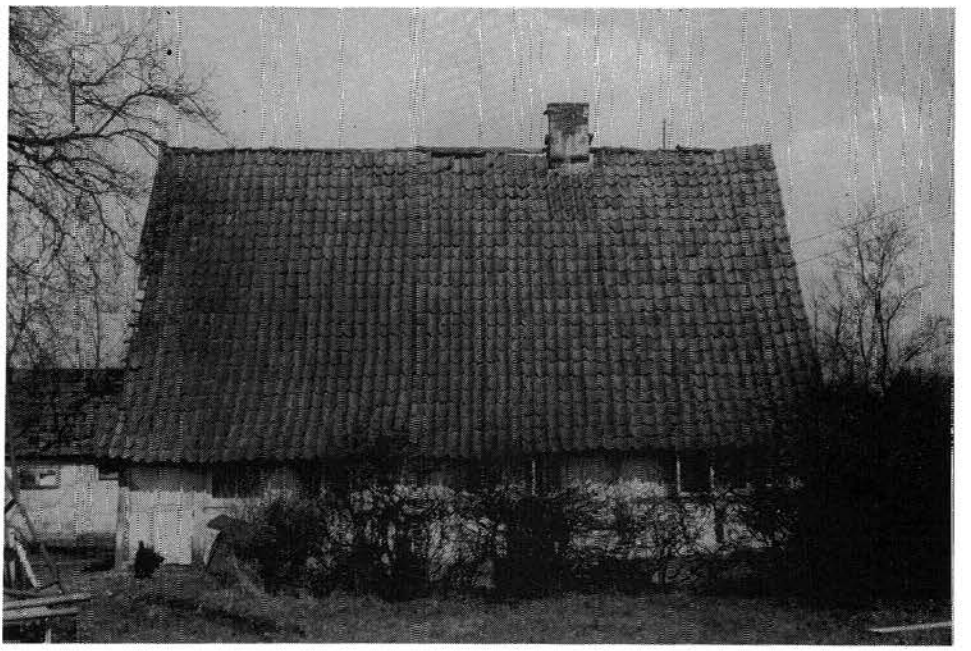


Abb. 3-5: Heuerhaus des Bauern Schulte-Freckling (Leeden-Oberberge 9), in dem Rudolf Dunkmann von 1903-1929 lebte (Aufnahme 1980)

Abb. 6: Rudolf Dunkmann als Zwanzigjähriger, 1922

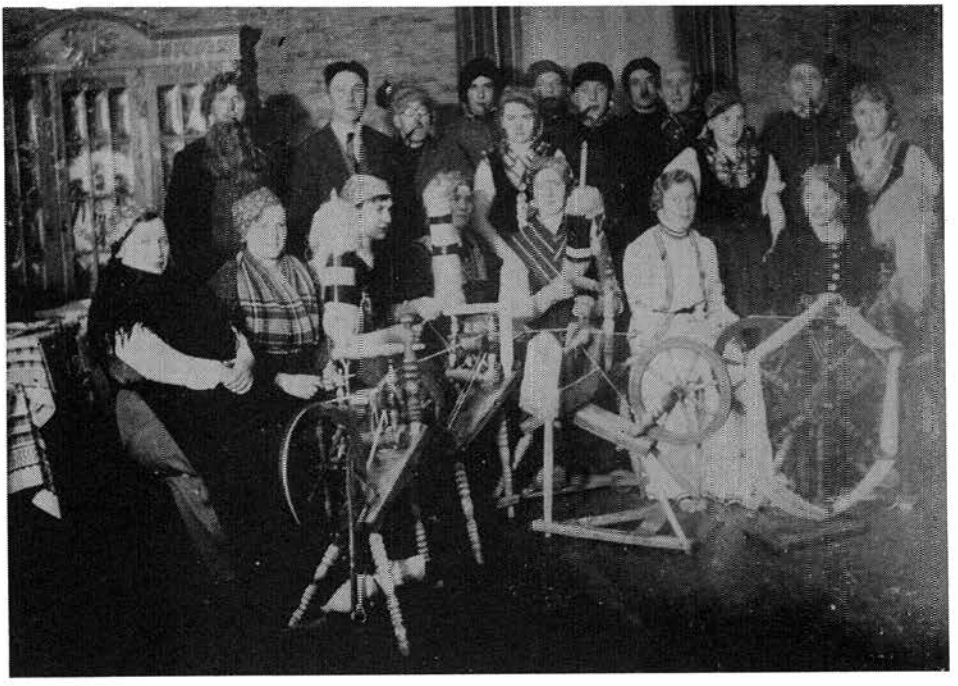


Abb. 7: "Spinnstube", eine Veranstaltung des Kriegervereins Leeden in den dreißiger Jahren. Rudolf Dunkmann: fünfter von rechts

Abb. 8: Rudolf Dunkmann in der zweiten Reihe, links neben dem Banner

Abb. 9: Gruppenaufnahme zum 25-jährigen Jubiläum des Radsportvereins Leeden, 1935. Rudolf Dunkmann: in der ersten Reihe der stehenden Männer zweiter von rechts

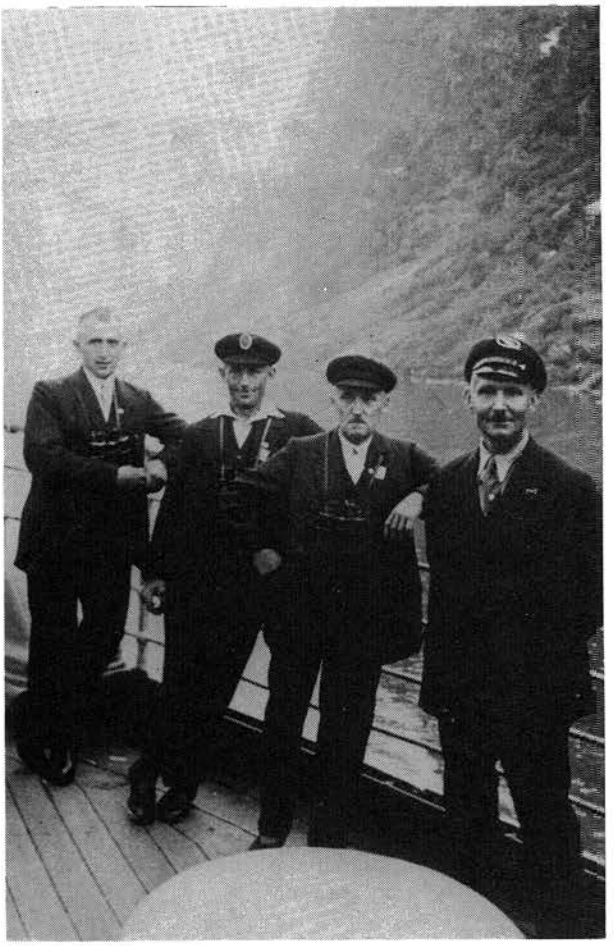


Abb. 10: KDF-Reise nach Norwegen (Hardanger Fjord)
mit drei Kollegen vom Werk Dyckerhoff

Abb. 11: In Hamburg anläßlich des Reichsberufswettkampfes, 1936

Abb. 12 (oben):
In Nisch/Serbien bei der Listenführung des Waffen- und Gerätelagers, 1942/44

Abb. 13 (rechts):
Auf Posten in Holland, 1941. Rudolf Dunkmann in der Mitte

Abb. 14: In "Tropenuniform" auf dem Balkan, 1942/44

Abb. 15: Frau Luise Dunkmann mit Tochter Gerda und Sohn Werner, 1941

Abb. 16: Familie Dunkmann, 1942

Abb. 17 u. 18: Erinnerungsmal an den vermißten Sohn Werner und dessen Freund auf der Höhe des Berggrundstückes von Rudolf Dunkmann

Abb. 19 (rechts): Gedicht, das Rudolf Dunkmann um 1960 über den Verlust seines Sohnes schrieb

Verschollen!

15 Jahre sind's nun geworden
da hörten wir von Dir zuletzt.
Damals schriebst Du vom hohen Norden
und wo befindest Du Dich jetzt?

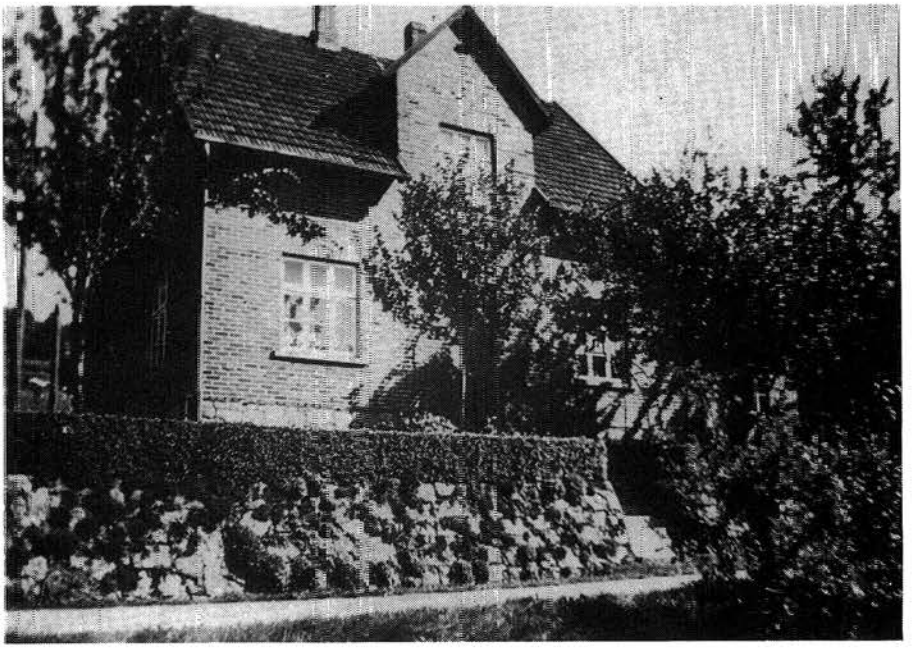
Du hattest manchen Brief geschrieben
mit frohem Mut und ehrlich Willen
Dann sind sie plötzlich ausgeblieben
für mich bliebst Du seitdem verschollen.

Nun weiß ich nicht, bist Du am Leben
in einer Welt voll stummer Qual?
Wann wird man Dir die Freiheit geben
wann endlich kommt die Zeit einmal?

Trägst Du noch immer Gefangenenketten
in dieser ganzen langen Zeit?
Wie gerne würde ich Dich retten
aus diesem schicksalschweren Leid.

Ruhst Du in fremder, kühler Erde,
versunken Du in Meeresflut?
So frag ich, und niemals werde
ich wissen, wo Dein Leib ausruht.

Wohin auch die Gedanken lenken
und wo sie suchend immer gehn
Nur eines weiß ich: Das Gedenken
wird mit bis an mein Ende gehn.



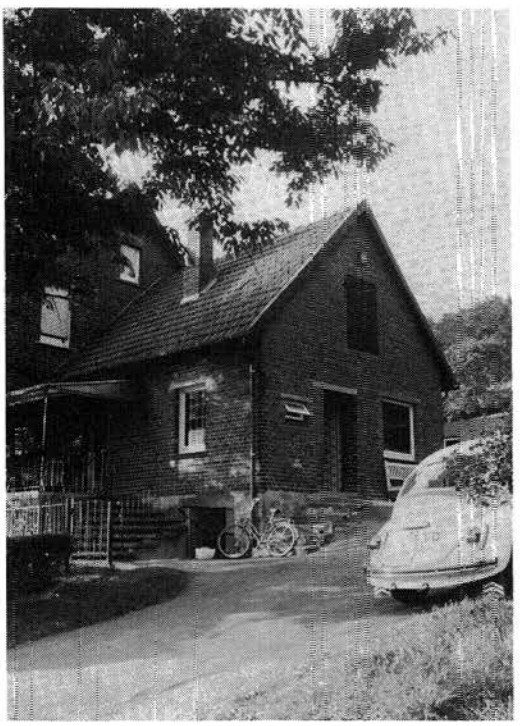
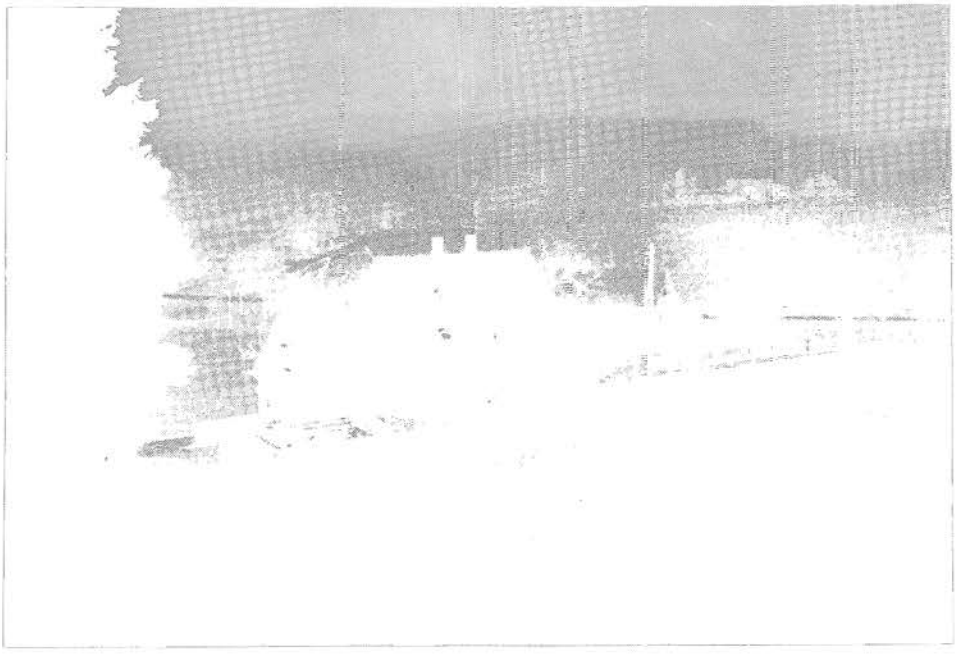


Abb. 20-23: Das Haus der Familie Dunkmann am Ritterkamp in Leeden

oben: Vorderansicht aus den dreißiger Jahren
links: Zufahrt, 1973
rechts oben: Blick vom Hang auf die Rückfront, 1979
rechts unten: Vorderansicht, 197



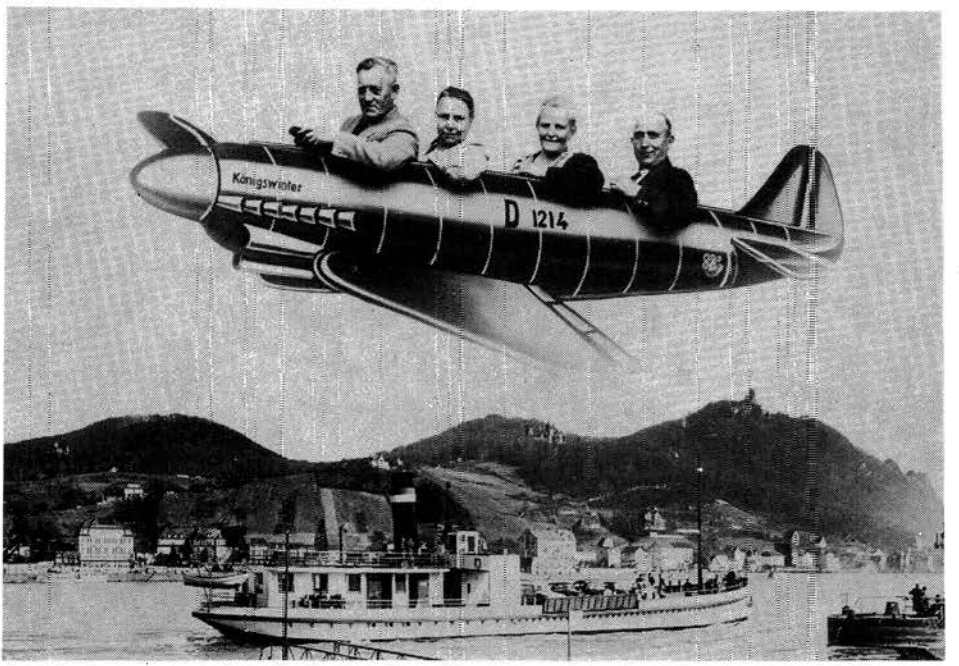


Abb. 24: Erinnerung an den Besuch des Drachenfels in den fünfziger Jahren

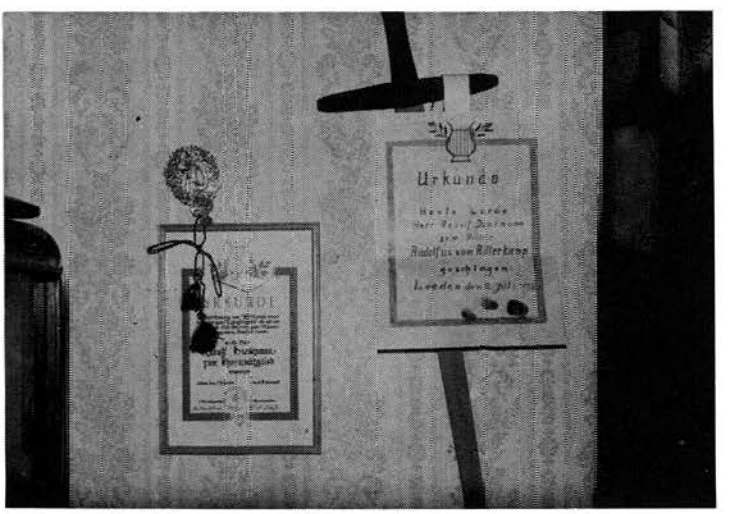


Abb. 26 (oben): Ehrenurkunde des Deutschen Sängerbundes, 1970

Abb. 25 (links unten): Offizielle Urkunde zur Ernennung als Ehrenmitglied des Männergesangvereins Leeden, 1972. Schwert und Urkunde zum "Ritterschlag", überreicht von Freunden aus dem Gesangverein anläßlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft

Abb. 27: Beim Besuch eines Verwandten in der Nähe des Stammhofes mit dem neuen Straßenschild "Dunkbachstraße", 1970

Abb. 28: Zur Erinnerung an die jahrzehntelange Tätigkeit als Schriftführer bei den Loedemer Vereinen, 1977

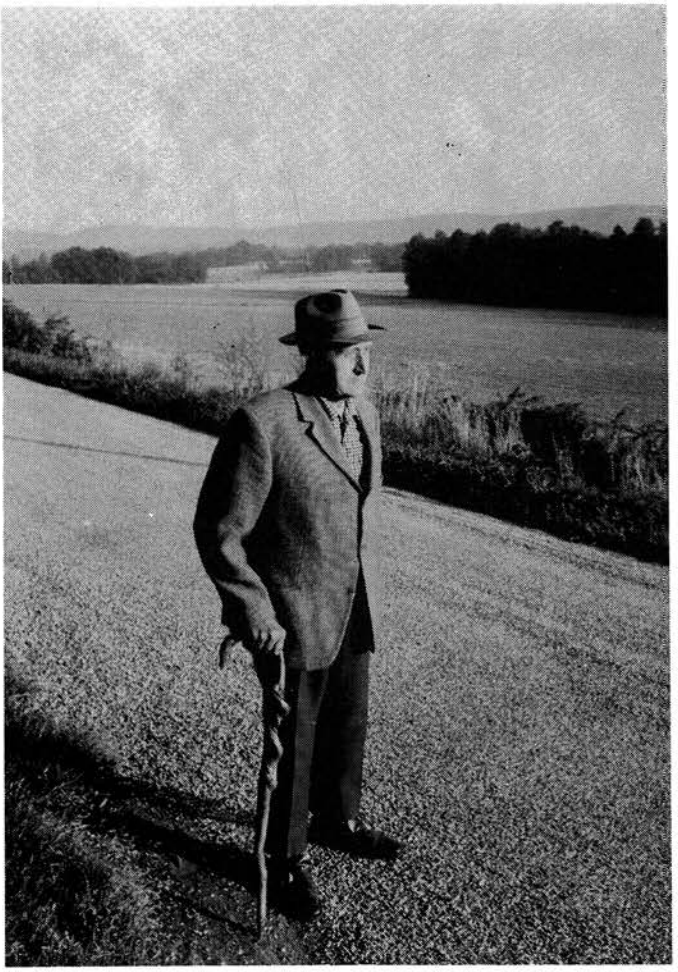


Abb. 29 u. 30: Rudolf Dunkmann, 1973

Abb. 31: Rudolf Dunkmann beim Verkauf von Weihnachtsbäumen, 1979

Bildnachweis:

Familienalbum Dunkmann: Abb. 1, 6 (Aufn. Funke, Osnabrück), 7-17, 20, 24, 27, 28 (Aufn. Foto Lübbe, Lengerich)

Dietmar Sauermann: Abb. 2, 3-5, 18, 19, 21-23, 25, 26, 29-32

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

Heft 1, Knechte und Mägde in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Sauermann, 1979, 2. Auflage, 173 S., DM 12,80.

Heft 2, Engel an Ravensberger Bauernhäusern, von Gertrud Angermann (vergriffen).

Heft 3, Töpferei in Nordwestdeutschland, herausgegeben von Wingolf Lehnemann. Vorträge, gehalten auf der Jahrestagung 1974 der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 1980, 2. Auflage, 291 S., 130 Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 4, Töpferei in Schermbeck, von Helmut Müller, (vergriffen).

Heft 5, Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostwestfalen, von Norbert Humburg. Seine Entwicklung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, 1976, 434 S., DM 13,50.

Heft 6, Weihnachten in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Sauermann. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde. 1979, 2. Auflage, 262 S., 31 Abb., DM 14,80.

Heft 7, Handwerk und Kleinstadt, von Hermann Kaiser. Das Beispiel Rheine, 1978, VIII, 501 S., mit vielen Tabellen, DM 19,80.

Heft 8, Historische Hausforschung, von Konrad Bedal. Eine Einführung in Arbeitsweisen, Terminologie und Literatur, 1978, VI, 186 S., mit 23 Tafeln u. 32 Abb., DM 19,80.

Heft 9, Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1978, VI, 337 S., m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 19,80.

Heft 10, Türkische Arbeiter in Münster, von Halil Narman. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation, 1978, X, 176 S. m. 64 Tabellen im Text, DM 16,80.

Heft 11, Bibliographie zum Schützenwesen in Westfalen, bearbeitet von Gerda Osthoff, 1979, VI, 126 S., DM 12,80.

Heft 12, Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, von Volker Gläntzer, 1980, 306 S. m. 41 Abb., DM 19,80.

Heft 13, Gemeinde im Wandel, herausgegeben von Günter Wiegelmann. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa, 1979, 215 S. m. Abb. im Text, DM 14,80 (vergriffen).

Heft 14, Fachwerkbauten in Westfalen vor 1600, von Fred Kaspar, 1978, VI, 130 S., 47 Abb. u. Tafeln, 1 Faltkarte, DM 16,80 (vergriffen).

Heft 15, Mode und Tracht, von Martha Bringemeier. Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung, 1980, 302 S. m. v. Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 16, Die Arbeit der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 1928–1978 (in Vorbereitung).

Heft 17, Autobiographische Aufzeichnungen des münsterländischen Bauern Philipp Richter (1815–1880), herausgegeben von Helmut Müller, 1979, III, 76 S. m. Abb. u. Taf., DM 9,80.

Heft 18, Nachbarschaften und Vereine in Ahaus, von Burkhard Schwering. Studien zur Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen, 1979, 671 S., DM 29,80.

Heft 19, Novationsphasen der ländlichen Möbelkultur in Minden-Ravensberg, von Berthold Heizmann, 1981, VIII, 216 S., 39 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 20, Häuser und Mobiliar in einem westfälischen Dorf, von Bernhard Klocke, 1980, 262 S. m. 35 S. Abb., DM 19,80.

Heft 21, Geschichte der Alltagskultur, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1980, 174 S. m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 14,80.

Heft 22, Bäuerliches Brotbacken in Westfalen, herausgegeben von Martha Bringemeier, 1980, 136 S., DM 12,80.

Heft 23, Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet, herausgegeben von Dietmar Sauermann, 1980, 178 S., m. 24 S. Abb., DM 14,80.

Heft 24, Hattingen, von Fred Kaspar und Karoline Terlau. Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt vor 1700, 1980, VI, 323 S. m. Abb. i. Text und 4 Karten in Falttasche, DM 19,80.

Heft 25, Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland, herausgegeben von Renate Brockpähler, 1981, VII, 192 S. u. 54 Abb. a. Taf., DM 16,80.

Heft 26, Westfalen in der Neuen Welt, von Walter D. Kamphoefner. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. 1982, 211 S., 40 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 27, Land-Stadt-Beziehungen, von Gertrud Angermann. Bielefeld und sein Umland, 1760–1860, unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau, 1982, 400 S. m. 51 Tab., 7 Ktn. und 8 Schaubildern, 36 Abb. a. Taf., DM 24,80.

Heft 28, Die Kornfege in Mitteleuropa, von Uwe Meiners. Wort- und sachkundliche Studien zur Geschichte einer frühen landwirtschaftlichen Maschine, 1983.

Heft 29, Das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen, von Volker Rodekamp. Ein traditionelles Handwerk im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, 1981, 393 S., 14 S. Abb., DM 19,80.

Heft 30, Koreanerinnen in Deutschland, von Tai-Soon Yoo. Eine Analyse zum Akkulturationsverhalten am Beispiel der Kleidung, 1981, 225 S., DM 14,80.

Heft 31, Realität und Abbild in Stadtdarstellungen des 16. bis 19. Jahrhunderts, von Michael Schmitt und Joachim Luckhardt. Untersuchungen am Beispiel Lippstadt, 1982, X, 172 S. m. 47 Abb. i. Text, 1 Faltkarte, DM 16,80.

Heft 32, Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525 bis 1808), von Christiane Homoet, Dietmar Sauermann, Joachim Schepers. Eine quellenkritische Untersuchung zur Diffusionsforschung. 1982, 204 S., DM 19,80.

Heft 33, Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Herausgegeben von Helmut Ottenjann und Günter Wiegelmann. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, 1982, DM 19,80.